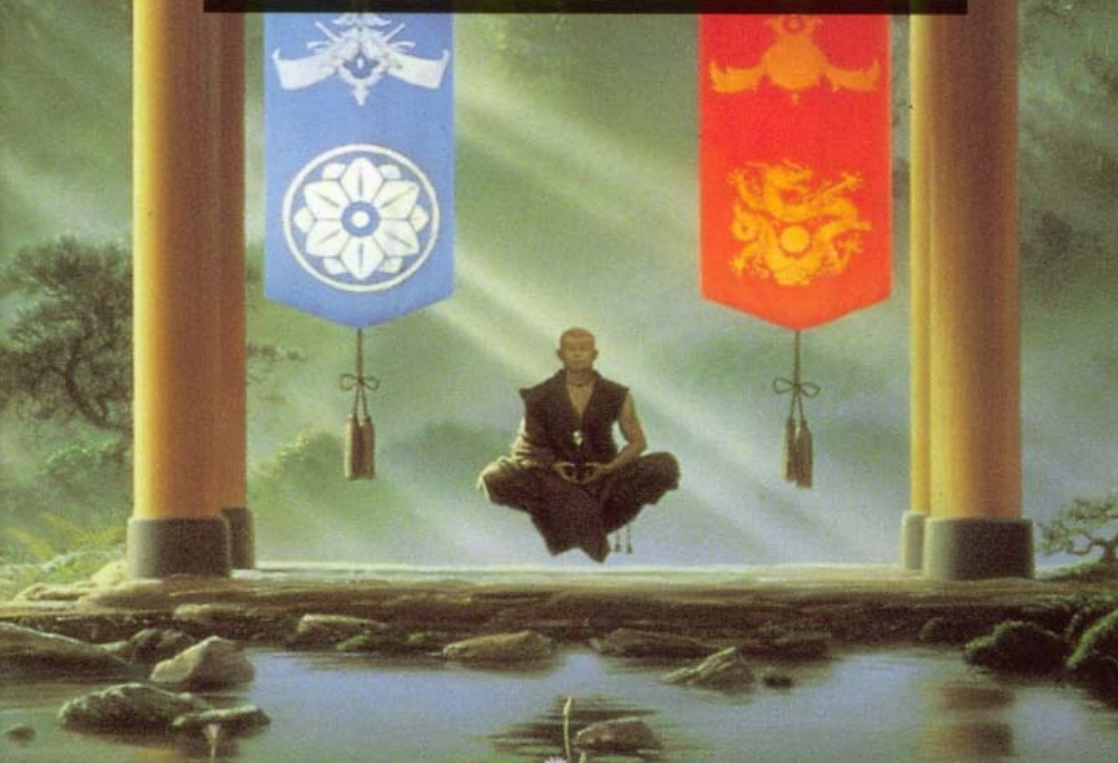


Maureen F.
McHugh
**ABC
ZHANG**

Roman



ÜBER DAS BUCH:

Das kommunistische China dominiert die Erde des 22. Jahrhunderts, das Projekt der Marsbesiedelung schreitet voran. Im zweitklassigen Land Amerika muß man »es schaffen« oder sehr anspruchslos leben: Die Cyberdrachen-Fliegerin Angel kämpft in riskanten Wettrennen um die virtuelle Gunst eines Rummelplatzpublikums. Der junge Ingenieur Zhang hingegen versucht es mit Anspruchslosigkeit, um nicht aufzufallen – seine Homosexualität ist ein Schwerverbrechen. Zunächst hat Zhang Arbeit im Moloch New York, doch da er die Tochter des Vorarbeiters nicht heiratet, verliert er den Job. Die Suche nach einem besseren Leben führt ihn ins ewige Eis und an die Universität der Kulturweltstadt Peking ...

ÜBER DIE AUTORIN:

Maureen F. McHugh studierte Sinologie am Chinese Institute in New York, wo sie fünf Jahre lebte, und lehrte mehrere Jahre Englisch und marxistische Kritik in der chinesischen Provinz Hebei. Sie graduierte an der Ohio State University und erwarb den Grad eines M. A. in englischer Sprache an der New York University. »China Mountain Zhang« war ihr erster Roman. Er erregte Aufsehen und erhielt allenthalben hervorragende Kritiken. 1994 stellte sie ihren zweiten Roman fertig: »Half the Day is Night«. Sie lebt derzeit als freie Schriftstellerin in Ohio.

Maureen F.
McHugh

ABC ZHANG

Roman

Aus dem Amerikanischen übersetzt
von
MICHAEL WINDGASSEN

Deutsche Erstausgabe



**WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN**

HEYNE SCIENCE FICTION & FANTASY
Band 0605276

Titel der amerikanischen Originalausgabe
CHINA MOUNTAIN ZHANG
Deutsche Übersetzung von Michael Windgassen
Das Umschlagbild malte Michael Whelan

Redaktion: Wolfgang Jeschke
Copyright © 1992 by Maureen F. McHugh
Mit freundlicher Genehmigung der Autorin
und Thomas Schlück, Literarische Agentur, Garbsen
Erstausgabe by Tor Books/Tom Doherty Associates, Inc, New York
Copyright © 1995 der deutschen Ausgabe und der Übersetzung
by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München
Printed in Germany 1995
Umschlaggestaltung: Atelier Ingrid Schütz, München
Technische Betreuung: M. Spinola
Satz: Schaber, Satz- und Datentechnik, Wels
Druck und Bindung: Presse-Druck, Augsburg

ISBN 3-453-07972-8

Eine bewährte Art, eine Stadt kennenzulernen, besteht darin herauszufinden, wie ihre Bewohner arbeiten, wie sie lieben und wie sie sterben.

– ALBERT CAMUS, *Die Pest*



China Mountain

Zhang

Der Vorarbeiter spricht Meihua, eine klangvolle Sprache, Singapur-Englisch. »Komm er rüber hier! Weg mit dem Kram! Haben wenig Zeit.« Er ist ein gedrungener kleiner Chinese und oft enttäuscht gewesen. »Jemand für Schneidbrenner, *xing buxing?*«

Gemeint bin ich, der Techniker. »*Xing*«, sage ich. Okay. Das wertvolle Werkzeug soll besser nicht in die Hände der dummen New Yorker geraten. Ich packe mir den Schneidbrenner, stütze ihn mit dem Schenkel ab. Meine Schutzbrille wird dunkel und nimmt mir die Sicht auf die Gebäude ringsum. Nicht einmal mehr das Haus, das es abzureißen gilt, ist zu sehen.

»Okay«, sagt er und tritt zurück, froh darüber, einen ABC-Techniker zu haben. ABC heißt: American Born Chinese oder wie die *Waiguoren*, die Nicht-Chinesen, sagen: Another Bastard Chink. Durch die dunklen Brillengläser sehe ich nur noch die Glut des Brenners, der sich durch verrostete, verdrehte Stahlträger schneidet, die ineinander verflochten daliegen wie ein Knäuel aus Fäden. Der Schneidbrenner geht durch wie Butter, und an den Trennstellen glänzt der Stahl, befreit von Rost.

Flüssiges Metall spritzt wie Quecksilber grellweiß auseinander. Die Luft riecht wie vor einem Gewitter.

Auf spanisch verwünsche ich den Vorarbeiter, doch er hört mich nicht, zum Glück. Er weiß nicht, daß ich Spanisch spreche. Er weiß, daß ich als ein ABC Mandarin – genauer: *Pou-tonghua* – spreche, Amerikanisch und Singapur-Englisch, das die Asiaten *Meihua* nennen und die Waiguoren *Chinglish*. (Waiguoren verstehen den Wortwitz nicht; für chinesische Ohren klingt A-mer-i-ka wie ›Meiguo‹, was soviel wie ›schönes Land‹ bedeutet. Darum spricht unsereins *Meigua*, die schöne Sprache.)

Der Vorarbeiter ist ganz in Ordnung, bedenkt man, daß er direkt aus China stammt. Sein Englisch klingt, als hätte er es auf einer Schule in Shanghai gelernt, was wohl auch der Fall ist. Immerhin spricht er ohne den blasierten Akzent, der unter seinesgleichen üblich ist. Er mag mich. Ich arbeite hart, und mein Mandarin ist besser als das der meisten Amerikachinesen. Ich gehe fast als waschechter Chinese durch. Meine Manieren sind gut. Ich biete ein Beispiel dafür, daß sich das Erbe durchsetzt, selbst in einem so zweitrangigen Land wie dem hiesigen. Vorarbeiter Qian kann sich mit mir unterhalten, und er kennt nicht viele, mit denen eine Unterhaltung in seinem Sinne möglich wäre. »Wieso du hier?« fragt er mich. »Du gescheit. Wieso du nicht in Shanghai?« Er und seinesgleichen glauben, daß der Rest der Welt darauf brennt, nach China zu gehen.

Würde ich nach China gehen, um dort zu studieren, stünden meine Chancen sehr viel besser als hier auf der Baustelle. Vielleicht brennt der Rest der Welt wirklich darauf, in China zu leben. Zugegeben, auch mich reizt es. Aber Spanisch ist meine

erste Sprache. Meine Mutter hieß mit Mädchennamen Teresa Luis. Daß ich wie mein Vater aussehe, verdanke ich einer Genmanipulation, für die meine Eltern viel Geld bezahlten. Davon weiß Qian nichts. Mein Nachname ist Zhang, ich spreche Mandarin, und wenn er mich fragt, warum ich nicht zum Studium nach Shanghai oder Kanton gehe, zucke ich nur die Achseln.

Mein Achselzucken ärgert ihn gewaltig. Er findet, daß eine solche Geste typisch ist für die Gleichgültigkeit und den Fatalismus der Amerikachinesen. Aber chinesisches Aussehen allein ist kein Freifahrtschein nach China. Meine Eltern hatten nur wenig Geld, und an Genen herumzupfuschen ist teuer. Möglich, daß ich äußerlich als Chinesen durchgehe; aber ebenso möglich ist, daß man meiner spanischen Seite auf die Spur kommt. Um mir die medizinische Untersuchung zu ersparen, verzichte ich auf einen Ausreiseantrag.

Es dauert nicht lange, und der Stahl ist zerschnitten. Er kann nun weggeschleppt werden. Ich schalte das Gerät aus; die Schutzbrille hellt auf, und ich kehre zurück in die Wirklichkeit. »Laßt das Zeug noch eine Weile abkühlen«, sage ich. »Und dann weg damit.« Die Männer haben mir beim Schneiden zugesehen. Sie nehmen jede Gelegenheit wahr, um auf der Stelle zu treten und zu gaffen. Der Vorarbeiter steht mit verschränkten Armen da, ohne eine Miene zu verziehen. Auch ich zeige keine Regung. So entsprechen wir dem Vorurteil der Waiguo-ren, die Chinesen für ausdruckslose Monstren halten. Die Männer vermuten, daß wir über ihr faules Herumgelungere verärgert sind, und ziehen sich zurück, um ihre Arbeit wieder aufzunehmen. Sie bilden ein gutes Team. Doch wenn Vorarbei-

ter Qian in der Nähe ist, sind sie zu nichts mehr zu bewegen.

»Zhang«, sagt der Vorarbeiter, und ich folge ihm ins Büro. Drinnen steht über der Tür geschrieben: »Die Revolution lebt in den Herzen der Menschen«, doch die Farbe verblaßt. Der Spruch ist wahrscheinlich zur Zeit der Großen Läuterung aufgemalt worden. Ich glaube kaum, daß Vorarbeiter Qian besonders linientreu ist; er hat zu viele Eigeninteressen im Hinterkopf. Mit dem Spruch über der Tür verhält es sich wohl so wie mit dem Kruzifix, das im Gang zu unserer Wohnung hing, in der ich als Kind gelebt hatte: Man geht jeden Tag daran vorbei. Ich habe keine Religion und glaube weder an Christus noch an Mao Zedong.

»Schon oft gefragt dich, was du mit deinem Leben machen. Du sein guter Junge«, sagt Vorarbeiter Qian. »Du und ich, wir Respekt füreinander, *dui budui*?«

»*Dui*«, antworte ich. Richtig.

»Hier du sein Techniker. Arbeit so lala.«

»*Bu-cuo*«, sage ich. Nicht so schlecht.

»Ich habe Tochter«, sagt Vorarbeiter Qian. »Lade dich ein zu mir nach Hause; Tochter kennenlernen. *Hao buhao*?«

Ich fühle mich diesem Thema, das er nicht das erste Mal anschnidet, kaum gewachsen und antwortete stotternd: »Vorarbeiter Qian, ich ... ich kann nicht ... ich bin nur ein Techniker.«

»Sei kein Narr«, antwortet er und spricht nun Mandarin. »Wie alt bist du? Fünfundzwanzig?«

»Sechszwanzig, Sir.«

»Meine Frau und ich, wir haben eine Tochter. Sie hat hier keinen Anschluß. Ich möchte sie mit einem netten jungen

Mann bekanntmachen.«

»Vorarbeiter Qian.« Ich weiß nicht, was ich sagen soll.

»Ich habe keinen Sohn und werde nicht mehr nach China zurückkehren ...« Daß er es als chinesischer Bürger nur bis zum Vorarbeiter beim Bau gebracht hat, ist eine Schande für ihn. Ich frage mich, was Qian während der Großen Läuterung getan hat, daß er heute derart schlecht dasteht. »Ein Cousin von mir lehrt an der Universität von Shanghai. Ich würde dich als meinen Schwiegersohn dort finanziell unterstützen.«

Das überrascht mich, bestürzt mich. Wie kommt der alte Qian darauf, daß ich einen guten Schwiegersohn abgebe? Von außen betrachtet, wirkt sein Angebot überaus verlockend: Er verspricht mir nicht nur ein Studium an der Universität von Shanghai, sondern darüber hinaus auch eine Einbürgerung durch Heirat, was fast so viel wert ist wie Bürgerschaft von Geburt. Vielleicht böte sich mir die Chance, ein permanentes Aufenthaltsrecht zu bekommen, und seine Tochter hätte dort eine Heimat. Darauf spekuliert der Alte: daß er sich mit seiner Frau in China zur Ruhe setzen und bei seiner Tochter wohnen kann.

»Ich weiß, du hast meine Tochter nicht einmal gesehen«, sagt Vorarbeiter Qian. »Du sollst sie auch nur kennenlernen, mehr nicht.«

»Unmöglich, gütiger Qian.« Aus Verlegenheit werde ich förmlich und gebrauche Wendungen, wie sie in Mandarin-Schulbüchern stehen. »Ich bin unwert.« Ich werde knallrot und ganz heiß im Gesicht. So verlegen bin ich schon Jahre nicht gewesen. »Ich ... ich bin ein Fremder.«

Er winkt mit der Hand ab. »Zufälligerweise am falschen Ort

geboren.«

Ich öffne den Mund, um zu verneinen, bringe aber kein Wort über die Lippen. Die Wahrheit zu sagen, wäre allzu unverschämt. Ich bin unrein, ein Mischling. Ich bin ein Betrüger. Er hat keine Ahnung, was mich betrifft. Wenn ich ihm sagte, wer ich bin, würde er wie ein Narr dastehen, weil er mich für einen Chinesen hält. Er würde sein Gesicht verlieren, und wir müßten leugnen, dieses Gespräch jemals geführt zu haben. Und wenn die Arbeit am Bau getan ist, würde er mir zu verstehen geben, daß die Gesellschaft keine Verwendung mehr für mich hat. Einen neuen Job zu finden, ist äußerst schwierig.

»Denk drüber nach. Lerne sie kennen. Vielleicht paßt ihr zueinander, vielleicht nicht. Es schadet nicht, wenn ihr euch trefft.«

Es ist an der Zeit, ihm reinen Wein einzuschenken. Doch statt dessen nehme ich Reißaus.

Alle sechs Monate gehe ich mit meiner Mutter essen. Sohnespflicht. Teresa Luis wohnt in Pennsylvania, arbeitet aber hier in Manhattan, pendelt also täglich hin und her. Sie hat eine neue Familie, einen Mann und zwei Söhne. Von meinem Vater ist sie während der Großen Läuterung geschieden worden. Vater Zhang lebt an der Westküste, wo er als Manager für ein Unternehmen arbeitet, das hochentwickelte Roboter baut. Ich habe ihn vor fünfzehn Jahren das letzte Mal gesehen.

Ich bin mit ihr auf dem Markt verabredet und verlasse die U-Bahn am Times Square.

Warum sie so gerne auf dem Markt ißt, weiß ich nicht. Aber anscheinend gefällt ihr das schäbige Ambiente der engen Stra-

ßen, der Verkaufsstände und der fliegenden Händler. Sie sagt, die Gegend habe Charme. Meine Mutter arbeitet für Citinet im internationalen Bankgewerbe. Sie ist Büroangestellte und trägt ständig diese uniformähnliche Kluft in tristen Farben und mit Rockschoßen, die bis zu den Kniekehlen reichen. Nicht länger, nicht kürzer. Sie ist sehr religiös, glaubt aber nicht zuletzt auch an Marx und Mao Zedong. Wer sie für töricht hält, irrt sich. Um ihre vermeintlich paradoxe Haltung zu erklären, bemüht sie Kierkegaard und Heiler – durchaus überzeugend.

»Hallo«, sagt sie und nimmt mich in den Arm. Ich zweifle zwar nicht daran, ihr Sohn zu sein, bin mir aber dennoch nie ganz sicher. Unser Verhältnis ist ziemlich oberflächlich. Vielleicht liegt es daran, daß wir nur wenige Gene gemein haben. Wir stehen zueinander wie Verwandte zweiten Grades.

»Zhong Shan, was ist los mit dir?« Zhong Shan ist mein chinesischer Name, der auf einen Revolutionshelden zurückgeht. Außerdem heiße ich Rafael nach meinem Urgroßvater mütterlicherseits, der vor dem großen Zusammenbruch Gewerkschaftsfunktionär war und Parteimitglied zur Krisenzeit der Zweiten Depression. Später, während des amerikanischen Befreiungskrieges, wurde er als Märtyrer verehrt.

»Ich stecke in Schwierigkeiten«, sage ich und berichte ihr von Qians Angebot. Mein Blick ist derweil auf die Kupferkontakte an ihrem Handgelenk gerichtet. Im Vergleich dazu sehen meine Kontakte eher wie blaue Hecken aus. Sie schließt sich tagtäglich an ihr Terminal an; ich gebrauche meine Anschlüsse nur, wenn ich mit Maschinen arbeite. Über diese Anschlüsse hat Vorarbeiter Qian Zugriff auf meine Daten, wenn auch nur auf die allgemeinen Kenndaten. An die geschützten Informationen kommt

er nicht ran. In der allgemeinen Personaldatei ist meine Mutter als Li Taiming aufgeführt, also mit dem Namen, den sie sich während der Zeit als aktives Parteimitglied zugelegt hatte.

Sie sagt: »Chinesen sind die weltweit schlimmsten Rassisten.« Ihr Kommentar ist weder überraschend, noch hilft er mir weiter. Sie steht nicht allein mit ihrer Ansicht; diese aber laut auszusprechen, ist politisch äußerst unklug. »Wie wirst du dich jetzt verhalten?« fragt sie.

»Sein Angebot ablehnen. Ich kenne das Mädchen nicht einmal. Selbst wenn sie mir gefallen würde ... für einen Antrag muß ich mich medizinisch untersuchen lassen. Das mag ja noch gut ausgehen, aber durch die Herkunftsüberprüfung, die dann ansteht, werde ich mit Sicherheit durchfallen.« Vor dem Gesetz sind zwar alle gleich, doch hier am anderen Ende der Welt, in den Sozialistischen Staaten von Amerika, weiß jeder, daß diese Gleichheit de facto nicht existiert. Wir leisten unseren Tribut an Rom und Bejing, sind aber weder da noch dort willkommen. Unglücklich der Tag, an dem ich geboren wurde.

»Laß dich doch ruhig zum Dinner einladen«, sagt sie. »Vielleicht kann dich die Tochter des Hauses nicht leiden. Du könntest deine gute Erziehung vergessen und husten, ohne die Hand vor den Mund zu legen.«

»Das wäre Betrug«, sage ich, »und du hast mir immer eingeschärft, daß durch Lügen alles nur schlimmer wird.« Dabei ist allein mein Gesicht schon eine Lüge, eine Lüge, die sie gebilligt hat. Ich bin sicher, daß sie meinen verdeckten Hinweis heraus hört, doch ihre Widersprüche sind für uns kein Thema.

Obwohl sie mich nie berührt, scheint es mir für einen Moment, daß sie die Hand ausstrecken und mir tröstend auf den

Arm legen will – was mir peinlich wäre.

»Der Revolution ist keine Schuld zu geben«, sagt sie. »Fehler machen nur einzelne Menschen, die diese Revolution vorantreiben.«

An den Sozialismus glaube ich genausowenig wie an den Kapitalismus. Regierungen sind übermächtig; wir, die kleinen Leute, überleben in Grauzonen. Kalter Trost.

Es gibt ein Spiel, mit dem ich mir oft die Zeit vertreibe, wenn ich allein bin unter Menschen. Ich spiele es während der Fahrt nach Hause, unterwegs in jener dreihundertjährigen U-Bahn, die durch die Gedärme der Stadt auf den Grund der Insel hinab und unter dem verstopften Hafen hinweg nach Brooklyn führt. Mein Spiel heißt: Ich nehme die Person eines anderen an.

Ein Mann liest eine Wett-Zeitung und überlegt, auf welches Pferd er setzen soll. Ein Büroangestellter in weitgeschnittenem Anzug. An diesem Abend bin ich eine Energietechnikerin. Die junge Frau sitzt unter einem Schild, auf dem die Telefonnummer einer Informationsstelle aufgeführt ist, die Auskunft erteilt für diejenigen, die auf den Mars umzusiedeln wünschen. Sie trägt das Grün der Edison Fission Authority, und die strammen Waden wölben die engen Hosenbeine des Overalls. Den ganzen Tag über verkauft und verteilt sie Strom, und ich stelle mir vor, daß die gesamte Energie der Stadt durch ihre Hände geht, daß die statische Ladung, die sich um sie herum aufbaut, ihre Haare zu Berge stehen läßt – was in Wirklichkeit natürlich nicht der Fall ist. Sie sitzt an einem Computer und gibt Daten ein, beobachtet den Energieverbrauch, setzt Kapazitäten frei, wenn der Bedarf steigt und schließt die Speicher, wenn der Bedarf fällt.

Der Zug hält am Bahnhof von Lawrence an; die Türen gehen auf. Meine Energietechnikerin steigt aus, und ich bin wieder Zhang: fast einsachtzig groß, vierundsechzig Kilo schwer, an der Tür lehrend mit gespreizten Beinen, um Gleichgewicht zu halten. Über mir hängt ein Schild mit englischer, spanischer und chinesischer Aufschrift: »Nicht an die Tür lehnen.« Ich könnte im Zug bleiben, bis nach Coney Island hinausfahren und mich vergnügen. Aber dem Problem auszuweichen, das Vorarbeiter Qian aufgeworfen hat, hilft nicht weiter, und außerdem bin ich von der Arbeit viel zu müde.

Trotzdem fahre ich bis zur Endstation durch. Coney Island war einmal eine vornehme Wohngegend direkt am Wasser. Doch dann trieb der Gestank, der vom Meer herbeiwehte, die Anwohner weg. Es riecht mittlerweile längst nicht mehr so schlimm, da alles Wasser, das in die Bucht strömt, gefiltert wird. Doch Coney Island ist keine gute Adresse mehr. Junge Leute sind hierher gezogen, haben die billigen Wohnungen in Beschlag genommen und Kommunen gegründet. Jeder kennt hier jeden. Bald werden auch andere Schlange stehen, um eine Wohnberechtigung für diese Gegend zu beantragen; dann machen wieder kleine Lebensmittelläden auf. Doch noch ist Coney Island grau und im Übergang begriffen, und Lüstlinge wie ich fahren hierher, um ihre Fühler auszustrecken.

Grau ist ein gutes Wort. Es dämmt, als ich die Straße entlanggehe; die Häuser sind grau, der Wind vom Wasser riecht grau und nach Asche. Es ist still. Stille verspricht hier draußen nichts Gutes. Obwohl meine Jacke kaum wärmt, spaziere ich ans Ufer. Ich frage mich, ob es im Hafen erneut gebrannt hat, aber es kann auch sein, daß die Asche am Wasserrand alt ist.

Ich gehe über die zersprungene Betonpiste längs des Ufers. Sand knirscht unter den Schuhen. Ein junger Mann steht vor einer Bank, und mein Herz fängt schneller zu schlagen an. Er scheint um die zwanzig zu sein, jünger als ich. Er trägt einen Overall in Einheitsblau, spack an Schenkeln und Hüften. Obwohl er dunkelhäutig ist, kommt mir sofort Peter in den Sinn. Wir sehen uns an. Sein Blick ist arrogant und finster, bleibt aber lange genug auf mich gerichtet, daß er sich als Einladung auffassen läßt. Ich überlege, ob ich Halt machen und fragen soll, was er so treibt, gehe aber weiter. Ich bin nicht gekommen, um zu palavern. Als ich zurückblicke, sehe ich, daß er steifbeinig in die entgegengesetzte Richtung davonschlendert.

Ich treffe auf eine Telefonzelle. Die Kette an der Armspange ist kurz, was zum Zweck hat, daß Randalierer sie nicht allzu leicht aus dem Apparat herausreißen können. Ich lege die Spange an und fummle einhändig nach meinem Adressbuch und lese Peters Nummer ab. Klickend kommt die Verbindung zustande. Ich warte auf Antwort. Mir ist durch und durch kalt; nur die Anschlußstelle am Handgelenk scheint warm zu sein, was aber bloß eine Täuschung ist, hervorgerufen durch die Reizung der Nerven am Kontakt.

»Ich bin's, Zhang«, sage ich.

»Hey«, antwortet Peter. Er ist offenbar beschäftigt, denn er schaut nicht mich an, sondern blickt nach unten in Richtung Schoß.

»Hey. Ich bin am Strand.«

Er merkt auf, richtet die blaugrauen Augen auf mich. »Ja? Komm vorbei!« sagt er spontan.

Peter wohnt in einer verlotterten Kommune; Lenin weiß, wie

er und seine Mitbewohner an den Berechtigungsschein herangekommen sind. Offenbar war es vor fünf Jahren noch sehr viel leichter, eine Wohnerlaubnis für Coney Island zu erhalten. Die Parole über der Tür lautet: »Die Kraft im Herzen des Volkes ist die Revolution« – ein Spruch von Xiao Hongshu aus dem kleinen Roten Buch. Ich lege mein Handgelenk an den Kontakt, und die Tür springt auf. Anscheinend hat Peter meine Ankunft dem Haus gemeldet.

Ich steige über die Treppe nach oben, denn ich bilde mir ein, daß mich Peters Haus nicht leiden kann, und darum meide ich den Fahrstuhl. Peter wohnt im zweiten Stock. Ich klopfe an. Er öffnet die Tür und küßt mich im Flur. Hier nimmt niemand Anstoß, beteuert er immer wieder; trotzdem bin ich nicht einverstanden damit. Wenn bekannt würde, daß ich andersherum bin, würde ich meinen Job verlieren. Zugegeben, Lisa und Aruba, die nebenan wohnen, wären die letzten, die uns anschwärzen würden.

»China Mountain«, sagt er, »wo hast du gesteckt?« ›China-berg‹ ist eine mögliche Übersetzung meines Namens. Peter gefällt sie.

»Ich arbeite«, antworte ich. »Hast du *Pijiu* im Haus?«

Er gibt mir ein Bier. Peter und ich haben drei Monate zusammengelebt; wir sind nach wie vor gute Freunde. Als Liebhaber taugen wir weniger gut. »Kommst du mit zum Drachenrennen?« fragt er. Auch er arbeitet den ganzen Tag über, doch Mangel an Schlaf hat ihm nie etwas ausgemacht.

Nein, ich habe keine Lust, zum Drachenrennen zu gehen. »Vorarbeiter Qian will mir ein Studium an der Universität von Shanghai finanzieren.« Ich setze mich auf eins der dicken

Kissen und sinke, wie in den Arm genommen, darin ein. Gleich wird mir wärmer.

»Das nenne ich eine Überraschung.« Auf seiner Stirn zeigen sich drei kleine Falten. Die Augenbrauen heben sich wie Möwenflügel. Die Haare sind heller als der Sommerteint, der langsam wieder verblaßt.

»Er will, daß ich seine Tochter heirate. Ich soll zur Uni gehen und einen Job in China annehmen, damit er sich dort zur Ruhe setzen kann.«

Peter scheint vor Lachen losprusten zu wollen, doch statt dessen nimmt er einen tiefen Schluck aus seiner Flasche. »Das soll doch wohl ein Witz sein, oder? Ich meine, solche Ehearrangements sind immerhin ziemlich feudalistisch.«

»Ja, der Alte ist nun mal so.«

Peter denkt eine Weile nach. »Kannst du ihm nicht sagen, daß du verlobt bist?«

»Nein, er hat mich schon gefragt.«

Peter schüttelt den Kopf. »Mann, dein Leben ist wirklich kompliziert.«

Allerdings.

»He, China Mountain, sitz nicht da wie versteinert. Du ziehst dich wieder ganz in dich zurück. Wie ein typischer Chink. Hör auf damit, Rafael.«

»Ich hätte nicht kommen sollen«, antworte ich schmollend.

»Schuldgefühle und Wehleidigkeit, immer das alte Lied. Laß dich nicht hängen und komm mit zum Drachenrennen. Ich stelle dich einem der Wettkämpfer vor. Er ist dünn und blond. Du könntest deiner Leidenschaft für strohgelbe Typen wieder auf die Sprünge helfen. Er hat in seinem hübschen Köpfchen

zwar kein Hirn, ist aber durch und durch *hao kan*.«

»Wenn ich die Nacht durchmache, bin ich morgen ein Wrack.« Trotzdem begleite ich Peter zum Washington Square, wo bis zum frühen Morgen seidene Fluggebilde im Scheinwerferlicht rot und gelb durch die Luft schwirren. Doch Peters Bekannter läßt sich nicht blicken.

Tags darauf, Freitag. Ich kehre in meine Wohnung zurück, gehe unter die Dusche, ziehe mich um und fahre mit der Bahn nach Manhattan. Wie kommt Peter bloß zurecht? Ich bin um Viertel vor sieben auf der Baustelle und trinke Kaffee in der trügerischen Hoffnung, wach genug zu werden, um mir nicht zufällig mit dem Schneidbrenner die Füße abzutrennen. Vorarbeiter Qian kommt gegen halb acht. Ich weiß nicht, was ich ihm sagen soll. Ich sage ihm, daß ich eine Freundin habe. Ich sage ihm, daß ich als Schmuggler und Schieber illegaler Waren nicht der Richtige bin. Ich sage ihm, daß ich gegen feudalistische Arrangements bin. Ich sage ihm, daß ich unheilbar krank bin und nur noch sechs Monate zu leben habe.

Er zitiert mich in sein Büro. Mir fällt auf, daß ihm die Wangen über die Kinnlade hängen. Er sieht aus wie ein müder Bullterrier. Ich starre über ihn hinweg auf die Wand in seinem Rücken.

»Ingenieur Zhang«, sagte er auf mandarin. »Bitte, komm am Sonntag zum Dinner zu uns nach Hause.«

Die Wand ist weiß und muß gestrichen werden. »Danke für die Einladung, Vorarbeiter Qian«, antworte ich. »Es ist mir eine Ehre.« Dann schleiche ich mich nach draußen an die Arbeit.

Ein schrecklich langer Tag. Vorarbeiter Qian grinst mir als

seinem zukünftigen Schwiegersohn bei jeder Gelegenheit zu. Die Kollegen spüren, daß etwas im Busch ist, und weil Qian die ganze Zeit über auf der Baustelle herumlungert, wird kaum etwas geschafft. Ich ermahne sie niemals direkt, denn das nützt wenig. Statt dessen drücke ich mein Mißfallen auf Umwegen aus. Aber mit den Gedanken bin ich woanders. Am Mittag lege ich mich auf einen Sack Zement in die Sonne und decke die Augen mit dem Unterarm ab. Obwohl die Unterlage recht unbequem ist, schlafe ich ein, schrecke aber wenig später wieder auf und trinke Kaffee. Um vier Uhr ist Schicht. Ich verteile die Lohnbons unter den Kollegen und sage: »Das habt ihr euch sauer verdient.«

Ich höre, wie Kevin aus Queens hinter vorgehaltener Hand spottet: »Qian hat unserem Bastard wieder mal den Arsch aufgerissen.«

Du hast ja keine Ahnung.

Am Abend lege ich mich für fünf Stunden ins Bett; gegen elf treffe ich Peter, und gemeinsam gehen wir zur Party eines Freundes. Ich nehme mir vor, um zwei, spätestens um drei wieder zu Hause zu sein. Doch es ist acht, als ich endlich ins Bett falle. Ich verschlafe den halben Samstag. Obwohl ich fest entschlossen bin, den Abend zu Hause zu bleiben, treibt es mich am Ende hinaus zu Freunden, mit denen ich mir ein Video ansehe. Sonntagmorgen bin ich, wie immer um diese Zeit, hundemüde. Ich kehre in eine Wohnung zurück, die unbedingt einmal sauber gemacht werden müßte. Die Wohnung ist klein und läßt sich ohne großen Aufwand wieder in Schuß bringen. Trotzdem schiebe ich die notwendige Aufräumaktion seit Wochen vor mir her.

Gegen sechs kreuze ich in einem Wohnkomplex bei Bay Shore auf. Apartment sechzehn. Mein Gastgeschenk ist Sun-zis Klassiker über Kriegsstrategien, in Geschenkpapier gewickelt. Zwar glaube ich nicht, daß Vorarbeiter Qian an diesem Thema sonderlich interessiert ist, aber daß ich ihm die Lektüre von Klassikern zutraue, wird ihm wohl schmeicheln.

Qians Tochter macht mir die Tür auf. »Sie sind bestimmt Ingenieur Zhang«, sagt sie. »Ich bin Qian San-xiang.«

Sie ist erstaunlich häßlich, häßlicher als häßlich. Mit den Knochen im Gesicht scheint etwas nicht zu stimmen.

Sie ist ein flachgesichtiges Mädchen zwischen zwanzig und zweiundzwanzig Jahren, dem Aussehen nach aus dem südlichen China stammend. Selbst nach chinesischem Standard sind ihre Augen winzig. Das kleine, trübe Gesicht ist so unansehnlich, daß ich unwillkürlich mit den Augen zwinkere. Ich vermute einen Knochendefekt als Ursache dafür, daß ein Kinn kaum vorhanden ist. Sie mustert mich mit ausdrucksloser Miene, senkt dann den Blick und schaut zur Mutter hinüber, einer Matrone von Frau, die in die Hände klatscht und mir zulächelt. Vorarbeiter Qian taucht in der kleinen Diele auf und ruft Hallo. Zu viert stehen wir im engen Vorraum. San-xiang schlüpft zwischen Vater und Mutter ins Zimmer nebenan.

»Laß dir die Jacke abnehmen«, sagt die Mutter. »Ich heiße Liu Su-ping.« Chinesinnen tragen nicht den Namen des Mannes, und mir wird klar, daß ich hier in dieser Wohnung den Westen verlassen habe.

Ich schüttele die Jacke ab und lege unauffällig mein Geschenk auf das Tischchen neben der Tür. Als höfliche Person, die ich bin, mache ich kein Aufhebens darum; die Qians sind

höflich genug, um von meinem Mitbringsel keine Notiz zu nehmen. Wir betreten das Wohnzimmer; es steht voller schwerer Holzmöbel, die allem Anschein nach aus China mitgebracht worden sind. Durch das Fenster fällt der Blick hinaus auf den Hafen. Die Wohnung ist hübsch, aber ungewöhnlich voll. Ich setzte mich und lehne dankend das Angebot eines Begrüßungstrunks ab.

»Ach, bitte nimm doch«, insistiert Liu Su-ping. Ihre kleinen Hände liegen immer noch fest aufeinander. Nein danke. Ob ich denn wirklich auf eine Tasse Tee verzichten wolle? »San-xiang«, ruft sie, »bring dem Ingenieur Zhang eine Tasse Tee.«

»Nein, machen Sie sich keine Umstände«, sage ich. Ich bin kein Ingenieur, sondern bloß ein Techniker. Meine Ausbildung hat zwei Jahre gedauert und nicht vier. Ich mag es nicht, wenn man mich Ingenieur nennt.

»Den Tee hat mir meine Schwester geschickt. Drachenquell-Tee aus Kanton«, sagt sie.

Nachdem ich dreimal das Angebot ausgeschlagen habe, kann ich nun getrost annehmen. Ja, ein Täßchen Tee ist nicht zu verachten. Es ist einfacher, ein Angebot anzunehmen, als den Geber davon zu überzeugen, daß man nicht bloß höflich ist, sondern wirklich nicht will.

Während San-xiang Tee macht, wird es peinlich still.

»Tja«, sage ich auf mandarin, »was ich Sie immer schon mal fragen wollte, Vorarbeiter Qian: Woher stammt eigentlich Ihre Familie?« Immerhin kommt jetzt eine kleine Unterhaltung in Gang. Seine Familie kommt aus Chengde im Westen Chinas. Ihre Familie kommt aus Wenzhou im Süden. Sie trafen sich, als er für zwei Jahre in ihrer Provinz arbeitete. Woher meine Fami-

lie stammt?

Ich kann nur sagen, daß ich das nicht weiß. Vater Zhang ist in den Staaten geboren und aufgewachsen. Mein Großvater lebt an der Westküste, aber ich habe ihn seit zwanzig Jahren nicht gesehen. Und weil es mir unangenehm ist, über meine Mutter zu sprechen, erwähne ich sie nicht.

»Dein Mandarin ist ausgezeichnet«, sagt Liu Su-ping. »Wo hast du es gelernt?«

»Ich bin in Brooklyn zur Mittelschule für Theorie und Geschichte gegangen; dort wird ausschließlich Mandarin gesprochen«, antworte ich. »Leider bin ich immer das Schlußlicht der Klasse gewesen. Mein Mandarin ist schlecht.«

O nein, nein, sagen sie; es ist sehr gut, fehlerfrei. Ach was, entgegne ich; sie wollen mir nur schmeicheln.

Wieder tritt Schweigen ein. Was mich tröstet, ist der Umstand, daß ich keinen guten Eindruck machen darf.

San-xiang bringt den Tee auf einem Tablett. Aus einer hübschen Porzellankanne schenkt sie ein. Der Tee ist gut, dampfend heiß und stark. Ich lobe sie dafür.

San-xiang nimmt Platz und senkt den Blick. Sie ist nett angezogen, salopper als ich es erwartet hatte. Vorarbeiter Qian trägt einen handgeschneiderten Overall so wie täglich zur Arbeit. San-xiang und ihre Mutter dagegen tragen Hosen und darüber ein weites Hemd mit Mandarin-Kragen. Ganz leger. Die Kleider scheinen aus China importiert zu sein. Ich bin viel zu förmlich und konservativ angezogen und trage ein langes schwarzes Hemd, das bis zu den Waden hinabreicht. Ich habe mich auf eine förmliche Begegnung eingestellt. Jetzt ist es zu spät, daß ich mir darum Sorgen mache. Wäre ich doch bloß mutig genug

gewesen, etwas wirklich Ungezogenes zu tun.

Nach einer Weile steht San-xiang auf, geht hinaus in die Küche und kehrt mit Knabberzeug zurück: Erdnüsse, kandierte Walnüsse und falsche Wachteleier. Ich hasse falsche Wachteleier, koste aber artig von allem, was mir geboten wird.

Nur gut, daß ich morgen schon früh aus dem Bett muß; so habe ich eine Entschuldigung dafür, mich zeitig verabschieden zu können.

Die Mahlzeit verläuft so wie der ganze Abend, das heißt schleppend und unerquicklich. Das Essen ist gut: gefülltes Schweinefleisch mit hartgekochten Eiern, dazu Mehlklöße und frischer Salat, zum Abschluß eine Suppe. Ich unterhalte mich mit Qian über die Arbeit. Seine Tochter wechselt mit mir im Verlauf des Abend kaum ein Wort. Ich warte darauf, sie sprechen zu hören. Wenn sie den Mund aufmacht, tönt es hell und zart. Ihre Stimme klingt wie die eines jungen Mädchens. Ich weiß, daß sie knapp über zwanzig ist. Ein wohlbehütetes Kind, denke ich.

Gegen neun entschuldige ich mich und sage, daß es nun Zeit sei aufzubrechen, denn morgen würde ich pünktlich und ausgeschlafen zur Arbeit erscheinen müssen; mein Boss sei außerordentlich streng. Vorarbeiter Qian lacht. »Schön, daß du gekommen bist. Wir haben nur selten Gäste.«

Das überrascht mich nicht; als Gastgeber sind die Qians nicht besonders unterhaltsam und charmant. »Es war ein schöner Abend«, lüge ich.

»Mir ist aufgefallen, daß ihr zwei kaum Gelegenheit hattet, euch näher kennenzulernen«, sagt Vorarbeiter Qian. »Das nächste Mal müßt ihr mehr Zeit miteinander verbringen.«

San-xiang wirft einen scheuen Blick auf die Mutter. Ich spüre, wie mir das Blut ins Gesicht schießt. Warum klingt sein Vorschlag so anstößig? Er ist nicht sexuell gemeint, trotzdem fühle ich mich geradezu kompromittiert. »Ja«, sage ich. »Vielleicht haben wir das nächste Mal Gelegenheit, miteinander zu reden.«

»Wie wär's mit Samstag? Nehmt euch Zeit und lernt euch kennen.«

Lenin und Mao Zedong. Ich lächele wie ein Idiot. »Ja, das wäre schön.«

»Abgemacht«, sagt Vorarbeiter Qian. »Die Entscheidung, wie ihr den Tag verbringen wollt, liegt ganz bei euch. Und wir sehen uns morgen.«

Die Tür geht zu. Ich stehe im Flur und starre auf die Klinke. O Scheiße!

»Vielleicht hat Ihre Tochter Lust, mit mir ins Kino zu gehen«, schlage ich dem alten Qian vor. Wir spielen eine häßliche Komödie miteinander, etwa in der Art wie Shakespeares *Maß für Maß*: ein komisches Problemstück über Sittenverfall und den verzweifelten Versuch, zwei Personen zu verkuppeln, die nicht zusammenpassen.

Er nickt, ohne sich bei der Addierung seiner Zahlen unterbrechen zu lassen. Als er endlich von seiner Kladde aufblickt, sagt er auf chinglish: »Warum du nicht mit ihr zum Drachennen gehen? Du sein oft da, wie man hört. *Hao buhao?*«

»Ich weiß nicht. Ob ihr das denn auch gefällt?« sage ich.

»Sie noch nie dagewesen, wäre erstes Mal. Sie sein neugierig zu sehen.«

»Na gut«, antworte ich. »Gehen wir zum Drachenrennen.«

Es paßt mir nicht, sie dorthin mitzunehmen. Der Wettbewerb fängt erst gegen halb zehn an. Fürs Kino könnte ich sie um halb acht abholen und vier Stunden später, spätestens um Mitternacht nach Hause zurückbringen. Der Abend würde ohnehin schrecklich langweilig werden.

Am Samstag klopfe ich wieder an die Tür zu Apartment sechzehn im Wohnkomplex bei Bay Shore. Mutter Liu Su-ping öffnet und drängt mir ein Gespräch auf, während sich San-xiang fertig macht. Endlich zeigt sie sich mit Hose und einer langen roten Jacke. Immerhin hat sie Geschmack. Aber schon jetzt fühle ich mich so unwohl wie damals in der Mittelschule, wenn ich ein Mädchen ausführte. Im Unterschied zu damals hege ich heute allerdings nicht mehr die Hoffnung, daß ein Rendezvous mit einem Mädchen latente heterosexuelle Regungen in mir wecken könnte.

Wir verabschieden uns und gehen. Ihr Blick ist auf den Boden gerichtet, dann auf die Knöpfe im Fahrstuhl. Ich widerstehe dem Impuls zu sagen: Schönes Wetter heute.

Unterwegs zur U-Bahn sagt sie plötzlich auf englisch: »Du mußt wissen, es tut mir leid, daß du mich auszuführen hast.«

»Dazu besteht keine Veranlassung«, antwortet ich heiter.

Sie schaut mich an, scheu von der Seite, so wie sie zur Mutter blickt. »Ich weiß, du hast dir den Samstagabend anders vorgestellt und tust nur meinem Vater den Gefallen, mich zum Drachenrennen mitzunehmen. Wahrscheinlich hast du eine Freundin.« Den letzten Satz spricht sie mit so viel Bitterkeit in der Stimme, daß ich erschrecke. Dabei habe ich auf das, was sie sagte, kaum geachtet und mich nur über ihr perfektes Englisch

gewundert.

»Nein«, antworte ich höflich. »Ich habe keine Freundin.«

»Ich schlage vor, wir gehen für eine Weile zum Drachenrennen. Dann nehme ich ein Taxi, fahre nach Hause und du kannst tun, worauf du Lust hast.«

Die Welt ist allzu grausam häßlichen Mädchen gegenüber. »Mach dir nicht so viele Gedanken. Wir gehen jetzt zum Drachenrennen und amüsieren uns«, sage ich. »Bist du schon einmal dagewesen?«

»Nein, bislang habe ich es nur auf Video gesehen.«

»Dann wird es aber Zeit.«

Ich zahle für sie in der U-Bahn; wir fahren nach Manhattan und steigen am Union Square aus. Von dort aus gelangen wir durch den Huang-Fußgängertunnel zum Washington Square Park, wo das Wettfliegen stattfindet. Samstagabend ist der Washington Square voller Menschen. Ich kaufe ein Ticket für die Tribüne, um eine Kontaktmöglichkeit zu haben. »Würdest du gern was trinken? Ein Bier?« frage ich.

Sie schüttelt den Kopf.

»Du brauchst nicht höflich zu sein«, sage ich lächelnd. »Ich bin New Yorker. Ich genehmige mir jetzt ein Bier. Hast du schon zu Abend gegessen?« Sie läßt sich zu einem Bier überreden, und ich besorge außerdem eine Tüte Fingerklöße. Wir suchen unsere Sitzplätze auf. Für gewöhnlich reichen mir die Hinweise auf der Anzeigetafel, doch heute kaufe ich sogar zwei Programmhefte.

Wir setzen uns. Sie hält ihr Bier vorsichtig, trinkt aber nicht, wie ich beobachte. Vielleicht mag sie kein Bier.

»Wann bist du nach New York gekommen?« frage ich.

»Im Alter von neun Jahren«, sagt sie.

»Gefällt es dir hier?«

»Zu Anfang überhaupt nicht, aber so übel ist es nicht.« Sie zuckt die Achseln. »Im Grunde ist es überall gleich auf der Welt.«

»Findest du?« sage ich. »Ich bin erst einmal aus New York rausgekommen, da war ich sechs, und wir sind zu meinen Großeltern nach San Diego gefahren. Da schien mir alles anders zu sein.«

»Unterschiede gibt's natürlich«, antwortet sie. »New York ist ganz anders als China, bei weitem nicht so ...« Sie stockt und sucht nach Worten, die unverfänglich sind.

»Rückständig?« frage ich schmunzelnd.

»Das will ich nicht sagen«, erwidert sie. »Mag sein, daß hier vieles weniger weit entwickelt ist, aber der eigentliche Grund, warum ich mich hier unwohl gefühlt habe, war der Gedanke, daß mein Vater womöglich etwas Unrechtes getan hat und daß wir deshalb auswandern mußten. Doch darüber mache ich mir jetzt keine Gedanken mehr. Ich vermute, manche Menschen sind immer unglücklich, egal wo sie sind.«

Zweifellos zählt sie sich zu den Unglücklichen.

»Bist du glücklich?« fragt sie mich.

»Jetzt, in diesem Moment, oder überhaupt?«

»Glücklich mit deinem Leben. Antworte, ohne lange zu überlegen.«

»Nein«, sage ich.

»Wärst du in China glücklicher?«

»Das weiß ich nicht. Ich bin nie in China gewesen.«

»Würdest du gern?«

Ich frage mich, ob sie ein Spielchen mit mir treibt. Weiß sie, daß mir ihr Vater China als Mitgift anbietet? »Natürlich«, sage ich möglichst lässig. »Ich hätte nichts dagegen, China kennenzulernen.«

»Würdest du dort leben wollen?«

»Und zur Schule gehen? Für immer bleiben?« In China gilt Liebe unter Männern als Schwerverbrechen. Ich glaube kaum, eine Heimat finden zu können in einem Land, wo es mir dank meiner natürlichen Veranlagung durchaus passieren könnte, mit einer Kugel im Nacken zu enden.

»Wie dem auch sei«, sagt sie, »du würdest in jedem Fall derselbe bleiben. Wenn du hier unglücklich bist, wirst du es auch dort sein.«

»Aber unser Unglück ist zum größten Teil bedingt durch die sozialen Umstände«, sage ich.

»Das ist naiver Sozialismus«, antwortet sie leicht empört.

Mit meiner Bemerkung wollte ich eigentlich nur auszuweichen versuchen, habe aber vielleicht meine Unsicherheit dadurch verraten. Wie sind wir bloß auf dieses Thema gekommen?

»Tut mir leid«, sagt sie. »Ich wollte nur erklären, was ich meine.«

Sie anzusehen, ist faszinierend. Ihre Zähne sind gerade, die Haare hübsch, und was sie anhat, steht ihr gut. Aber die Gesichtszüge sind alles andere als fein und ebenmäßig. Die Lippen sind zu schmal, die Nase ist zu breit, die Stirn zu niedrig. Und sie hat kein Kinn. Ihr Gesicht ist erstaunlich typisch siamesisch. Unwillkürlich richtet sich mein Blick ein ums andere Mal auf sie. Wie ist sie nur an dieses Gesicht gekommen? Vater Qian

sieht zwar auch nicht gut aus, aber sein Gesicht ist runder, und mit Liu Su-ping, der Mutter, hat sie ebenfalls nichts gemein – abgesehen von der Häßlichkeit.

»Warum siehst du mich ständig an?« will San-xiang plötzlich wissen.

Erwischt. Ich blicke zur Seite. »Wir sind doch zusammen ausgegangen«, sage ich. »Wenn du kein Bier magst, trinke ich deins. Hättest du lieber ein Mineralwasser?«

»Ich mag Bier.« Sie nippt an ihrem Becher.

Sie mag kein Bier. Ich rede mit ihr ein wenig übers Drachenfliegen, und sooft ich sie ansehe, nippt sie am Becher, dessen Rand vom Lippenstift rot gefärbt ist. Die Fluggeräte schlängeln sich langsam zum Himmel hinauf, strahlende Seide in Rot und Blau. Ich erkläre ihr, wie eine Wette zu setzen ist, und schließe sie ans System an. »Um Kontakt herzustellen, mußt du mit einem der Drachenflieger wetten«, sage ich. »Sobald der Kontakt da ist, kannst du zusätzliche Wetten abgeben und dich natürlich auch gegen deinen Drachenflieger entscheiden. Normalerweise nehme ich Kontakt mit einem Anfänger auf. Das ist aufregender.«

Sie konzentriert sich und knabbert an der Unterlippe. In weiten Bögen steigen die Drachen auf und streben dem dunklen Luftraum über Union Square zu. Das System vermittelt mich an einen Flieger namens Iceberg; er ist Anfänger. Ich spüre, wie seine/meine Muskeln arbeiten, und sehe die anderen Drachen vor mir herfliegen, während unter uns die Lichter des Union Square aufleuchten. Die Drachen schwingen darüber hinweg und kehren zum Washington Square zurück, um für den Wettflug Aufstellung zu nehmen. Mein Rennflieger ist nervös und

voller Anspannung. Ich erlebe seine Gefühle nur indirekt und gedämpft. Ich weiß, daß er friert, obwohl mir nicht kalt ist. Ich öffne die Augen und sehe die Seidenflieger über mir.

Ich werfe einen Blick auf San-xiang. Sie starrt hinauf ins Dunkle, und als die Drachen in das strahlende Licht über dem Washington Square eintauchen, fängt sie zu zittern an und trinkt von ihrem Bier.

Warum das Live-Erlebnis sehr viel aufregender ist, kann ich mir auch nicht erklären. Bei den Übertragungen zu Hause schließt sich ebenfalls jeder ans System an. Vor dem Bildschirm ist außerdem sehr viel mehr zu sehen. Trotzdem ist es schöner, unmittelbar dabeizusein; man hebt den Blick, oder man schließt die Augen und sieht, was die Flieger sehen.

Das Rennen dauert nicht lange; es geht über zwei Runden, wie immer, und Iceberg ist weit abgeschlagen. »Willst du noch ein Bier?« frage ich.

»Ja, bitte«, sagt San-xiang. Sie hat Farbe im Gesicht, ob vom Rennen, vom kühlen Wind oder Bier – ich weiß es nicht.

Als ich mit zwei vollen Bechern zurückkehre, lächelt sie mir entgegen. »Es macht Spaß. Bist du oft hier?«

»Hin und wieder mal«, antworte ich.

»Würdest du auch gern einmal am Rennen teilnehmen?«

»Dazu bin ich zu schwer«, sage ich lachend. »Drachenflieger sind klein, für gewöhnlich um die vierzig, fünfundvierzig Kilo.«

»Ja, aber wenn es möglich wäre, du würdest doch sicher auch einmal fliegen wollen.«

»Wenn ich dabei eine Menge gewinnen könnte.«

Sie lacht und nippt am Bier, beobachtet mich über den Becherrand hinweg. Sie flirtet. Wir werfen einen Blick ins Pro-

gramm. Keiner der fürs nächste Rennen aufgeführten Flieger ist mir bekannt, aber ich kenne etliche aus den letzten drei Rennen. Es sind Berühmtheiten. San-xiang will nicht auf Außenseiter setzen; sie will gewinnen.

Doch sie gewinnt weder im zweiten, noch im dritten Lauf. Im vierten kommt ihr Flieger als zweiter durchs Ziel, was ihr den dreifachen Einsatz einbringt. Die Gewinnlampe leuchtet auf, und gemeinsam gehen wir los, um ihren Bon abzuholen. Sie ist ein wenig wacklig auf den Beinen, was vom Bier herrührt. Ich biete ihr meinen Arm an, doch sie hakt sich nicht ein. Als sie den Gewinn einstreicht, wendet sie mir ihr flaches, viereckiges Gesicht zu und strahlt.

»Ein wunderschöner Abend«, sagt sie. »So viel Spaß habe ich lange nicht gehabt.«

Statt direkt auf unsere Plätze zurückzukehren, schlendern wir umher. Die kühle Luft tut gut.

»Wir werden das nächste Rennen doch nicht verpassen, oder?« fragt sie.

Ich schüttele den Kopf. »Nach den ersten vier Rennen wird eine Pause gemacht. Anschließend folgt das Hauptprogramm. Dann steigen die besten Flieger auf.«

Peter steht dort, wo auch ich sonst stehe, nämlich neben dem Triumphbogen. Er ist in Begleitung eines Jungen aus der Schwulenkneipe ›Bed-Stuy‹. Eigentlich wollte ich mich dort nicht blicken lassen, aber die Gewohnheit treibt mich hin. Ich will so tun, als würde ich die beiden nicht sehen, aber dann besinne ich mich eines anderen und winke. Peter winkt grinsend zurück.

»Wer ist das?« flüstert San-xiang.

»Ein guter Freund«, antworte ich.

Wir bleiben stehen, um mit Peter und Bed-Stuy zu plaudern. An den wirklichen Namen des Jungen kann ich mich im Augenblick nicht erinnern. »Darf ich vorstellen: Das ist Qian San-xiang. Mein Freund Peter und ...« Gestikulierend gebe ich zu verstehen, daß mir der Name entfallen ist.

»Kai«, sagt Bed-Stuy.

»Ist das ein amerikanischer Name?« fragte San-xiang.

»Skandinavisch«, antwortet Bed-Stuy. »Aber ich bin Amerikaner.« Peter und Bed-Stuy sind beide blond, angelsächsisch hübsch, wenn auch nicht nach chinesischem Geschmack. Sie haben große Nasen und – wie im Fall von Kai extrem – kantige Gesichter, was Chinesen nicht gefällt. Auch sind Chinesen der Ansicht, daß die Augen der Westler viel zu tief in den Höhlen stecken und daß sie darum wie Neandertaler aussehen. Ich finde das gar nicht. Peter und Kai sind flott angezogen; sie tragen beide Blousons mit Lederriemchen, von den Schultern baumeln schimmernd phosphoreszierende Bänder, und die gespiegelten Sonnenbrillen stecken hochgesetzt im Haar. Bed-Stuy hat seine Haare zu einem Schwanz zusammengefaßt, wie ich. Ich frage mich, ob San-xiang ahnt, vom welchem Schlag die beiden sind.

Wir unterhalten uns über das Rennen, geben Tips ab für den siebten und achten Lauf. Dann sage ich, daß wir, San-xiang und ich, auf unsere Plätze zurückkehren müssen.

»Wir gehen anschließend noch ins Commemorative«, sagt Peter. »Kommt doch vorbei, wenn's euch nicht zu spät wird.«

»Okay«, antworte ich und führe San-xiang zurück zur Tribüne.

»Was ist denn das Commemorative?« fragte San-xiang.

»Eine Szenekneipe der Drachenflieger. Peter ist dort Stammgast«, antworte ich. »Willst du noch ein Bier?«

Ich kaufe zwei weitere Biere. Dann nehmen wir wieder Platz und sehen uns das Programm an. Ich bin müde und würde gern nach Hause gehen, doch San-xiang hat offensichtlich viel Spaß, und den möchte ich ihr nicht verderben. Sie nippt am Bier, blinzelt mir aus den Augenwinkeln zu. Aus Verlegenheit tue ich so, als würde ich ihre Blicke nicht bemerken. Daß ich schwul bin, ist ihr offenbar noch nicht aufgefallen. Das beruhigt mich, doch andererseits schlägt mir der Abend mehr und mehr aufs Gemüt.

»Deine Freunde sehen sehr gut aus«, sagt sie.

»Findest du? *You da bizi*«, antworte ich. Sie haben große Nasen. Das chinesische umgangssprachliche Wort für Westler heißt übersetzt »große Nase«.

Sie kichert und schaut auf ihr Programm.

Die Pause ist endlich um. Die beiden nächsten Rennen sind der Starterliste nach wenig interessant. Spannend wird es erst im siebten Rennen. Ich gebe meine Wette ab; San-xiang überlegt noch, setzt aber dann auf den Favoriten. Immer wieder ertappe ich mich dabei, daß ich Ausschau halte nach Peter und Bed-Stuy. San-xiang verliert ihren Einsatz und zeigt sich enttäuscht darüber. Doch im sechsten Rennen gewinnt sie und verschüttet vor Freude ihr Bier. Ich besorge ihr ein neues, nicht ohne Bedenken. Sie hat nun schon zweieinhalb Becher getrunken, und mir ist klar, daß sie nicht viel verträgt. Allerdings spekuliere ich darauf, daß sie bald beschwipst sein wird und müde genug, um gleich im Anschluß an das letzte Rennen nach

Hause gehen zu wollen.

Ich habe meine Wette für das achte Rennen abgeschlossen. San-xiang kichert unablässig; das Bier tut seine Wirkung.

»Hast du Hunger?« frage ich.

»Was ist mit der Kneipe, in die deine Freunde wollen? Gibt's da was zu essen?«

»Um diese Zeit nicht mehr«, antworte ich. »Ich kenne ein kleines thailändisches Restaurant an der West 4th Street, nicht weit von hier.«

»Ach, ich habe so viel Spaß. Ich könnte die ganze Nacht durchmachen«, sagt sie. »Geht's dir auch so?«

»Ja«, antworte ich. »Durch dich fühle ich mich daran erinnert, wie ich das erste Mal zum Drachenrennen gegangen bin.«

»Dabeizusein ist viel spannender als eine Übertragung per Video.«

Sie wird diesen Abend wohl ihr ganzes Leben nicht vergessen. Wie viele Nächte sind mir als etwas Besonderes in Erinnerung geblieben? Auf wie viele Nächte könnte ich im nachhinein verzichten?

»Komm, wir gehen essen, und wenn es dann noch nicht zu spät ist, kehren wir irgendwo zu einem Drink ein«, sage ich. Sie lächelt mir zu. Oh, wie heikel ist doch Mitleid.

Das Restaurant ist voller Gäste. Wir bestellen Curry und Nudeln und essen im Stehen auf der Straße. Es wimmelt hier von Studenten, die meisten sind ziemlich schrill aufgemacht. San-xiang beobachtet ein Mädchen in einem lavendelfarbenen Kittel, an den Seiten offen und von einem Gürtel gehalten. Darunter trägt sie einen blaßgrünen, durchsichtigen Body. Sie streitet sich mit einem Jungen und schüttelt entschieden ihr kupferfarbenes

Haar. Der Junge steckt in einer jener windelartigen Hosen, wie sie in Indien getragen werden. Darunter staken spindeldürre Beine hervor, schwarz bestrumpft. Wie er wohl aussähe, wenn er die Haare nicht gefärbt hätte? »Laß sie in Ruhe!« ermahne ich ihn im stillen. Er ist wütend, fixiert das Mädchen mit geschwollenen Augen, verschränkt die Arme vor der Brust und verlagert das Gewicht von einem Bein auf das andere. Er ist so dünn, daß unter der Haut lange, faserige Muskeln hervortreten. Das Gesicht scheint nur aus Haut und Knochen zu bestehen. Plötzlich macht er auf dem Absatz kehrt und verschwindet.

Das Mädchen zeigt ihm den Finger. Sie ist stocksteif vor Wut. Doch dann wirbelt sie herum und eilt die Straße entlang.

»Hund«, flüstert San-xiang auf chinesisches und blickt zu mir auf. Ich nicke beifällig, obwohl mir klar ist, daß sie den Jungen meint. Sie hakt sich bei mir unter. Ich erschrecke, verkrampfe, doch davon merkt sie nichts.

Das Commemorative ist brechend voll und laut. Stickig heiß. Peter und Bed-Stuy sind nirgends auszumachen, also nehme ich San-xiang bei der Hand und dränge durch die Masse nach vorn. Dann sehe ich die beiden; sie hocken am Ende des Tresens und unterhalten sich mit einem Flieger. Er reicht Peter nur bis zur Schulter, ist dunkelhäutig und häßlich. Die wenigsten Flieger sehen gut aus. Wie bei den meisten seiner Zunft wirkt sein Kopf viel zu groß im Verhältnis zum Körper.

»Zhang!« ruft Peter. »Das ist ...«

Vor lauter Krach verstehe ich nicht, welchen Namen er mir nennt. Trotzdem nicke ich und lächele. Ich kann Peters Vorliebe für Flieger nicht nachvollziehen. Er sagt, sie seien athletisch und tüchtig im Bett. Mit einem Fingerzeig bestelle ich bei der

Frau hinterm Tresen zwei Bier; sie bedient mich prompt. Peter reicht mir die Getränke, ich komme im Gedränge nicht an sie heran. Mein Freund ist aufgekratzt und redet auf seinen Flieger ein. Bed-Stuy blickt gleichgültig drein; er scheint oft in Bars herumzuhängen und geduldig darauf warten zu können, daß sich das Glück auf seine Seite schlägt. San-xiang macht einen überwältigten Eindruck.

Ich schmunzele ihr zu und zucke die Achseln. Sie lächelt und trinkt von ihrem Bier.

Ich beobachte sie, was ihr nicht entgeht. Sie läuft rot an und starrt ins Glas. Faszinierend, dieses Mädchen. Ich kann nicht umhin, sie anzusehen, um herauszufinden, was an ihr nicht stimmt. Was müßte sie an sich verändern, um schöner zu sein? Die Augen vergrößern? Das Kinn aufpolstern? Warum hat sie das noch nicht getan?

Wir bleiben nicht lang; es ist zu laut. Sie wankt ein wenig, als wir die Bar verlassen.

»Geht's noch?« frage ich.

Sie lehnt sich an mich und flüstert verschwörerisch: »Ich bin ein bißchen beschwipst.« Ihre Bewegungen und Gesten gleichen denen aller Mädchen, die sich auf einen Flirt einlassen, doch wenn sie zu mir aufblickt, sehe ich in dieses viereckige, äffische Gesicht, in diese winzigen Schlitzaugen. Sie kraust die Nase, worauf ihre Augen fast gänzlich verschwinden. Der Anblick ist so grotesk, daß ich aus dem Staunen nicht herauskomme.

Ich geniere mich, ist mir doch beigebracht worden, andere nicht so unverhohlen anzustarren. Im allgemeinen richte ich mich auch danach. Wenn mir Kriegsversehrte oder Penner begegnen, weiche ich mit meinen Blicken aus, ebenso vor

häßlichen Menschen. Aber im Fall von San-xiang kann ich mir nicht anders helfen. Ich habe plötzlich das Bedürfnis, ihr einen Kuß auf die Stirn zu geben. Warum, weiß ich nicht.

Wir fahren mit der U-Bahn nach Brooklyn hinaus und gehen zur Wohnung der Qians. Im Flur angekommen, fühle ich mich zurückversetzt in meine Schülerzeit, als ich in ähnlicher Situation darüber nachdachte, ob das Mädchen einen Abschiedskuß von mir erwartete oder nicht. Ich gebe San-xiang einen Kuß, einen artigen, brüderlichen Kuß.

»Es war wunderschön«, sagt sie und schenkt mir ein scheues Lächeln. »Du bist sehr nett.«

»Du auch«, sage ich.

»Warum hast du keine Freundin? Du siehst gut aus.«

Normalerweise höre ich ein solches Kompliment gern, doch San-xiangs Worte verunsichern mich. Ich mache das *Nali-nali*, eine Handbewegung, die bedeuten soll: Sprechen wir nicht darüber. »Das eine hat mit dem anderen nichts zu tun«, sage ich und blicke verlegen zu Boden. »Mit einer festen Freundin kann ich zur Zeit noch nichts anfangen.« Die Wände im Flur sind chinarot.

Sie fährt mit dem Handrücken über die Augen, und ihre Stimme ist tränenerstickt, als sie sagt: »Ich muß jetzt rein. Gute Nacht.«

Sie öffnet die Tür und schließt sie hinter sich. Ich stehe allein im Flur und denke: Was habe ich bloß getan?

Als ich den Anruf entgegennehme, bin ich nicht darauf gefaßt, ihre Stimme zu hören. Es ist Dienstag abend, und ich bin erst seit wenigen Minuten von der Arbeit zurück.

»Zhong Shan?« sagt sie. »Hier ist San-xiang.« Wir wechseln

ein paar belanglose Worte. Wie war's auf der Baustelle? Ich frage sie nach ihrer Arbeit, und erst jetzt geht mir auf, daß ich nicht weiß, was sie tut.

»Donnerstagabends treffe ich mich immer mit ein paar Freunden zu einer politischen Gesprächsrunde«, sagt sie. »Nun, im Grunde sitzen wir bloß da und unterhalten uns über dies und das. Ich dachte, vielleicht hättest du Lust, daran teilzunehmen. Es wird auch nicht spät werden. Ich weiß, du mußt am Freitag arbeiten. So geht's uns allen, und darum ... wird es nie sehr spät. Aber wenn du etwas anderes vorhast, dann eben nicht. Meine Einladung ist wohl ziemlich kurzfristig; ich meine, du hast wahrscheinlich schon andere Pläne, geschäftig wie du bist. Also, wenn es dir nicht paßt ...«

Sie ist entsetzlich nervös; ich will ihr aus der Verlegenheit helfen. »Doch«, sage ich. »Ich habe noch nichts vor. Allerdings kenne ich mich in der Politik nicht besonders gut aus. Ich bin ziemlich naiv, was Politik angeht.«

»Aber warst du nicht in der Mittelschule für politische Theorie?« sagt sie.

»Ja, doch das ist zehn Jahre her, und über Politik ist uns nicht viel beigebracht worden. Wir haben hauptsächlich Mandarin gelernt.«

»Oh«, fiepst sie. »Das macht nichts. Unsere Gespräche sind immer sehr allgemein.«

»Na schön. Um wieviel Uhr?«

»Um halb sieben«, sagt sie und nennt mir den Treffpunkt. Meine Arbeit endet für gewöhnlich gegen halb fünf; es bliebe mir also noch genügend Zeit, nach Hause zu gehen und mich umzuziehen. Doch ausgerechnet an diesem Donnerstag wird es

später. Wir arbeiten zur Zeit an einer künstlichen Wasserwand und einem Innenhof. Die Wand muß in einem Guß hochgezogen werden, und wie es der Zufall will, verschiebt sich die Prozedur. Natürlich ist eine Spezialtruppe damit beauftragt, aber ich muß bis zur Fertigstellung anwesend bleiben und die Arbeit beaufsichtigen.

Gegen sechs fahre ich nach Brooklyn – in Overall und Arbeitstiefeln. Der Proletarier, wie er im Buche steht. Nun, in diesem Aufzug müßte ich in San-xiangs politischer Runde gut ankommen.

Ich verspäte mich. Es ist Viertel vor sieben, als ich die Adresse erreiche, die mir von San-xiang genannt worden ist. Ich sehne mich nach einer Dusche und einem Bier, in dieser oder umgekehrter Reihenfolge. Die Tür öffnet sich. Ich stelle mich als Freund von San-xiang vor.

Der Mann in der Tür ist Chinese, ungefähr in meinem Alter. »Tritt ein«, sagt er. »Wir dachten schon, du hättest dich verlaufen.«

»Tut mir leid«, antworte ich. »Ich konnte nicht eher von der Arbeit freikommen.«

In dem kleinen Wohnzimmer des Apartments sitzen fünf Personen, einschließlich San-xiang, deren Augen vor Freude fast verschwinden.

»Du bist also der mit dem unglaublichen Namen«, sagt eine Frau in affektiertem Tonfall. Sie ist keine Chinesin.

Lächelnd nicke ich. »Den müssen meine Eltern verantworten.« Genauer gesagt, meine dämliche Mutter. Zhong Shan hieß der berühmte chinesische Revolutionär, der auch der erste Präsident der Republik war. Die mandarinische Entsprechung

des kantonesischen Namens Sun Yat-sen. Zhang Zhong Shan zu heißen, kommt der Benennung von George Washington Jones gleich. Ich nehme neben San-xiang Platz; sie stellt mich den anderen vor. Ich behalte nur zwei Namen. Die Frau ist Ginny, und der ABC, der mir die Tür geöffnet hat, heißt Gu Zhongyan. Dann ist da noch ein Paar, offensichtlich verheiratet und um die Vierzig, wie ich vermute.

Noch einmal entschuldige ich mich für mein Zuspätkommen und bitte um Nachsicht dafür, daß ich keine Gelegenheit hatte, meine Sachen zu wechseln.

Gu Zhongyan erklärt: »Wir hoffen, eine Nachbarschaftsgruppe oder eine Kommune gründen zu können, sind aber finanziell dazu noch nicht in der Lage. Darum treffen wir uns vorläufig in dieser Form einer Arbeitsgemeinschaft.«

Der Ehemann verteilt Kopien eines Zeitungsartikels. Politische Theorie. Ich lese flüchtig darüber hinweg und verstehe kein Wort. Es geht um die optimale Größe von Gemeinden. San-xiang nimmt die Lektüre sehr ernst. Schließlich steckt sie ihre Kopie in einen Aktenordner und holt einen Stoß weiterer Texte hervor, auf denen einzelne Zeilen sorgfältig markiert sind. An den Rändern stehen jede Menge Notizen auf chinesisch. Ihre Zeichen sind winzig und verschnörkelt.

Die Runde diskutiert eine Weile über den Artikel. Es scheint, daß Ginny und Gu nicht besonders aufmerksam gelesen haben. Der Ehemann ist engagierter als die anderen. Im Verlauf des Gesprächs erfahre ich, daß er und seine Frau schon einmal in einer Kommune gelebt haben, dann aber aufgrund irgendwelcher Schwierigkeiten ausgeschieden sind.

Mir ist nur eine Kommune bekannt, nämlich diejenige, in

der Peter lebt. Sie hat keinerlei ideologischen Hintergrund und ist lediglich eine Zweckgemeinschaft von Hausbewohnern, die sich um den Erhalt des Gebäudes kümmern – was ihnen nicht besonders gut gelingt. Ich bin müde. Der Tag war lang. Die Runde diskutiert über den Zusammenhang von Wettbewerb und Produktivität.

Da kann ich nicht mithalten. Zugegeben, Politik ist wichtig, aber ich will mir einfach nicht den Kopf darüber zerbrechen. Über die eigenen Ansichten bin ich mir selbst nicht im klaren. Ich weiß zu wenig, und was ich höre, scheint mit mir und meinem Leben kaum etwas zu tun zu haben.

In dieser Wohnung lebt allem Anschein nach eine sehr ernsthafte Person. Was mich zu diesem Urteil veranlaßt, ist die Art der Unordnung, die hier vorherrscht. An der Wand steht ein großer Medienkomplex für Information und Musik. Allerdings fehlt ein Video. Auf dem Boden stapeln sich Berge von Pamphleten. Regale nehmen die gesamte Rückwand ein; sie sind voll von Büchern und gebundenen Zeitschriftensammlungen. Die Bücher scheinen samt und sonders Sachbücher zu sein. Als Junge habe ich viel gelesen. Romane. Neben Gus Platz liegt ein Buch auf dem Boden mit dem Titel: *Die soziale Matrix: Religiöse Gemeinden im kapitalistischen Amerika*.

San-xiang ergreift das Wort. Sie ist ernst und beflissen. »Eine Gemeinschaft muß nicht unbedingt autonom sein«, sagt sie. »Ihre Mitglieder können auch außerhalb einer Arbeit nachgehen.«

»Aber was macht denn dann eine Gemeinschaft aus?« fragt Gu Zhongyan merklich irritiert.

»Eine Gemeinschaft ist eine Gruppe von Menschen, die ein

gemeinsames Interesse verfolgen«, antwortet San-xiang. »Das kann die Arbeit sein, die Familie oder sogar Aktivitäten wie das Theaterspielen. Eine Gemeinschaft sollte immer etwas tun, ein Produkt herstellen, und zwar kooperativ, denn Erfolg und Mißerfolg vereint die einzelnen miteinander.«

»Womit wir wieder beim Wettbewerb wären«, sagt der Ehemann. »Wettbewerb aber führt zwangsläufig zur Ungleichheit. Manche Mitglieder der Gemeinschaft können weniger zur gemeinsamen Sache beitragen als andere.«

»Den Ausgleich schafft das Kollektiv von allein«, sagt San-xiang. »Ja, das Kollektiv gleicht aus. Wir sind doch erwachsen und wissen, daß jemand, der die Pflege eines neugeborenen Kindes übernimmt, weniger Zeit hat oder daß manche sich nicht so gut auf Buchführung verstehen.«

»Aber Wettbewerb fördert immer Ungerechtigkeiten und Ressentiments«, bemerkt die Ehefrau. »Es wäre naiv zu erwarten, daß erwachsene Menschen stets ihren Verstand walten lassen und für Ausgleich sorgen. Einer fühlt sich immer an den Rand geschoben.« Sie scheint aus Erfahrung zu sprechen.

»Nun gut, ich will nicht behaupten, daß ein Ausgleich quasi automatisch zustande kommt«, sagt San-xiang. »Mitunter scheitern Kollektive. Um so mehr müssen wir uns anstrengen.«

Im Anschluß an die Diskussion werden grüner Tee und Gebäck serviert. Dann begleite ich San-xiang zur U-Bahn.

»Wie hat es dir gefallen?« fragt sie.

»Ich bin beeindruckt, wie gut du diskutierst«, antworte ich.

Sie kraust die Stirn. »Nein, ich will wissen, ob du interessiert bist.«

»An eurer Kommune? Ich weiß nicht.«

»Noch haben wir keine Kommune«, sagt sie. »Du hast nicht viel gesagt. Es war wohl für dich weit weniger spannend als das Drachenrennen.«

»Ich bin nicht besonders politisch«, versuche ich mich zu entschuldigen.

Sie wirft mir einen kritischen Blick zu, sagt aber nichts.

»Im Ernst«, sage ich. »Ich sehe mir nicht einmal die Nachrichten an. Politik ist einfach nicht mein Ding.«

»Aber sie geht jeden etwas an.«

»Mich nicht«, sage ich. »Was nicht heißen soll, daß ich Politik für ein schmutziges Geschäft halte. Ich weiß, ich sollte mich mehr damit beschäftigen, bin aber zu faul dazu.«

»Nein, hör zu. Man kann sich um diese Angelegenheiten nicht herumdrücken, denn man trifft ständig politische Entscheidung, ob bewußt oder nicht. Ebenso verhält es sich mit moralischen Entscheidungen.«

Ich zucke die Achseln.

»Zhong Shan«, sagt sie leise. »Das wird dein Kopf doch wohl begreifen, oder? Niemand kann der Politik entkommen. Du bist ein ABC. Bist du auch Parteimitglied?«

»Nein«, sage ich, wohl wissend, daß ich sie mit dieser Antwort enttäusche. Viele Amerikachinesen sind Parteimitglieder. »Wie gesagt, ich bin nicht interessiert. Im übrigen bin ich der Meinung, daß, wer auf Mitgliedschaft aus ist, nur sein berufliches Weiterkommen im Sinn hat.«

»Na bitte, und so ist deine abschlägige Entscheidung eine politische Entscheidung.«

»Schön, dann entscheide ich mich politisch dahingehend, daß ich unpolitisch bin.«

»So ist es. Du drückst deine Meinung über die gegenwärtige Politik aus. Was du auch tust und sagst, es ist politisch.« Sie läßt nicht locker. »Du mietest doch eine private Wohnung, stimmt's?«

»Ja, denn würde ich eine öffentliche Wohnung in Anspruch nehmen, müßte ich in irgendeinen Wohnkomplex nach Virginia oder Pennsylvania umziehen«, antworte ich irritiert.

»Dir ist es also lieber, Hauseigentümer zu unterstützen.«

»Ach was«, erwidere ich. »Es geht in dieser Sache nicht um Politik, sondern um eine praktische Entscheidung. Die Kampagne der Großen Läuterung ist zu Ende, San-xiang. Wir müssen nicht ständig Motivforschung betreiben.«

»Ich habe nicht behauptet, daß deine Entscheidung falsch ist«, wiegelt sie ab. »Ich will dir nur klarmachen, daß dein Leben durch und durch politisch ist. Du kannst geschehen lassen, was mit dir passiert, oder aber darüber nachdenken, welche Wahlmöglichkeiten dir offenstehen.«

»Ich entscheide mich nicht im Sinne irgendeiner Ideologie, sondern danach, was mir am besten paßt«, sage ich. »Meiner Meinung nach ist Ideologie eine Art Religion, ein Glaubenssystem, und daran halten die meisten Menschen auch dann noch fest, wenn längst offenbar geworden ist, daß ihre Ideologie die wirklichen Verhältnisse völlig falsch beschreibt.«

Sie lächelt mir zu. »Hört, hört, du machst dir also doch theoretische Gedanken zur Politik.«

Ich schaue in ihr kleines Affengesicht und sage kühl: »Nicht schlecht für einen dummen Bauarbeiter, nicht wahr?«

»*Bu cuo*«, flötet sie. Nicht schlecht.

Häßliche Mädchen müssen sich an irgendeiner Sache hoch-

ziehen, denke ich. Am Sport oder an der Politik.

Lenin und Mao Zedong. Ich sitze vor dem Video und schnüre meine Arbeitsstiefel auf, als das Telefon läutet. Ich vermute, daß Peter am Apparat ist, und nehme mir vor, mich diesmal zu keiner Unternehmung überreden zu lassen. Es ist Dienstag abend; ich bin müde. Mit der Bierflasche in der Hand gehe ich, die langen Schnürriemen hinter mir herschleifend, in die Küche, um den Anruf zu beantworten.

»Zhang«, melde ich mich und verzichte darauf, das Telebild einzuschalten.

»Zhong Shan?« Es ist San-xiang.

»Wei«, antworte ich überrascht und ein wenig enttäuscht.

»Meine Eltern haben mich rausgeworfen«, sagt sie in ihrer hohen, weichen Mädchenstimme.

»Was? Wieso denn das?«

»Wir hatten einen Streit.«

»Worüber?«

»Ach, über alles mögliche. Kann ich zu dir kommen?«

»Natürlich«, sage ich. Ich erkläre ihr den Weg hierher, schnüre die Stiefel und eile runter in das kleine Thai-Restaurant, um mir zwei Portionen Nudeln und gebackenes Huhn einpacken zu lassen. Außerdem besorge ich einen Vorrat an Bier. Zurück in meiner Wohnung nehme ich die Hemden, die ich von der Wäscherei abgeholt habe, von der Stuhllehne und werfe sie nebenan aufs Bett. Das Wohnzimmer sieht passabel aus. Es müßte zwar staubgewischt werden, doch das kümmert mich nicht weiter.

Wartend sitze ich auf dem Stuhlrand und schaue Video. Wenn ich mich zurücklehnte, würde ich wahrscheinlich ein-

schlafen. Das passiert immerzu, wenn ich vorm Video sitze.

Die Hausanlage meldet, daß jemand um Einlaß bittet. Ich werfe einen Blick auf den Monitor und sehe sie mit einem Schulterbeutel vor der Tür stehen. Daß sie bei mir Unterkunft sucht, schwant mir erst jetzt, da ich den Beutel sehe. Verflixt, hat sie denn keine Freunde? Ich öffne die Tür, lasse San-xiang von der Hausanlage registrieren und gebe den Befehl ein, ihr jederzeit freien Zutritt zu gewähren.

Ich bin in der Küche und höre San-xiang über den Flur trippeln. Obwohl die Wohnungstür offen ist, bleibt sie davor stehen. Ich stelle sie mir vor, mit betretener Miene. »Ich bin in der Küche«, rufe ich.

Sie taucht im Türrahmen auf; den Beutel hat sie schon abgelegt.

»*Yao pijiu ma?*« frage ich und reiche ihr ein Bier, ohne auf eine Antwort zu warten.

»Hallo«, sagt sie und starrt aufs Bier, offenbar unschlüssig, ob sie es annehmen soll oder nicht. Sie trinkt einen Schluck und zeigt sich sehr verunsichert über meinen Empfang.

»Das ist meine dekadente Wohnung«, sage ich und weise mit ausgestrecktem Arm in die Runde. Sie besteht aus zwei Zimmern, einer Küche und einem Bad. Die einzelnen Räume haben die Maße von durchschnittlichen Wandschränken und sind sehr viel kleiner als die der Wohnung von San-xiangs Eltern. Meine Wohnung ist ein Rattenloch. Auf dem Boden liegt irgendein synthetisches Zeug, an dem an allen Ecken gespart wurde. Die Wände müssen unbedingt neu tapeziert werden. Alles ist braun, bis auf die grauen Stellen, wo der Estrich durchkommt. Ab und zu denke ich daran, eine Renovierung vorzu-

nehmen. Aber wer weiß, wie lange ich wohnen bleibe? Und außerdem halte ich mich nur zum Essen und Schlafen hier auf.

Sie sieht sich um. »Tut mir leid, daß ich so unvermittelt aufkreuze.«

»Setz dich«, sage ich. »Iß was und erzähl, was passiert ist.«

Sie nimmt Platz. Ich reiche ihr einen Teller samt Stäbchen und verteile die Nudeln.

Sie starrt auf den Teller wie jemand, der vor der Mahlzeit ein Stillgebet spricht. Aber es scheint, daß sie mit den Gedanken woanders ist. Ich gebe ihr vom Hühnerfleisch. »Danke«, sagt sie.

Ich esse und sehe ihr beim Essen zu. Schließlich sagt sie: »Ich hatte einen Streit mit meinen Eltern.«

»Worum ging's?« frage ich.

»Um nichts«, antwortet sie achselzuckend. »Um Geld, um alles mögliche.«

Ich warte.

»Es hat ganz harmlos angefangen, aber dann kam eins zum anderen. Sie haben mir vorgeworfen, daß ich nicht fleißig genug für die Uni-Aufnahmeprüfung lerne. Und dann kam die Rede darauf, daß mein Vater alles Geld ausgegeben hat, das eigentlich für mich bestimmt war, für ...« – ihre Stimme ist kaum mehr zu hören – »für mein Gesicht.«

Spontan fällt mir dazu ein, daß sie das Wort ›Gesicht‹ wohl im chinesischen Sinne verwendet und um einen drohenden ›Gesichtsverlust‹ besorgt ist. Dann aber stellt sich heraus, daß ihre Aussage wortwörtlich zu verstehen ist.

»Mein Vater meint, daß ich selber dafür sparen und nicht alles in die Kommune stecken soll.«

Mir fehlen die Worte. Jede Entgegnung könnte falsch sein, also sage ich, so unverfänglich wie möglich: »Und was meinst du?«

»Ich bin erwachsen und kann für mich entscheiden«, sagt sie. »Er dagegen glaubt für mich bestimmen zu müssen, solange ich in seinem Haus lebe. Es ist so: Bevor ich nicht verheiratet bin, bekomme ich keinen Wohnberechtigungsschein. Andererseits will ich das Geld lieber sparen, das für die Miete auszugeben wäre. Aber vielleicht ist das nur ein Vorwand, um zu Hause bleiben zu können.«

»Klingt doch vernünftig«, sage ich.

»Hältst du mich für ein unreifes Mädchen?« fragt sie.

Ja, doch das kann ich ihr nicht auf den Kopf zu sagen. »Ich halte dich für sehr vernünftig.«

»Du lebst nicht mit deiner Familie zusammen.«

»Ich habe keine Familie«, antworte ich, womit ich – genau genommen – die Unwahrheit sage; aber mein Vater ist seit Jahren weg, und meine Mutter hat eine neue Familie. Ich könnte und wollte weder bei ihm noch bei ihr leben.

»Du hast eine schöne Wohnung«, meint sie.

Ich lache und verunsichere sie dadurch. »Eine Bruchbude«, sage ich. »Aber mehr kann ich mir nicht leisten.«

Wir essen.

»Ich muß morgen früh raus«, sage ich. »Ich mach dir jetzt dein Bett.«

Sie nickt, ist ganz befangen und voller Anspannung.

Ich gehe ins Schlafzimmer und krame ein Laken aus dem Kleiderschrank. Auf dem Bett liegen zwei Kopfkissen; einem davon streife ich einen frischen Bezug über. San-xiang steht in

der Tür und beobachtet mich. In meinem Schlafzimmer herrscht ein Tohuwabohu. Ob sie Anstoß daran nimmt? Womöglich hat sie damit gerechnet, daß ich gediegener lebe. All die ungespülten Tassen im Schlafzimmer werden sie wohl ein bißchen irritieren.

Mit dem Laken, dem Kopfkissen und einer Steppdecke baue ich ihr ein Bett auf der Couch. Es paßt sich zwar nicht der Körpertemperatur an, ist aber halbwegs bequem. Vielleicht sollte ich ihr mein Bett anbieten und selbst auf der Couch schlafen. Aber was soll's? Ich habe sie nicht hergebeten; außerdem sind alle anderen Laken dreckig, und ich habe keine Lust, das Bett neu zu beziehen.

»Ich muß morgen um sieben auf der Baustelle sein«, erkläre ich. »Also werde ich kurz nach sechs aus dem Haus gehen. Wann mußt du zur Arbeit?«

»Um neun«, antwortet sie.

»Wann mußt du aus dem Bett?«

»Vielleicht so gegen halb acht?« sagt sie.

»Gut. Ich stelle die Anlage entsprechend ein. Kaffee und Tee sind in der Küche. Du kannst ruhig auch noch Video sehen. Fühl dich ganz wie zu Hause.«

Sie nimmt auf der Couch Platz und faltet die Hände im Schoß. Wieder habe ich das Gefühl, daß sie verstimmt ist. Vielleicht ist ihr hier bei mir alles fremd und nicht geheuer.

»Bist du früher schon mal von Zuhause weg gewesen?«

»O ja«, antwortet sie. »Ich fahre jedes Jahr für ein paar Wochen weg. Vor zwei Jahren bin ich von Cuo zur Weiterbildung nach Arkansas geschickt worden. Da bin ich achtzehn Monate lang gewesen.« Sie blickt mich an, diesmal direkt und nicht von

der Seite. »Warum musterst du mich immer so?«

Ich bin peinlich berührt und frage: »Wie kommst du darauf?«

»Du siehst mich immerzu an. Ist es, weil ich so häßlich bin?«

»Ach was«, entgegne ich eilig. »Natürlich nicht.«

»Schon gut«, sagt sie. »Ich weiß, daß ich häßlich bin. Eines Tages, wenn ich genug Geld habe, werde ich mir das Gesicht machen lassen. Mit meinen Knochen stimmt was nicht; das passiert in zwanzigtausend Fällen einmal. Wenn die Sache früh genug gerichtet wird, kommt's weniger teuer, aber mein Vater hatte Schwierigkeiten. Deswegen sind wir hier.«

»Was hat dein Vater denn gemacht?«

»Er hat in Kanton eine Zweigstelle von Huang-Kamakai geleitet und nur Mißerfolge gehabt. Darum ist er in die Vereinigten Staaten versetzt worden, um für das Bauunternehmen Hong Fangzhen zu arbeiten. Hong Fangzhen gehörte damals noch zu Huang-Kamakai. Aber während der großen Läuterung ist das Bauunternehmen tief in die roten Zahlen gerutscht und an einen ABC verkauft worden. Aus dem Grund kann mein Vater nicht mehr nach China zurückversetzt werden.«

Tja, ich muß früh raus, also gehe ich zu Bett. Nach ein paar Minuten höre ich das Video; es ist sehr leise gestellt. Ich lege mich schlafen mit dem Rücken zum Lichtspalt unter der Tür.

Die Anlage weckt mich. Ich schleiche durchs Wohnzimmer ins Bad, wasche und ziehe mich an. Als ich das Bad verlasse, richtet sich San-xiang auf der Couch auf.

»Schlaf weiter«, flüstere ich. »Es ist erst Viertel nach fünf.«

»Ich bin wach«, sagt sie, dreht das Licht an und blinzelt mir entgegen. »Ich kann dir Kaffee machen.«

»Den trinke ich immer erst auf der Baustelle«, sage ich. »Leg dich wieder schlafen.«

Aber sie steht auf. Ihr Haar hängt lang herab. Sie trägt nur ein weites Unterhemd und geht barfuß ins Bad. Wenn ich wie heute früh dran bin, sitze ich für gewöhnlich noch rum, schaue Video und trinke Kaffee. Meist aber muß ich Hals über Kopf aufbrechen.

Heute mache ich mir Kaffee und setze mich mit der Tasse hin. Ich frage mich, wie lange sie wohl zu bleiben vorhat, will sie aber nicht gleich darauf ansprechen. Sie kommt angezogen aus dem Bad.

»Kaffee?« frage ich.

Sie schenkt sich eine Tasse ein.

»Zucker steht bei der Spüle, Milch ist keine da«, sage ich.

Sie holt Zucker, setzt sich auf die Couch, läßt aber die Tasse unberührt.

»Hast du gut geschlafen?« frage ich.

»Wunderbar«, antwortet sie heiter.

Wir unterhalten uns ein wenig. Ich erkundige mich nach ihrer Arbeit. Sie ist bei Cuo angestellt, einem der großen chinesischen Konzerne, und arbeitet in der Abteilung für internationalen Transport. Sie wickelt die Aufträge ab.

Sie mag keinen Kaffee; ich tue so, als sei mir das nicht aufgefallen. Nach wenigen Minuten breche ich auf.

Als ich gegen halb acht am Abend nach Hause komme – wir sind auf Eilschicht und müssen Überstunden arbeiten – ist sie schon da. Von der Diele aus höre ich sie in der Küche herumhantieren. Das Wohnzimmer ist aufgeräumt. Laken und Steppdecke liegen ordentlich zusammengefaltet am Couchrand. Ich

warte, bis die Hackgeräusche in der Küche unterbrochen sind, und rufe »Hallo«.

»Zhong Shan?«

Ich bin hundemüde. Vorarbeiter Qian war heute nicht auf der Baustelle – ein schaler Trost angesichts der schweren Arbeit. Zwölf Stunden lang habe ich Formteile für die Fassadenverkleidung nachbehandelt und poliert, was nicht nur kräfte-, sondern auch nervenzehrend war, zumal die Mannschaft nichts anderes im Sinn hatte, als möglichst früh Feierabend zu machen. Vor lauter Schreierei bin ich heiser. Aber obwohl das Team meutert, wird der Job am Freitag termingerecht abgeschlossen sein, es sei denn, uns kommt noch schlechtes Wetter dazwischen.

Auf Gesellschaft bin ich im Augenblick ganz und gar nicht erpicht. Wenn Peter jetzt anriefe, um sich mit mir zu verabreden, würde ich ihm einen Korb geben. »San-xiang«, grüße ich. Es riecht nach gekochtem Reis.

»Kommst du immer so spät?« fragt sie. Sie hackt Schalotten.

»Nein«, antworte ich, »normalerweise bin ich um fünf zu Hause.« Ich hole mir ein Bier und lasse mich auf einen Stuhl fallen.

»Hast du meinen Vater gesehen?«

»Nein. Heute war er nicht da, vielleicht kommt er morgen.«

»Wirst du ihm sagen, daß ich bei dir bin?«

»Wenn er danach fragt.«

Mit gekrauster Stirn starrt sie in den Wok und läßt Hühnerfleisch in Sesamöl anbraten. Der Duft erinnert mich an meine Kindheit. »Sag ihm bitte nichts. Sag ihm, daß du nicht weißt, wo ich bin. Er braucht es nicht zu wissen.«

Das mißfällt mir. Ich zucke die Achseln.

Sie rührt im Wok herum, gibt grüne Schalotten hinzu, chinesische Chilis und einen Teelöffel voll Sesampaste. Dann verteilt sie das Fleisch auf zwei Teller. »Hast du Hunger?«

»Und wie«, antworte ich. »Das ist nett von dir.«

»Es ist nett von dir, daß du mich hier wohnen läßt«, sagt sie.

Daß sie länger bleibt, paßt mir ganz und gar nicht. »Wie lange willst du bleiben?« frage ich.

»Wenn ich gehen soll, mußt du mir das sagen. Dafür hätte ich vollstes Verständnis.«

Ich weiß nicht, was ich darauf antworten soll. Noch heute abend. Am liebsten wäre es mir, wenn du noch heute abend gehst. Versuche doch, bei einem deiner Freunde von der politischen Runde unterzukommen. Aber ich sage nichts und schaufele nachdenklich das Essen in mich rein.

Ich nehme mir vor, sie morgen zum Verlassen aufzufordern. »Schmeckt sehr gut.«

»Danke.«

Ich sollte ihr sagen, und zwar sofort, daß sie höchstens bis zum Wochenende bleiben könne. Doch es wäre gemein, sie, die mich gerade bekocht hat, so unter Druck zu setzen. Morgen werde ich gleich nach der Arbeit etwas essen und erst dann nach Hause zurückkehren. Sie kann sich wahrscheinlich nicht in meine Lage versetzen, zumal sie selbst keine Freunde hat und nur selten in Gesellschaft ist. Ich bin wütend, bringe es aber – wie immer – nicht über mich, sie vor den Kopf zu stoßen. Ich schaue in dieses äffische Gesicht und denke, daß sie wohl schon oft genug zurückgewiesen und verletzt worden ist. Also sage ich nichts. Ich bin feige.

Wir setzen uns vors Video. »Willst du Drachenrennen sehen?« fragt sie.

»Nicht unbedingt«, antworte ich. Tatsächlich sehe ich mir die Rennen im Video nur äußerst selten an, aber offenbar glaubt sie, daß es für mich nichts Wichtigeres gibt. Wir schauen uns die Episode einer Serie an und unterhalten uns ein bißchen. Ich schlafe im Sessel ein und wache mit einem Ruck wieder auf. Wo könnte sie bloß unterkommen? Ohne die elterliche Trennungsbestätigung wird sie keinen Logierplatz finden. Sie muß doch irgendwelche Freunde haben. Ach, das kann nicht mein Problem sein.

Ich gehe zu Bett und schlafe unruhig. Ich träume von der Mittelschule.

Als ich am Morgen aufstehe, bleibt San-xiang liegen. Also mache ich mich beizeiten auf den Weg, ohne Kaffee getrunken zu haben. Um Viertel vor sieben bin ich auf der Baustelle, trinke Kaffee und warte im Morgengrauen auf den Beginn der Arbeit. Das Team trudelt ein, sieht mich, den Techniker, auf der Rücklehne einer Betonbank hocken und feixt. »Zhang kann's anscheinend kaum erwarten, uns heute wieder mal die Hucke voll zu machen.« Der Ton für den Tag ist angestimmt.

Wir liegen gut im Zeitplan; trotzdem nehme ich die Männer hart ran, um nur ja nicht Freitagnacht unter Licht arbeiten zu müssen. Noch viel weniger würde es mir gefallen, den Samstag auf der Baustelle zu verbringen. Dann nämlich würden die Arbeiter einen saftigen Bonus verlangen, und ich müßte mir von der Leitung jede Menge Klagen anhören.

Vorarbeiter Qian kreuzt kurz nach neun auf und verschwindet gleich in den Bauwagen. Solange er drin bleibt, wird die

Arbeit ungestört fortgesetzt werden können. Aber er bleibt nicht. Mit einer Tasse in der Hand kommt er raus und wirft einen prüfenden Blick in die Runde.

»Zhang!« raunzt er.

»Vorarbeiter Qian«, sage ich und trotte gehorsam wie ein Hund zu ihm hinüber.

»Du glauben, schon Freitag sein fertig?«

Auf chinesisch antworte ich: »Ja, wenn das Wetter uns keinen Strich durch die Rechnung macht oder sonst irgendwelche Probleme auftauchen.«

Vorarbeiter Qian nickt und nippt an seinem Morgentee.

»Ingenieur Zhang«, sagt er. »Hast du mit meiner Tochter gesprochen?«

»Kürzlich?« frage ich. »Nicht seit Donnerstag.«

Traurig und müde blickt er auf. »Sag mir Bescheid, wenn sie dich anruft. Okay?«

»Stimmt was nicht?« frage ich.

»Ach, ein dummes Mißverständnis«, antwortet er. »Sie ist zu einer Freundin gezogen.«

Ich nicke. In scheinbarer Kameradschaft stehen wir eine Weile beieinander und sehen den Männern bei der Arbeit zu. Dann kehrt Vorarbeiter Qian in den Bauwagen zurück. Ich will mit dieser Sache nichts zu tun haben; noch heute abend werde ich San-xiang auffordern, ihren Vater anzurufen. Die Sorge bin ich dann los.

Am Nachmittag höre ich den Wetterbericht – auf der Baustelle läuft immer das Radio mit, Sender Brooklyn. Für Freitag wird Regen vorausgesagt. Die Männer sehen mich an; sie ahnen, was ihnen bevorsteht. Ich lege den Polierer auf dem Rand

der Form ab, an der ich gerade arbeite.

»Okay«, sage ich, »ihr habt's gehört. Morgen fängt die Schicht erst um zwölf Uhr an. Sagt euren Müttern, daß sie das Essen warmstellen sollen. Wir werden unter Licht arbeiten.«

»Scheiße«, sagt jemand. Ich schalte den Polierer an, nehme die Arbeit wieder auf und ignoriere den Unmut der Leute. Sie wissen sowieso, was ich ihnen entgegnen würde, und sei's drum, daß sie ab und zu ein bißchen meutern, ist eine der wenigen Befriedigungen, die sie haben.

Es ist halb acht, als ich die Baustelle verlasse. Auf dem Weg zur U-Bahn esse ich zu Abend – einen Hamburger. Die U-Bahn ist erfreulich leer. Über mir hängt ein Schild mit der Aufschrift: ›*Una lux brillara en tu camina/Ven a la iglesia. Descubre lo que has perdido.*‹ Was ich verloren habe, so denke ich, ist mir schon vor der Geburt abhanden gekommen. Ich schlafe ein und verpasse fast meine Haltestelle.

Die Wohnung ist dunkel. Zuerst glaube ich, daß sie ausgezogen ist, aber dann geht das Licht an, und ich sehe ihren Beutel neben der Tür. Ich schaue überall nach. Keine Spur von ihr, keine Notiz.

Vielleicht hat sie wie ich lange arbeiten müssen. Vielleicht ist sie mit Freunden essen gegangen.

Ich setze mich in den Sessel und nicke vorm Video ein.

Die Tür weckt mich; ich richte mich auf. Die Anlage hat das Video ausgeschaltet; ich muß also mehr als zwanzig Minuten geschlafen haben.

»San-xiang?« rufe ich benommen.

»Hallo«, singt sie. »Ich dachte, du schläfst schon.«

Richtig gedacht. »Ich habe Video gesehen. Mußtest du länger arbeiten?«

»Heute abend war unsere politische Runde.«

Ach ja. Die optimale Kommunengröße. Was nun? Ich muß ihr sagen, daß sie nicht länger bei mir wohnen kann. »Dein Vater macht sich große Sorgen um dich«, sage ich.

»Hast du mit ihm gesprochen? Was hat er gesagt?«

»Er bittet mich, ihm Bescheid zu geben, sobald ich was von dir höre. Ich finde, du solltest ihn anrufen, und außerdem wär's wohl an der Zeit, daß du endlich eine Entscheidung triffst. So kann's nicht weitergehen.« Gut gesprochen, denke ich im stillen.

Sie nimmt auf der Couch Platz. »Wenn ich ihn anrufe, wird er mir befehlen, nach Hause zu kommen.«

»Aber er hat dich doch rausgeworfen.«

Sie winkt mit der Hand ab. »Das hat er nicht wirklich so gemeint.«

»Und was hast du jetzt vor?« frage ich.

»Ich weiß nicht.« Sie blickt auf ihre Füße. »Na gut, ich rufe ihn an. Heute abend noch?«

Verdammt, werde endlich erwachsen. Aber wenn du unbedingt einen Vormund brauchst ... »Ja, heute abend noch.«

Sie bleibt noch eine Weile sitzen. Dann steht sie auf und geht in die Küche. Es ist lange still, viel länger als es dauert, den Kontakt herzustellen. Schließlich höre ich sie sagen: »*Baba? Shi wo.*« Papa, ich bin's.

Pause. »*Zai Zhang gongchengshide jiali.*« In der Wohnung von Ingenieur Zhang.

Eine lange Pause. »*Dui*«, haucht sie. »*Wo dengideng.*« Ich

warte.

Ich höre es schnappen, als sie den Anschluß abzieht. »Er kommt und holt mich ab«, sagt sie. Sie ist den Tränen nahe und flieht ins Bad. Mir würde jetzt ein Bier guttun, aber ich bin zu müde. Immerhin kann ich morgen ausschlafen und werde wieder allein in meiner Wohnung sein.

Ich versuche, San-xiangs Weinen im Bad zu überhören.

Sie kommt zurück und setzt sich auf die Couch. Ich kann nichts dafür, daß sie häßlich ist; ich habe keinen Grund, mich schuldig zu fühlen. Es ist mir schon immer schwergefallen, die Grenzen meiner Verantwortlichkeit zu bestimmen.

»Mein Vater ist empört«, sagt sie, sichtlich um Fassung bemüht.

Ich nicke.

»Es wird Ärger geben.«

»Du bist erwachsen«, sage ich.

»Mein Vater ist da ganz anderer Meinung. Er versteht es sehr gut, andere nach seiner Pfeife tanzen zu lassen.«

»Du kannst dich ihm widersetzen.«

»So wie du es getan hast, als er dich bat, mit mir auszugehen?« fragt sie.

»Das war etwas anderes«, sage ich. »Es hat Spaß gemacht, dich auszuführen.«

Nickend schaut sie aufs Video und fängt wieder zu weinen an. Dabei gibt sie keinen Laut von sich. Ich fühle mich in die Enge getrieben. In wenigen Minuten wird ihr Vater hier sein. Schluchzend holt sie Luft. »Schon gut«, sagt sie. »Du brauchst nicht mehr mit mir auszugehen. Versteh mich nicht falsch; du bist sehr nett, aber ich weiß, daß du eigentlich nichts mit mir zu

tun haben willst.«

»Das stimmt nicht«, lüge ich. »Die vergangenen beiden Abende mit dir waren schön.« Was nicht ganz und gar gelogen ist.

Sie zuckt die Achseln.

»Ich empfinde Freundschaft für dich«, sage ich gutmütig.

»Vielleicht bin ich gar nicht auf Freundschaft aus«, erwidert sie heftig und wirft dann die Hände vors Gesicht.

Ich weiß nicht, wie ich reagieren soll. Sie macht es mir leicht und verzieht sich wieder im Bad. Ich höre, wie es aus dem Wasserhahn gießt. In diesem Monat wird die Wasserrechnung bestimmt schrecklich hoch sein; letzten Monat habe ich nur wenig verbraucht, aber die nächste Abrechnung wird mich teuer zu stehen kommen. Würde ich in einer öffentlichen Unterkunft wohnen, wären die ersten 800 Liter Wasser umsonst.

Mit frisch aufgelegtem Make-up kommt sie ins Wohnzimmer zurück; ihre Augen sind gerötet. Wir sitzen vorm Video, bis die Hausanlage meldet, daß ihr Vater vorm Eingang steht. Ich schaue nach, und tatsächlich: Da ist er in seinem Overall. Ich lasse ihn herein, und da ich schon einmal dabei bin, lösche ich San-xiang aus dem Speicher, so daß sie nicht mehr ohne meine Bestätigung ins Haus kommen kann.

Ich mache die Wohnungstür auf und sage unnötigerweise: »Das wird dein Vater sein.«

Ich höre, wie sich der Fahrstuhl öffnet und Vorarbeiter Qian über den Flur herbeieilt. Er wirft mir nur einen kurzen Blick zu und stürmt an mir vorbei. »San-xiang«, sagt er.

»Baba«, antwortet sie. Kerzengerade und mit gesenktem

Blick hockt sie auf der Couch. So gehört es sich für ein braves chinesisches Mädchen.

Auf chinesisch verlangt er eine Erklärung von ihr.

»Es gibt nichts zu erklären«, sagt sie.

»Dein Verhalten ist unverzeihlich. Was hast du deiner Mutter bloß angetan? Du hättest uns wenigstens anrufen und mitteilen können, wo du bist. Wo bist du gewesen?«

»Hier«, sagt sie kaum hörbar.

»Hier? Mit Zhang Zhong Shan?«

»Hier.«

Er sieht mich an; sein Gesicht ist puterrot. »Du sagtest doch, sie nicht gesehen zu haben.«

»Sie bat mich darum.«

Er richtet den Blick zurück auf die Tochter. »Warst du allein hier?« Er zittert vor Wut. Dermaßen erregt habe ich ihn noch nie gesehen. Sein Gesicht ist so rot, daß ich mir ernstlich Sorgen um ihn mache.

»Vorarbeiter Qian«, sage ich. »Vielleicht nehmen Sie erst einmal Platz. Darf ich Ihnen Tee anbieten oder ein Bier?«

»Was hast du hier getrieben? Wie wird deine Mutter reagieren, wenn sie davon erfährt? Und du ...«, er wendet sich an mich, »wie konntest du nur? Ich habe dich zu mir nach Hause eingeladen, und so hintergehst du mich!«

»Vorarbeiter Qian«, sage ich – der Titel hört sich auf chinesisches genau so albern an wie auf englisch. »Ich habe Sie nicht hintergangen und Ihre Tochter auch nicht gebeten, zu mir zu kommen.«

Er ignoriert mich und herrscht die Tochter an: »Es ist nicht zu fassen. Du willst von deinen Eltern für voll genommen

werden und tust so etwas!« Die Auseinandersetzung wird mir zunehmend peinlich. Qian ist der chinesische Vater par excellence, der seine Tochter vor schädlichen Einflüssen zu schützen versucht. Wie im Video. So verhält man sich doch nicht in der Realität. Aber normalerweise kommt es auch nicht vor, daß Väter ihre Töchter Männern zur Heirat anbieten, die sie kaum kennen. »Was passiert wohl, wenn deine Arbeitskollegen davon erfahren? Glaubst du, jemals nach China zurückkehren zu können, wenn bekannt wird, was für ein unmoralisches Mädchen du bist?«

»Die Kampagne der Großen Läuterung ist vorbei«, sagt San-xiang. »Von diesen Dingen redet heute keiner mehr.«

»Na, dann berichte mal deinen Kollegen davon, daß du mit einem Techniker zusammen wohnst, der keine chinesische Staatsbürgerschaft hat. Du wirst staunen, wie sie über dich reden.«

San-xiang läuft rot an.

Vorarbeiter Qian richtet nun seinen Ärger wieder gegen mich. »Du warst mir fast wie ein Sohn; ich hatte keine Ahnung, wie dumm du bist.«

»Ich habe Ihre Tochter mit Respekt behandelt«, entgegne ich. »Sie hat mich am Dienstag angerufen, von dem Streit mit Ihnen und Ihrer Frau berichtet und gefragt, ob sie zu mir kommen kann.«

»Ein Mann und ein Mädchen allein unter einem Dach! Und da soll ich mir nichts dabei denken?«

»Es ist wahr«, sagt San-xiang kühl. »Ingenieur Zhang ist nicht an mir interessiert, *Baba*. Ich bin zu häßlich für einen Mann.«

Ihre Worte scheinen ihm einen Schlag zu versetzen, und ich verstehe warum. Er hat das Ersparte ausgegeben, das eigentlich für ihre Gesichtskorrektur bestimmt war, und versucht nun, diesen Fehler wettzumachen, indem er seine Tochter gegen mich in Schutz nimmt. Ohne auf ihren Kommentar einzugehen, wütet er weiter. »Mir könnt ihr nichts vormachen. Ihr wart zwei Nächte zusammen. Das werden auch die Nachbarn mitbekommen haben.«

Wohnte ich in einem chinesischen Haus, würde eine Pförtnerin am Eingang aufpassen und dem Hauskomitee mitteilen, was sich in meiner Wohnung zuträgt. Aber hier im Haus bin ich der einzige ABC; sämtliche Mitbewohner sind Nicht-Chinesen. »Das kümmert hier niemanden«, sage ich.

»Es ist nicht zu fassen«, sagt er und sieht sich in meiner Wohnung um. »Hast du mal an deine Mutter gedacht?« fragt er San-xiang.

»Ich werde ihr sagen, daß es mir leid tut.«

»Und damit soll die Sache erledigt sein?«

»Was kann ich denn sonst noch tun?« weint sie.

»Wird das zwischen euch so weitergehen?« fragt Vorarbeiter Qian.

»Nein«, antwortet sie. »Das haben wir ohnehin schon beschlossen.«

Was als Besänftigung gemeint war, schürt nur seine Wut, mit der er nun mich attackiert. »Aha, du hast also deinen Spaß gehabt, und das war's dann wohl. Ist meine Tochter für dich Abfall, den man wegwirft?«

»Nein ...«, sage ich, verblüfft und verärgert zugleich.

»Du mieses Stück, Scheißkerl du!« schnauzt er mich an.

»Jetzt reicht's!« brülle ich zurück. Wir streiten mittlerweile echt chinesisch, das heißt in voller Lautstärke. »Ich habe Ihre Tochter nicht gebeten, zu mir zu kommen. Ich bin ihr gegenüber anständig gewesen und habe ihr geraten, zu Hause anzurufen. Und was ist der Dank? Sie schreien mich an. Das tun Sie doch bloß, weil Sie Ihre Tochter nicht im Griff haben.«

»Du hältst mich wohl für beschränkt. Ich finde meine Tochter in dieser verdreckten Bude vor, in der man sich kaum umdrehen kann, und ihr wollt mir weismachen, wie Geschwister hier gewohnt zu haben? Und überhaupt, was soll das heißen, daß du meine Tochter nicht mehr wiedersehen möchtest? Du willst nicht interessiert sein an einem chinesischen Mädchen? An einer chinesischen Staatsbürgerschaft? Wahrscheinlich hast du meine Tochter in Schwierigkeiten gebracht, um eine Heirat zu erzwingen.«

»Es war Ihr Wunsch, daß ich Ihre Tochter heirate«, entgegne ich. »Und um mir die Sache schmackhaft zu machen, haben Sie in Aussicht gestellt, daß ich an der Universität von Kanton studieren könnte.« Ich spüre, im Gesicht rot angelaufen zu sein. »Vorarbeiter Qian, was Sie noch nicht wissen: Meine Mutter ist keine Chinesin. Also bin ich auch kein echter Chinese. Meine Mutter heißt Teresa Luis; sie ist spanischer Herkunft.« *Wode mama jiao Teresa Luis ye ta shi Hai-si-ba-na.*

Vorarbeiter Qian ist sprachlos. Der spanische Name setzt sich hörbar ab vom Chinesischen.

Nach einer Weile stammelt er: »Deine Mutter ... ihr Nachname ist Li. So steht's in den Akten.«

»Li ist der Name, den ihr die Partei gegeben hat. Chinesischer Herkunft ist nur mein Vater. Und jetzt lassen Sie mich

bitte allein«, sage ich. »Ich habe morgen zu arbeiten.«

Eine andere Art von Zorn macht sich auf seinem Gesicht breit, kalte Wut. Schließlich sagt er: »Daß du für mich arbeitest, fällt dir reichlich spät ein.«

»Ich habe das Team für zwölf Uhr bestellt; hoffentlich hat es dann aufgehört zu regnen«, sage ich. Seine Miene macht mir angst. Die Rötung im Gesicht ist verschwunden; es ist nun weiß vor Wut.

»Wir sprechen uns noch«, droht Vorarbeiter Qian. »San-xiang! Wir gehen.«

Schweigend schlingt sie ihren Beutel um die Schulter. »Es tut mir leid«, sage ich auf englisch.

»San-xiang!« zischt der Vater.

Ich mache die Tür hinter beiden zu, bleibe für eine Weile auf der Stelle stehen und gehe dann in die Küche, um ein Bier zu holen. Im Kühlschrank sind noch fünf Flaschen; ich fürchte, das wird nicht reichen.

Bevor ich am nächsten Tag zur Baustelle gehe, mache ich Halt im Büro der Arbeitsvermittlung und studiere an der Anzeigetafel die angebotenen Jobs. Weil ich mich nur dann nach einer neuen Stelle erkundigen kann, wenn ich keine mehr habe, bleibe ich nicht lange. Ich fürchte nämlich, daß mich jemand nach meinen Arbeitspapieren fragen könnte, und außerdem ist kein Job angeschlagen, der für mich in Frage käme.

Ich weiß nicht, wie es weitergehen soll, falls ich meine Arbeit verliere. Wahrscheinlich müßte ich meine Wohnung aufgeben, mich in ein Logierhaus in Virginia oder Nord-Pennsylvania einquartieren lassen und täglich mit der Bahn in die Stadt

fahren, was aber nur während der verkehrsärmeren Zeiten möglich wäre. Vielleicht würde mich Peter für eine Weile bei sich wohnen lassen.

Ich habe eine Ausbildung, brauche mir also nicht allzu viele Sorgen zu machen. Anstatt den erstbesten Job anzunehmen, kann ich getrost warten, bis mir eine adäquate Stelle angeboten wird.

Hätte ich genug Geld, ließe sich die Wohnung halten. Meine Mutter kann ich nicht anpumpen. Auf dem freien Arbeitsmarkt am Times Square werden jede Menge Jobs angeboten. Vielleicht kann ich ein paar Habseligkeiten verkaufen. Ich steige in den Zug und fahre in die Innenstadt zur Baustelle. In der U-Bahn hängt ein zerrissenes Werbeplakat; es ist das gleiche, das ich gestern abend gesehen habe: »*Una luz brillara en tu camina/Ven a la iglesia. Descubre lo que te Inas perdido.*« Ich soll wiederfinden, was ich verloren habe? Aber doch wohl nicht in der Kirche. *Una luz brillara en tu camina.* Ein helles Licht auf deinem Pfad. In meinem Innern brennt ein helles Licht. Es ist weder Christus noch Mao Zedong. Ich weiß nicht, was es ist. Ich bin Zhang, allein mit meinem Licht, und in diesem Licht glaube ich für einen Moment, frei zu sein.

Doch meine Freiräume sind begrenzt. Die Regierung ist groß; wir sind klein. Nur wenn wir durch die Maschen schlüpfen, sind wir frei.



Windvögel

Angel

Die Tür ist flankiert von zwei Gardinenfenstern, in denen große Blumengestecke stehen. Es sieht aus, als verberge sich dahinter ein exklusives, teures Restaurant, doch es ist der Aufbahrungsraum eines Bestattungsinstituts. Die erste Person, die ich sehe, ist Orchid mit ihrem langen weißen Haar und der gesteppten Jacke aus schwarzem Satin, auf deren Rückenteil eine weiße, seidene Orchidee gestickt ist. Dann ist da Zinnober; aber er trägt nicht etwa Rot. Zinnober ist tatsächlich sein Vorname, hat also nichts Besonderes zu bedeuten; mit Nachnamen heißt er Chavez. Rot trägt er nur, wenn er fliegt.

Manche Flieger sind nur unter ihrem Pseudonym bekannt, so wie Orchid. Alle nennen sie Orchid. Wie sie wirklich heißt, weiß ich nicht. Andererseits würde niemand Eleni ›Hyazinthe‹ nennen; dieser Name taucht nur in den Starterlisten auf. Ich habe sogar zwei Pseudonyme – Gargoyle und Angel –, aber jeder nennt mich Angel. Johnny B. heißt allenthalben Johnny B., obwohl jeder weiß, daß sein eigentlicher Name Gregory ist.

Zinnober sieht und winkt mich herbei. Für einen Mann ist er ein guter Flieger, mit einsfünfundfünfzig ein bißchen zu groß,

aber so dünn, daß er nicht mehr als achtundvierzig Kilo auf die Waage bringt. Er stammt aus einer Fliegerfamilie; Random Chavez war sein Bruder – ich wette, Sie haben bislang nicht gewußt, daß er überhaupt einen Nachnamen hatte. Himmel, ist es tatsächlich schon fünf Jahre her, daß er bei diesem schrecklichen Unfall zu Tode kam? Ich werde alt. In jenem Jahr bin ich auf große Drachen umgestiegen. Ich war dabei; ich habe das Rennen abgeschlossen.

»Pijiu?« sagt Zinnober. Wir umarmen uns. Der Tisch ist gedeckt zum Leichenschmaus, aber ich kann bei Bestattungen nichts essen. Gut so, denn ich muß auf meine neununddreißig Kilo aufpassen, und Bier hat ohnehin schon allzu viele Kalorien. Orchid putzt sich das Gefieder; als Ara gibt sie ein ganz und gar ausgefallenes, anmutiges Bild ab. Natürlich steht sie zur Zeit mit niemandem in Synchronisation; Kameras sind nirgends zu sehen. Sie hat ihre Nummer offenbar längst verinnerlicht.

Wir haben uns nichts zu sagen. Wir stehen betreten da, voller Schuldgefühle. Vermutlich können nur Tote von sich behaupten, tugendsam zu sein. Tot, tot, tot. Das sei für all diejenigen wiederholt, die vom ›Verscheiden‹ sprechen.

Unsereins stirbt aus unterschiedlichen Gründen; die jungen – diejenigen, die noch gute Reflexe haben –, weil sie ein zu hohes Risiko eingegangen sind; die älteren, weil sie von ihren Reflexen oder Synapsen im Stich gelassen werden. Natürlich sind wir alle durch die Bank risikobereit, doch die Routinierten von uns kommen seltener in wirklich brenzlige Situationen, zumal sie wissen, daß es ein weiteres Rennen nach dem Rennen gibt.

»Kirin war ein nettes Mädchen«, sagt Zinnober.

Ich kannte sie nur flüchtig. Sie flog die großen Drachen erst seit knapp einem Jahr, und ich war wegen eines Bänderrisses in der Schulter drei Monate außer Gefecht. Außerdem war sie eine ABC, eine in Amerika geborene Chinesin; sie hatte sogar die chinesische Staatsbürgerschaft. Die öffnet viele Türen. Amerikachinesen geben sich nicht ab mit *Waigouren* aus Brooklyn, vor allem nicht mit solchen, die ein schlechtes Jahr haben. Komisch, ich wußte lange Zeit nicht, daß *Waigouren* ›Fremder‹ bedeutet, denn für mich waren Amerikachinesen die Fremden. Ich dachte immer, übersetzt hieße *Waiguoren* ›Nicht-Chinese‹.

»Fliegst du heute abend?« frage ich.

»Ich reise noch am Nachmittag nach Florida«, antwortet Orchid. Sie fährt des öfteren dorthin, um zu fliegen.

»Bist du am Washington Square?« will Zinnober von mir wissen.

»Ja, wenn Georgia den Siyue flottkriegt.« Georgia ist meine Technikerin.

»Du fliegst immer noch einen Siyue?« fragt Orchid und hebt despektierlich die weißen Brauen.

Zinnober blickt zur Seite und tut, als hätte er nichts gehört, um mein Gesicht zu wahren. Vergangenes Jahr hat mich Citinet fallenlassen; seitdem fliege ich auf eigene Faust. Orchid weiß Bescheid. *Meiqian*, ich bin ein armes Mädchen mit einem längst überholten Drachen. Das letzte. Orchid braucht sich keine Sorgen zu machen, o nein. Auch wenn sie keine gute Saison hat, wird sie in den Medien groß rauskommen. Hübsch ist sie, sehr populär als Synchronette.

»Angel«, sagt Zinnober, »heute abend ist auf der Guatemala Avenue ein Pelota-Spiel. Hast du nicht Lust, deine alte Nach-

barschaft wiederzusehen?«

»Mal abwarten, wie das Rennen verläuft.«

Zinnober ist ein lieber Kerl. Er kommt wie ich aus Brooklyn. Orchid, ein verwöhntes Kind aus Virginia, zeigt sich gelangweilt.

»Wenn du Geld einfliegst, zahlst du die Zeche«, sagt Zinnober.

Ich lache.

Wir sind auf dem Washington Square. Georgia und ich haben den Siyue startklar gemacht. Ich hebe den Drachen über den Kopf und spüre den Wind in der Seide. Es summt wie ein großes Insekt. Der Vogel wird wach; ich bin mit ihm verdrahtet und bewege mich an der sensorischen Schnittstelle. Arme und Beine werden von parallel geschalteten Synapsen gesteuert. Wenn ich sie willentlich zu bewegen versuche, ist es, als versuchte ich, den Kopf zu tätscheln und gleichzeitig im Kreis über den Bauch zu reiben. Doch ich bin wie weggetreten; mein Kopf ist chemisch rein. Die schwarzen Seidenschwingen sind gespannt und schweben über mir. Man nennt mich *Angel*, mit weichem ›h‹-Laut, wie in Brooklyn das ›g‹ ausgesprochen wird. Ich brenne darauf, starten zu können. Ich bin einsiebenundvierzig groß, wiege neununddreißig Kilo, bin aber trotzdem stark, vielleicht sogar stärker als Sie. Meine Gelenke sind robust wie geschmiedete Scharniere, Bänder und Sehnen in den Schultern bestehen seit der letzten Operation aus synthetischen Fasern, sind fest wie Spinnwebgewebe, viel fester als Stahl.

Wenn mein Drachen hält, bin ich unschlagbar. Ich fühle es.

Ich trabe los, beschleunige leicht. Ein kaum merkliches Vi-

brieren setzt ein; die Sensoren melden, daß die Schwelle zwischen Zug und Auftrieb erreicht ist. Das System springt an und kommt in Schwung; Energie baut sich im Drachen auf. Ich werfe die Beine nach hinten ins Geschirr, was ganz automatisch geschieht, denn ich habe keinen eigenen Körper mehr. Mein Körper ist der Drachen. Ich spüre das Luftpolster unter der Seide, balanciere in der Luft. Der Drachen ist mehr als ein Gleiter, denn er wird angetrieben mit der Energie meines Stoffwechsels. Darum kann er aktiv fliegen; er wird nicht nur getragen vom Wind wie seine Vorläufer früherer Tage. Das heißt, ich bin nicht träge Masse. Ich kann nicht fallen.

Langsam steige ich in Kreisen auf. Über mir winden sich zwei weitere Flieger hoch; einer folgt von unten. Loushangs Pseudonym ist Medicine. Ihr Drachen gleicht, auch von oben betrachtet, einem Sandgemälde der Navajoin Indianer. Louxia ist nicht zu erkennen. Ich sehe nur die Umrisse ihres Liuyue-Drachen, die sich im Bodenscheinwerferlicht abzeichnen. Ich teste den Drachen. Meine linke Schulter schmerzt rheumatisch. Es ist ein alter Drachen; er hat seine Zipperlein.

Wir formieren uns zum Start: achtzehn Drachen, je zwei in einer Reihe. Ich suche meinen Platz auf, Reihe sechs, außen. Langsam fliegen wir eine erste Runde. Achtzehn Drachen aus schillernder Seide. Das Rennen führt vom Washington Square zum Union Square und zurück, geradewegs über den Schwaden, das Wasser zwischen Manhattan und Brooklyn. Der Platz erstrahlt in hellem Licht. Die Beleuchtung endet abrupt. Unter uns liegt nun das Trümmerfeld der Aufstände von 2059. Zur Rechten erkenne ich den Lichterhalbkreis, da, wo der Broadway in den Schwaden abtaucht – nach wie vor ist mir der Huang

Tunnel kein Begriff; für mich heißt er immer noch Morrissey. Dann führen uns leuchtende Bojen auf dem Wasser dem Union Square entgegen. Im weiten Boden geht es darüber hinweg. Wir korrigieren unsere jeweilige Position. Unsere Formation gleicht einem langen, aus vielen Windvögeln zusammengesetzten Neujahrsdrachen. Und schon geht es hoch über dem Schwaden zurück. Rechts hinter mir liegt nun das Stadtzentrum. Ich zähle die Bojen; nach der fünften sind wir über dem Washington Square Park. Ich werfe einen Blick auf die Wettafel, doch sie ist zu klein, um entziffern zu können, was darauf geschrieben steht.

Ich frage mich, wieviele Menschen wohl mit mir synchronisiert sind. Früher hat mich der Gedanke daran, daß andere meine Empfindungen im Flug miterleben, äußerst befangen gemacht. Heute betrachte ich diese Menschen nicht mehr so sehr als von mir getrennt lebende, eigenständige Personen – als Teenager aus Queens zum Beispiel oder als alter Mann aus den Bronx. Wenn die Einschaltquote hoch genug ist, wird mich Citinet wieder unter Vertrag nehmen. Aber wer sponsort schon jemanden mit einem Drachen von gestern? Einen Außenseiter? Als mich Citinet fallenließ, wurde mir gesagt, daß ich als Flieger viel zu präzise manövriere; ich würde keine Risiken eingehen und ausschließlich mit dem Verstand lenken; ich wäre zu unterkühlt, unattraktiv.

Ich machte daraufhin den zynischen Vorschlag, in den Schwaden hinabzustürzen; das hätte noch keiner gewagt, und es wäre doch eine Sensation mitzerleben, wie ich vergeblich versuchte, die Katastrophe abzuwenden, bis sich die Synchronisation Sekundenbruchteile vor dem Aufprall automatisch

ausschalten würde. Ja, murmelte jemand, das wäre in der Tat endlich mal was Interessantes.

Wir erreichen den Washington Square zum zweitenmal; die Drachen legen an Tempo zu. Wir segeln an den Bojen vorbei, die die Startlinie markieren. Ich steige auf, um Höhe zu gewinnen. Zehn Vögel liegen vor mir. Ich rücke auf die Innenbahn, schneide den Kurs von Mediane, die links von mir fliegt, und zwingt sie nach unten – *xialou*: Sie ist nun mein Schatten, obwohl ich den schwarzen Drachen habe und sie, nach Navajo-art gemustert, in Rot, Schwarz, Weiß und Blau fliegt. Vor mir, an dritter Position liegend, erkenne ich Zinnober mit dunkelrotem Drachen, der zum Rand hin zimtfarben wird.

Und wir sind über dem Schwaden. Ich tauche kurz ab, um Schwung zu holen. Ein schwarzer Drachen verschwindet im dunklen Luftraum; nur das Licht auf dem Wasser spiegelt sich silbern auf meiner Seide. Über mir segelt Kim (ihr Pseudonym ist Polaris, aber ich nenne sie immer nur Kim). Der Abstieg strapaziert mein Gestell kaum; die Schmerzen in der Schulter sind erträglich. Dennoch halte ich mich ein wenig zurück, um das ganze Feld überblicken zu können, wenn es über den Union Square hereinfällt. Langsam, aber stetig arbeite ich mich vor. Es geht mir gut; ich fühle mich topfit. Ich trinke Luft aus der Gesichtsmaske.

Hoch über den Lichtern des Union Square.

Ich liege ungefähr an fünfter Stelle. Die Zweierreihen haben sich aufgelöst. Ich fühle mich stark, habe mein Tempo gefunden. Wo ist Zinnober? Er ist etwas zurückgefallen und hoch, hoch über mir – *shanglou*. Als mein Drache noch neu war, bin ich auch immer weit oben – *shanglou* – geflogen. Wir sind eine

Palette voll Farben, für einen Moment nur schillernd über dem Union Square. Dann geht's wieder zurück über den Schwaden. Ich steige auf, strenge mich an. Ich höre, wie unter mir jemand vorbeirauscht. Zinnober ist es nicht; er wartet ab. Ich lege zu, zähle die Bojen. Eins, zwei, drei, vier, fünf, und wir sind wieder im Licht. Ich bin auf die fünfte Boje geradewegs zugesteuert und liege auf gleicher Höhe mit dem Feld. Nur Zinnober fliegt weit oben, während Riptide unten die Führung übernommen hat. Sie war es, die unter mir vorbeigerauscht ist. Kim liegt unmittelbar vor mir. Vorwärts sprintend, schwingt sie auf und ab wie ein Tümmeler, nimmt mit jeder Abwärtsbewegung an Geschwindigkeit zu. Doch plötzlich kommt ihr ein blauer Drache in die Quere, geflogen von einer Anfängerin, deren Namen ich vergessen habe. Kim muß abbremsen, um einen Zusammenstoß zu verhindern. Dann sind wir zum zweiten- und letztenmal über dem dunklen Trümmerfeld. Erneut versuche ich, Höhe zu gewinnen. Eins, zwei, drei, vier, fünf – der Union Square ist erreicht. Ich bin höher als Kim und Riptide; nur Zinnober liegt über mir. Also steige ich weiter auf. Irgendein Sinn sagt mir plötzlich, daß Zinnober abwärts schießt. Kurzentschlossen lasse auch ich mich fallen. Die Sicherheitsgrenze von zweihundert Metern über dem Boden darf nicht unterschritten werden. Ich bin vor Zinnober, weiß aber nicht wie weit. Alle tauchen nun ins Dunkle ab. Ich ahne, daß mir die Neue unmittelbar vor der Nase ist, lasse meine Flügel kurz, für eine Sekunde bloß, Auftrieb fassen, spüre die Last – und tatsächlich: Ich bin knapp über ihr, fürchte im ersten Augenblick, zu dicht herangeflogen zu sein.

Aber ich bin über ihr und merke, wie sie schreckhaft ab-

bremst, ihre Segel killen läßt, um einem Zusammenprall auszuweichen, der längst geschehen wäre, bevor sie reagierte. Der Wind streicht kalt über meine Schwingen. Ich schnappe nach Luft. Meine Schulter schmerzt.

Über mir holt jemand auf: Zinnober. Ich tauche tiefer, aber das Drachengestell fängt heftig zu vibrieren an. Ich zweifle an seiner Festigkeit, fange den Steilflug ein wenig ab und versuche, aus eigener Kraft voranzusprinten. Doch die Schulter tut zu weh. Der Drache bebt, wird plötzlich schlaff. An der linken Seite scheint ein Teil gebrochen zu sein. Mir wird angst und bange. Ich verliere an Tempo und Höhe, die Flügel flattern um mich herum, doch der Drache selbst ist unter Kontrolle. Verkrüppelt sacke ich immer tiefer, komme aber endlich ins Licht. Die anderen flitzen durchs Ziel. In hundertfünfzig Metern Höhe – zu tief – erreiche ich das Ziel. Zinnober Chavez dreht als Sieger eine Ehrenrunde, als ich wuchtig auf dem Boden aufsetze, rennend den zerbrochenen Drachen abzubremsen versuche, dann langsam austrabe.

Georgia, meine Technikerin – groß und breithüftig –, nimmt mir wortlos den Drachen ab. Auch ich sage nichts. Was gäbe es zu sagen?

Ich fühle mich ausgelaugt, zerre die Gesichtsmaske ab und schnappe nach Luft. Himmel, bin ich erschöpft.

Zinnober ist übergücklich. Bislang lief die Saison für ihn nicht so besonders. Er war ganz heiß auf einen Sieg, aber das sind schließlich alle. Er kommt und findet mich. Georgia und ich sind gerade dabei, den zerbrochenen Drachen zusammenzupacken. Nett von ihm, daß er an mich denkt. Er ist ein bißchen

verlegen und sieht zu, wie wir das Gerät im Container verstauen – mit Mühe, denn der Rahmen ist verzogen und paßt nicht rein.

Ich gratuliere ihm zum Sieg, und er sagt: »*Nali-nali*«, nicht der Rede wert. Er winkt mit der Hand ab und blickt hinaus in den Park. Trotzdem, er ist übergücklich. »Komm doch auch gleich mal rüber«, sagt er, zu aufgeregt, um auf eine Antwort zu warten, und warum sollte er auch? Es warten jede Menge Leute auf ihn.

Ich gehe also an seine Box, und von dort aus brechen wir gemeinsam zu einem Lokal an der La Guardia auf, wo viel getrunken und palavert wird. Es heißt ›Commemorative‹; hier halten sich vor allem Flieger auf. Zinnober hat zwei Typen bei sich, einen Blonden und einen ABC. Die drei sind einander sichtlich zugetan. Zinnober scheint vor allem auf den Blonden zu fliegen. Sein Name ist Peter. Für einen Nicht-Flieger ist er nicht sonderlich groß gewachsen, einssiebzig etwa; ich bin nicht besonders gut im Schätzen. Schwer ist er auch nicht, aber im Vergleich zu ihm scheint Zinnober nur aus Haut und Knochen zu bestehen. Außerdem sieht er gut aus, was man von Zinnober ganz und gar nicht behaupten kann.

Sie wollen noch zu irgendeinem Pelota-Spiel. Dabei würde ich nur stören. Also sage ich, daß ich müde sei und morgen früh raus müsse, um nach meinem Drachen zu sehen. Auch der ABC will nicht mit, weil er müde ist, was mich überrascht.

»Wie kommst du nach Hause?« fragt er mich. Es sind die ersten Worte überhaupt, die er an diesem Abend an mich richtet. Kein Wunder, Zinnober und der Blonde haben die Unterhaltung fast im Alleingang geführt.

Was glaubt er? Daß ich mit dem Auto nach Hause fahre?

»Mit der U-Bahn«, antworte ich.

»Ich begleite dich.«

Die anderen erheben wie üblich Einspruch. Ach, bleib doch noch. Na schön, wenn's unbedingt sein muß. Und dann bin ich draußen auf der Straße, zusammen mit diesem ABC. Er trägt eine verspiegelte Brille und eine Jacke aus Haifischleder. Mir kommt es immer wieder so vor, als wären die Gesichter von Amerikachinesen aus Eis gemacht. Wir gehen in westlicher Richtung. Ich bin nicht sicher, wie er heißt. Der Blonde hat ihn Rafe oder so ähnlich genannt. Ich frage ihn, und er antwortet: »Zhang«, fast tonlos.

Verdammt, denke ich; ich habe dich nicht gebeten, mich nach Hause zu begleiten.

Wir überqueren die Sixth Avenue, und plötzlich sagt er: »Schade, daß ich heute abend nicht mit dir synchronisiert war.«

Was soll ich darauf sagen? »Warst du mit Zinnober synchronisiert?«

Er schüttelt den Kopf. »Mit Israel.«

Israel? Wer, zum Teufel, ist das? Muß wohl die Anfängerin sein. »Sie ist ganz gut, braucht noch ein bißchen Erfahrung«, sage ich. Mir fällt bloß das übliche Blabla ein.

»Sie lag gut, bis du sie abserviert hast«, sagt er.

Wir reden kein Wort mehr miteinander. Erst als wir die hell erleuchtete U-Bahn-Station erreichen, frage ich höflich: »Was machst du so?«

»Ich bin Bautechniker«, antwortet er. Kaum zu glauben. Er sieht nicht aus wie jene Typen, die man sonst auf Baustellen antrifft, wenn Sie wissen, was ich meine. Er nimmt die Sonnenbrille ab, reibt sich die Augen und sagt: »Aber zur Zeit bin ich

arbeitslos.« Und er setzt die Brille wieder auf.

Halbherzig murmelnd spreche ich ihm mein Mitleid aus. Er ist kühl und abweisend. Ich weiß nicht, warum er sich überhaupt mit mir unterhält. Daß er mich abzuschleppen versucht, kann ich mir nicht vorstellen, und, weiß der Himmel, ich würde es nicht zulassen. Ich starre aufs Gleis.

Auf den Schienen sehe ich die Lichter des Zuges.

»Als dein Drachen kaputt ging«, sagt er, »hast du da an Kirin, an diese Zhonggue-ren gedacht?«

Die Kollegin, die heute bestattet wurde. Darum tut's ihm leid, nicht mit mir synchronisiert gewesen zu sein. »Nein«, antworte ich. »Ich habe nur daran gedacht, das Ding unter Kontrolle zu bringen. Für andere Gedanken bleibt nicht viel Zeit. Hast du schon mal einen Drachen geflogen?« Die Frage ist völlig unnötig.

»Nein«, sagt er.

»Man fliegt nicht mit dem Kopf«, erkläre ich.

Der Zug rollt heran und bremst ab. Wir steigen ein. Gesprochen wird nicht mehr. Erst als er umsteigen muß, sagt er noch: »Bis dann.«

Ich vergesse immer wieder, daß unsere Zuschauer darauf warten, daß wir sterben.

Als der Drachen kaputt ging, habe ich doch etwas gedacht, das heißt, es drängte sich mir ein Gedanke auf. Ich erinnerte mich an das Jahr, in dem ich auf große Drachen umgestiegen war. Ich startete beim New York City Flight, dem dritten oder vierten großen Rennen, an dem ich teilnahm. Ich war Neuling, das Feld sehr groß, bestehend aus sechszwanzig Teilnehmern. Ich

hatte keine Chance. Es kam zwischen mir und Random Chavez zu einem Zusammenstoß. Fünf Flieger starben bei diesem Rennen.

Damals fürchtete ich mich zum erstenmal vor dem Tod. Seitdem denke ich an dieses Rennen zurück, sooft mein Drachen streikt, sooft irgend etwas schief läuft und mir die Kontrolle für einen Augenblick entgleitet.

Ich fahre nach Brooklyn. Meine Wohnung ist nicht weit entfernt von der Station. Trotzdem bin ich immer wieder erleichtert, die Eingangstür hinter mir schließen zu können. Im Flur bin ich sicher, noch sicherer im Fahrstuhl. Ich wohne hier nun schon seit zwei Jahren, und das Haus kennt mich. Ich habe eine Affinität zu Maschinen, was – nennen Sie mich ruhig abergläubisch – wahrscheinlich dadurch bedingt ist, daß ich einen Großteil meiner Freizeit als eine Art Cyborg verbringe. Ich glaube, mein Haus kann mich gut leiden. Das Licht dimmt auf, kaum daß ich die Wohnung betrete. Ich mache mir was Eiskühles, Bitteres zu trinken und rufe die Aufzeichnung des verhängnisvollen Rennens ab. Der Sessel umarmt mich. Ich lege die Füße hoch, und das Licht erlischt. Ich verzichte auf die Synchronisation mit einem Flieger und verfolge statt dessen das Rennen wie aus einem Begleitflugzeug. Wie aus göttlicher Perspektive. Oder ist Gott womöglich mit jedem einzelnen synchronisiert? Kommt aufs Gleiche raus: totale Objektivität. Ich bin wieder mitten im Feld, ungefähr an neunter Stelle. Hyazinthe hat den Anschluß verloren, fällt zurück und verschwindet aus dem Blick. Sie ist raus, kurz bevor das Unglück geschieht.

Fox liegt an siebter Stelle, Random Chavez an fünfzehnter.

Fox tummelt einem Delphin gleich auf Watchmaker zu und will über ihn hinwegfliegen. Kaum hat sie ihn erreicht, passiert's. Sie schaut weg, verliert die Konzentration, wer weiß? Wie dem auch sei, sie titscht Watchmaker an; er gerät ins Trudeln, was halb so schlimm wäre, wenn er nicht so viel Tempo verlieren würde. Malachit, der unmittelbar vor mir fliegt, versucht seinen Drachen hochzuziehen. Doch die beiden prallen zusammen. Trotz brausenden Fluglärms höre ich Seide reißen. Was dann passiert, ist mir entfallen, aber in der Aufzeichnung ist zu sehen, daß ich nach innen ausweiche und an den beiden vorbeirausche. Das ganze Feld schert auseinander, doch Random ist eingekeilt. Ihm bleibt nur der Ausweg nach unten. Also geht er in einen fast vertikalen Sturzflug über, fährt wie ein Blitz herab. Wäre sein Gerät – so wie die heutigen – querverstrebt gewesen, hätte er's geschafft. Aber die Bspannung zerfetzt unter dem Druck, der entsteht, als er den Sturz abzufangen versucht. Er schmiert ab.

Random, Fox, Malachit, Hot Rock und Safran – sie alle starben. Watchmaker stieg nie wieder auf. Und Angel kam als siebente ins Ziel.

Ich lasse die Aufzeichnung ein zweites Mal ablaufen und verbinde mich mit Random Chavez. Ich will nachempfinden, wie er sich zum Sturz entschließt, als er vorne kein Durchkommen mehr sieht. Doch auch die beste Synchronisation kann die wirkliche Wahrnehmung nicht ersetzen. Ich kann die Lücke nicht sehen, die er unter sich entdeckt; ich spüre nur den Fall, das Heruntersacken, und dann, als er ins Trudeln gerät, wird der Kontakt unterbrochen.

Das Licht in der Wohnung geht wieder an, zu schnell für

meinen Geschmack. Ich denke an meinen Drachen. Woher soll ich das Geld für die Reparatur nehmen? Mr. Melman von Melman-Guoxin ist einer meiner Sponsoren. Er führt ein Konto für mich. Das werde ich belasten. Verdammt, schon jetzt stecke ich tief in der Kreide. Was soll's? Es ist doch nur ein Gestell und Seide. Seide habe ich auf Vorrat.

Auf chinesisch heißt Seide *si* in der ersten Tonlage. In der zweiten Tonlage bedeutet *si* vier – wie in Siyue: April (der vierte Monat). Tod bedeutet dasselbe Wort in der dritten Tonlage. Die Vier ist in China eine Unglückszahl. Aber ich bin aus Brooklyn.

Beim nächsten Rennen habe ich eine höhere Zuschaltquote. Das ist nach Beinahe-Katastrophen immer der Fall. Typen wie der ABC aus dem Commemorative picken sich die Unglücksraben raus. Ich fliege vorsichtig und komme als vierte durchs Ziel, gehe also leer aus. Wäre ich spektakulärer, also nicht so sehr auf Sieg, sondern vielmehr auf Schau für die synchronisierten Zuschauer geflogen, hätte ich meine Zahlen noch verbessern können. Aber wie kann ich starten, ohne gewinnen zu wollen.

Erst nach zwei Wochen fliege ich als Zweitplatzierte wieder Geld ein. Damit kann ich für Georgia und mich die Miete bezahlen. Abends gehe ich aus mit Zinnober. Er ist zur Zeit der Star; seine Synch-Zahlen sind optimal, was allerdings auf Kosten seines Privatlebens geht. Er braucht jemanden, mit dem er sich in der Öffentlichkeit zeigen kann. Natürlich kann er sich auch von irgendeinem Groupie begleiten lassen. Das macht sich immer gut, falls ein Synch-Team aufkreuzt und Aufnahmen will.

Wir, Zinnober und ich, sind gleichermaßen begeistert von

Drachen und gleichermaßen voller Hochachtung für seinen verstorbenen Bruder. Wenn es spät geworden ist und die Flaschen leer sind, werden wir sentimental und sprechen bierernst und überschwenglich von Randoms herausragendem Talent als Flieger.

Am Abend vor dem Rennen von New Haven gehen wir zum Tanzen aus. Zinnober trägt die rote Haifischlederjacke seines Bruders; sie ist fünf Jahre alt und aus der Mode – na und? Mein schwarzes Kleid ist auf dem Rücken so tief ausgeschnitten, daß am Steiß der kupferfarbene Synapsenanschluß zu erkennen ist. Die Disco, die wir besuchen, liegt ziemlich abseits in der Gegend, die gerade wiederaufgebaut wird. In den Laden kommt nicht jeder rein; vielleicht kennen Sie ihn. Das Gebäude mag uns. Wie gesagt, ich habe eine Affinität zu Häusern. Wir schlendern an all den Leuten vorbei, denen der Zutritt verwehrt ist, und – wusch! – öffnet sich für uns die Tür. Es macht Spaß, mit Zinnober zu tanzen. Er klammert nicht, wenn schwüle Stücke spielen, und ist bei den flotten Nummern sehr viel beweglicher als andere. Aber vielleicht bin ich voreingenommen; er ist schließlich ein Fliegerkollege.

Wir tanzen viel und lassen uns vernetzen. Dann sehe ich ein Videoteam aufkreuzen. Es will unbedingt ein Interview von Zinnober. Wir lassen uns in der Küche nieder. Zinnober ist völlig durchgeschwitzt. Das Haar klebt im Gesicht, und ich spüre, wie mich sein Schweiß im Rücken kitzelt. Die Interviewerin stellt alberne Fragen zum Renngeschäft im allgemeinen und über seine Glückssträhne im besonderen. Ob sie denn noch ein Weilchen anhalten werde? Er hebt nur die Schultern. Fragen wie diese verblüffen mich immer wieder. Was denken sich die

Leute eigentlich dabei? Erwarten sie tatsächlich ein Ja als Antwort?

Sie will wissen, wie er, aus Brooklyn stammend, zum Fliegen gekommen sei. Zinnober erinnert daran, daß Random sein älterer Bruder ist. Ich mache sie darauf aufmerksam, daß er Randoms Jacke trägt. Das macht sich gut in den Medien. Die Küche ist vollklimatisiert und lausig kalt. Zinnober legt mir die Jacke um die Schultern und schlingt den Arm um meine Taille. Ich spüre sein nervöses Fingertippen auf den Rippen. Sie fragt, ob wir für das morgige Rennen fit seien, und sagt, ihr falle auf, daß wir nichts trinken. Ich müsse mit den Kalorien haushalten, gebe ich ihr zur Antwort. Daß wir bis zur Hutkrempe vollgedröhnt sind, sage ich nicht (Drogen haben keine Kalorien). Wir sind immerhin so high, daß uns ihre dämlichen Fragen nichts ausmachen.

Von Zinnober will sie jetzt erfahren, ob er sich einen Sieg in New Haven zutraue. Wie es in seiner Heimat Brauch ist, spuckt er sich zum Schein über die Schulter, um Unglück abzuwenden. Dann sagt er: »Gargoyle wird mich schlagen.«

Wir lachen.

Das Interview erscheint am nächsten Abend im Video. Daraufhin ruft Citinet bei mir zu Hause an. Doch ich bin schon im Park und flicke meinen alten Siyue. Ich hoffe, daß der Beitrag meine Synch-Zahlen steigen läßt, denke aber vor allem an meinen Drachen, weniger an meine Popularität. Tatsächlich sehe ich die Aufzeichnung erst später. Auf dem Bildschirm sehen wir aus wie zwei verliebte Teenager, was alle Romantiker zur Rührung bringt. Und daß die rote Jacke von einer Schulter zur anderen wandert, läßt bestimmt alle Katastrophen-Fans

aufmerken. Was wieder einmal beweist, daß an den eigentlichen Rennen kaum jemand interessiert ist. Gefragt sind Einblicke in unser Leben.

Um unsere Box haben sich etliche Leute versammelt. Sie sehen Georgia und mir bei der Arbeit zu. Und wieder kreuzt ein Synch-Team auf. Man will von mir wissen, wie ernst es zwischen mir und Zinnober steht und ob es mir nichts ausmacht, gegen den eigenen Freund anzutreten. Achselzuckend weise ich darauf hin, daß ich Profi bin.

»Glauben Sie, Zinnober hat recht, wenn er meint, daß Sie ihn schlagen werden?«

Ich richte mich auf, wende mich der Kamera zu und stemme die Hände in die Hüften. »Versuchen werde ich's«, sage ich. »Aber ich fliege einen Siyue, er fliegt einen Liuyue.«

»Was ist der Unterschied?«

»Sein Drachen ist wesentlich neuer«, antworte ich. »So, und jetzt muß ich mich fürs Rennen fertigmachen.«

Sie fragen trotzdem weiter. Ich aber gebe keine weitere Antwort. Ich lasse Georgia allein, um die Systeme zu testen, und fahre mit dem Pick-up weg.

»Angel«, sagt Zinnober. »*Esta loco aqui.*«

»*Aqui tambien amigo.* Ich weiß nicht mehr, wo mir der Kopf steht.« Es ist so laut, daß ich ein Ohr mit dem Finger zustopfen muß. »Wir haben uns gut in Szene gesetzt, was?«

»Allerdings.« Er lacht. »Die Zuschaltquoten werden super sein. Ich hab 'ne Idee. Ich laß dir die Jacke bringen. Was meinst du? Wird Aufsehen machen, wenn du damit in deiner Kiste aufsteigst, okay? Vielleicht nimmt dich jemand unter Vertrag. Dann kannst du mal einen echten Drachen fliegen.«

»Verdammt, mein Siyue ist ein echter Drachen.«

»Echt antik.«

»Vielen Dank für die Jacke. Du tust mir einen großen Gefallen.«

»Papperlapapp. Ich habe dabei nur mich und meine Zuschaltzahlen im Sinn, *comprende?*«

»Verstanden«, sage ich.

Eine Viertelstunde später setze ich die Gesichtsmaske auf und bereite mich auf den Start vor. Einer von Zinnobers Team bringt mir tatsächlich die rote Haifischlederjacke. Ich ziehe eine große Schau ab, starre wie in Verzückung auf die Jacke und streife sie andächtig über. Dann trabe ich mit meinem Siyue los.

Ich bin früh dran und nutze die Zeit zur mentalen Vorbereitung auf das Rennen. Es ist kühl hier oben, erfrischend. Und leer. Ich ziehe eine weite Runde über den Schwaden und Union Square. Als ich hinaus in den Park fuhr, dachte ich keinen Augenblick lang an das Rennen. Erst jetzt mache ich mir Gedanken darüber.

Über Washington Square sind nun auch die anderen hochgestiegen. Ich schließe mich ihnen an, und gemeinsam drehen wir gemächlich eine Runde zum Einfliegen. Mein Startplatz ist in der achten Reihe; Zinnober liegt sechs Reihen vor mir. Er startet *shanglou*, so auch Orchid. Wenn die beiden gut durchkommen, habe ich keine Chance gegen sie, nicht in meinem Siyue. Das Feld rast über den Park hinweg. Ich steige auf, aber über dem Schwaden lasse ich den Drachen in flachem Winkel fallen und mache pumpend Tempo. So schnell fliege ich in dieser Rennphase sonst nie; ich erreiche fast Endspurtgeschwindigkeit. Weit in Führung und fast an der Zweihundertmetergrenze

schieße ich über Union Square hinweg. Die anderen taktieren noch und streben danach, in die günstigere *Shanglou*-Position zu kommen, was meines Erachtens albern ist, da Zinnober mit seinen achtundvierzig Kilo sowieso der beste Fallbeschleuniger ist. Ich bin ein Federgewicht, kaum einer im Feld ist leichter als ich. Also suche ich mein Heil im Sprint. Vermutlich werden die anderen erst über dem Schwaden abtauchen und beschleunigen. Doch schon reißt Israel aus und saust mir im Steilflug nach. In der Dunkelheit über dem Wasser löst sich nun auch das Hauptfeld auf.

Ob mir diesmal dieser ABC zugeschaltet ist?

Im Dunklen. Ich steige ein Stück, fünfundzwanzig Meter vielleicht. Die Spitze des Feldes zieht unter mir vorbei. Als wir das zweite Mal über den Washington Square rauschen, liege ich an dritter Position. Das Feld ist zwischen *shanglou* und *xialou* weit auseinandergerissen. Orchid hält zur Zeit die Führung. Ihr Drachen schillert silbern wie Perlmutter. Dumm für sie: Ich bin weit über ihr und kann sie mit Leichtigkeit überholen.

Wieder geht's ab ins Dunkle. Ich sprinte, was das Zeug hergibt, und weiß nicht, wie lange ich das Tempo noch durchhalten kann. Aber ich diktiere das Rennen. Über dem Union Square liege ich immer noch an dritter Position. Drei Konkurrenten, darunter auch Zinnober, passieren mich im Steilflug. Auch ich tauche ab durch die Mitte, lasse mich aber nicht soweit herabfallen wie Orchid. Sie versucht nun, tümmelnd aufzusteigen, geradewegs in die Flugbahn von Mediane. Wir sind erneut im dunklen Luftraum über dem Wasser.

Auch unter günstigsten Bedingungen ist dieser Übergang vom Licht ins Dunkle immer besonders kritisch, denn man

kann im ersten Augenblick nichts sehen. Die nächste Leuchtboje ist viel zu weit entfernt. Ich weiß nicht, was los ist, spüre aber jemanden über mir und ahne, daß sich Orchid und Medicine weiter vorn ins Gehege gekommen sind. Die Alarmlichter flammen auf. Ich sehe wie Orchids Drachen, außer Kontrolle geraten, mit Zinnober zusammenprallt und dessen linken Flügel zerfetzt. Polaris und Israel kommen mir von oben bedrohlich nahe, nehmen mich in die Zange. Mir bleibt nur eins: steil nach unten auszuweichen.

Ich weiß, ich bin unter der Zweihundertmetergrenze, doch das kann mich jetzt nicht stören. Ich habe vollauf damit zu tun, den Sturz abzubiegen. Das Gestänge / die Knochen knirschen qualvoll unter der Belastung. Die Kreuzverstrebung gibt nach. Ich schwinde die Beine nach vorn, um Auftrieb zu gewinnen, doch der Landeanflug auf den Washington Square ist zu steil. Zwanzig Meter über dem Boden reiße ich die Drachenspitze nach oben ohne Rücksicht auf das Material. Der Rahmen verzieht sich wie ein Regenschirm, der im Wind umschlägt. Aber die Seide hält, so sehr sie sich auch aufbläht. Ich versuche, auf den Füßen zu landen, rutsche aber aus und kann nicht schnell genug den Drachen hinter mich bringen. Ich renne, rutsche, stolpere und schlage mit Wucht der Länge nach zu Boden ...

Ich komme wieder zur Besinnung, als man mir das Geschirr abspannt. Die rote Jacke wird aufgeschnitten, weil ich mir die Schulter ausgekugelt habe. »Was ist passiert?« frage ich immer wieder. »Was ist passiert?«

»Ein Unfall«, sagt Georgia. »Aber mit dir ist alles okay, Schätzchen.«

Man hat mir irgendein Mittel verabreicht, denn ich fühle

mich total benebelt und kann nicht mehr klar denken. »Was ist passiert?« Mehr kann ich nicht sagen.

»Orchid hat's noch geschafft. Fast alle haben's geschafft«, sagt Georgia.

»Wer denn nicht?«

»Zinnober«, antwortet sie. »Er ist in den Schwaden gestürzt.«

Nun, Sie werden sich bestimmt daran erinnern, was die Medien über den Unfall meldeten. Zinnober Chavez brach sich das Rückgrat. Doch die Ärzte konnten ihn retten.

Er war lange Zeit übel dran, ist aber jetzt wieder auf dem Damm. Er lebt bei seinem Liebhaber in Brooklyn. Ich sehe ihn noch oft. Natürlich fliegt er nicht mehr. Was die Chirurgie mittlerweile vermag, grenzt an Zauberei. Zinnober kann wieder tanzen. Aber weil er seinen Reflexen nicht traut, verzichtet er darauf, Drachen zu fliegen. Er arbeitet als Berater für Cuo, für jenes Unternehmen also, das große Drachen herstellt. Außerdem hat er einen Job als Kommentator bei einem der großen Videosender. Er verdient nicht schlecht.

Auch ich kann nicht klagen. Von Citinet gesponsert, fliege ich einen großen schwarz-roten Drachen, einen Chiyue, brandneu. Meine Einschaltquote liegt so um die fünfzig herum, und im nächsten Monat erscheint eine Abbildung von mir auf dem Titelblatt von *Passion*. Darauf trage ich die rote Haihautjacke – ich habe sie wieder flicken lassen –, und der Artikel ist überschrieben mit: »Gargoyle ist ein Engel!« Das gefällt mir.

Ich fliege mittlerweile immer an die Spitze mit. Zinnober lästert und meint, daß ich mich selbst überholt hätte. Manchmal denke ich daran, wieder auf meinen alten Siyue umzusatteln.

Aber was soll's? Die Leute wollen Sieger sehen.

Ich will fliegen und siegen und wäre lieber tot, als darauf verzichten zu müssen. Doch das kann ich meinem Freund Zinnober natürlich nicht ins Gesicht sagen.



Baffinland

Zhang

Ich bin ohne Arbeit.

Der Mann, der mir das Antragsformular aushändigt, sagt: »Das haben Sie bestimmt schon mal ausgefüllt.« Die Vermutung war als Frage gedacht. Aber er blickt nicht auf, um meine Antwort zu hören, also sage ich nichts. Ich hoffe, daß die Person, bei der ich mich vorstellen muß, *Waigouren* ist, kein Chinese, oder wenn doch, zumindest ein *Huaqiao*, so wie ich. Jemand, der wie ich in Amerika geboren ist, wird wahrscheinlich eher mit mir sympathisieren, es sei denn, dieser Jemand will beweisen, daß er genauso unnachgiebig ist wie ein Chinese mit Staatsbürgerschaft. Man kann nie wissen, aber ich finde, Chinesen sind die schlimmsten.

Ich sitze in der engen Kabine. Familienname: Zhang. Vorname: Zhong Shan. Genannt: China Mountain Zhang. Meine verrückte Mutter. Der Name weist mich unmißverständlich als *Huaqiao* aus. Er ist so gewollt wie Wladimir Lenin Smith oder Karl Marx Johnson. Zhong Shan, im Westen besser bekannt unter dem Namen Sun Yat-sen, war einer der frühen Anführer der großen chinesischen Revolution; er brachte sie mit auf den

Weg und wirkte in den ›Tagen der Tugend‹. Der Mann, der den Himmel stützt wie ein Berg. Ironie.

Aber immerhin besser als Rafael Luis.

Ich trage meine Adresse ein, genauer: die von Peter auf Coney Island; ich selbst bin ohne festen Wohnsitz. Wer arbeitslos ist, kann sich den dekadenten Luxus der Mietzahlung an Hausbesitzer nicht leisten. Man muß sich entweder in staatlichen Logierhäusern einquartieren lassen oder bei Freunden oder Familienangehörigen unterkommen. Bei Peter wohne ich nun schon seit fast sechs Monaten. Weil ich ihm nicht länger zur Last fallen will, muß ich bald einen Antrag auf öffentliches Wohnen stellen. Nach Virginia umzuziehen, ist halb so wild; die Fahrt bis zur Journal Square Station in New Jersey dauert bloß neunzig Minuten. Diese Strecke nehmen zahllose Pendler täglich auf sich. Und als Arbeitsloser muß man ja nicht zu den Hauptverkehrszeiten fahren, wenn die Züge überfüllt sind.

KENINDEX: 415-64-4557-zs816. Beruf: Bautechniker. Job Index: Comex-Construct, 65997. Comex-Construct will jemanden mit Erfahrung in Verfahrensplanung, die ich nicht habe. Meine Erfahrungen beschränken sich auf drei Jahre Bau. In der Schule wollte ich mich zum Ingenieur ausbilden lassen; meine Mathematikensuren waren gut, aber für meinen Jahrgang gab es keine entsprechenden Abschlüsse, weil der Bedarf fehlte. Statt eines Diploms habe ich nur ein Zertifikat als Techniker.

Ich sollte mich weiterbilden, autodidaktisch, und das Examen nachholen. Das sollte ich wirklich. Wenn ich einen Job bekomme, werde ich vielleicht wieder eine eigene Wohnung beziehen und abends nach der Arbeit in Ruhe studieren können. Dann würde ich weniger oft ausgehen, Zeit und Geld

sparen. Aber das habe ich mir schon des öfteren vorgenommen, jedesmal dann, wenn ich ohne Arbeit war.

Ich reiche dem Mann am Schalter das ausgefüllte Antragsformular. Er blickt mich kurz an. Seine Lippen sind in Bewegung, als er sich ins Netz einschaltet, eine Datei von meinem Antrag anlegt und dann den Kontakt am Handgelenk freipellt. »Nehmen Sie Platz«, sagt er. Ich setze mich und lese Zeitung. Das Wartezimmer ist groß, groß genug für eine Cafeteria oder ähnliches. Außer mir warten rund zwanzig oder dreißig weitere Antragsteller; der Raum würde ein Vielfaches fassen. Während ich lese, reichen andere ihre Bewerbung ein. Wir warten darauf, für ein Vorstellungsgespräch aufgerufen zu werden. Ich schaue auf die Uhr. Warum bloß? Zeit spielt keine Rolle, immerhin bin ich arbeitslos.

Trotzdem fällt mir auf, daß bis zu meinem Aufruf über eine Stunde vergeht. Mein Gegenüber ist eine Frau, eine *Huaqiao*, da bin ich mir sicher. Aus China stammt sie bestimmt nicht; sie sieht zu sehr wie eine New Yorkerin aus.

»Zhang«, sagt sie auf englisch. »Haben Sie für den Job, auf den Sie sich bewerben, auch genügend Erfahrung in Planungsangelegenheiten?« Ihr Haar ist streng über den Kopf zurückgekämmt und glänzt wie lackiert. Ein rotes Band hält es im Nacken zusammengefaßt, und der kurze Pferdeschwanz ist wie ein »c« gekrümmt.

Ich nicke.

Sie blickt auf den Monitor, der vor ihr auf dem Schreibtisch steht. »Sie haben zwei vergleichbare Angebote ausgeschlagen.«

»Ich hatte gehofft, in New York bleiben zu können«, antwortete ich. Der eine Job war in Maryland, der andere in Arizona. Ein

drittes Angebot darf ich nicht ablehnen. Hoffentlich kommt sie mir nicht mit Alternativen.

Sie wechselt ins Mandarin über. »Sind Sie von New York?« Sie ist ein *Huaqiao*; der Akzent ist unverkennbar. Sie stammt selbst aus New York.

»Ich bin aus Brooklyn«, sage ich.

»Genau wie ich«, sagt sie. »Gefällt es Ihnen auf Coney Island?«

»Ja, besser als erwartet. Ich wohne dort bei einem Freund und hoffe, in der Nähe eine Wohnung zu finden, wenn ich wieder Arbeit habe.«

»Ich spiele mit dem Gedanken, einer Kooperative beizutreten«, sagt sie.

Wie hübsch. Ein so persönliches Bewerbungsgespräch habe ich noch nie erlebt. Es ist sicher wegen der Adresse, die ich angegeben habe. Vielleicht bekomme ich den Job. Ich mustere sie. Sie ist ganz konzentriert und nagt auf der Unterlippe. An den Augenrändern zeigen sich Falten, aber die Art, wie sie die Stirn kraust, läßt sie sehr jung aussehen.

Seufzend sagt sie schließlich: »*Bukeqi, tongzhi*.« Tut mir leid, Genosse. »Ich kann Ihnen den Job nicht geben. Ihre Erfahrung in Planungsangelegenheiten wird nicht ausreichen.« Ihre freundlichen Worte mildern den Schock.

Ich nicke. Verstehe. Ich bedanke mich.

»Ich will mal sehen, was neu reingekommen ist«, sagt sie. »Vielleicht finden wir ja noch was.« Sie ist selbst geknickt und will mir helfen.

Ich erwarte nichts und kann nur hoffen. Sie ist mir freundlich gesinnt; es erleichtert sie, etwas für mich zu tun. Ich sehe

ihr zu, wie sie die verschiedenen Einträge abrufte. Ich fasse noch mehr Hoffnung, als sie plötzlich innehält. Doch kaum hat sie die Ausschreibung durchgelesen, geht sie mit ausdrucksloser Miene zum nächsten Eintrag über. Nach jeder Schalterbewegung schüttelt sie kurz den Kopf. Ihre Lippen sind rosig wie ein Puppenmund, schimmern wie Satin. Plötzlich läuft ihr Gesicht rot an, sie scheint peinlich berührt zu sein. Irgend etwas kommt ihr quer. Eine Alternative, keine gute. Das wird es sein. Bitte, sag nichts, flehe ich sie im stillen an; geh einfach drüber weg.

Sie strafft die Schultern. »Zhang, ich habe hier einen Job, der Ihren Voraussetzungen entspricht«, sagt sie auf englisch. Sie nennt das Gehalt; es ist dreimal so hoch wie mein letztes. Ohne mich anzusehen, sagt sie: »Es handelt sich um eine Arbeit in einem Forschungszentrum. Das Gehalt ist deshalb so hoch, weil Sie an Ort und Stelle wohnen müssen. Der Vertrag läuft über sechs Monate. Ob Sie danach verlängern oder aussteigen möchten, bleibt Ihnen überlassen.«

»Wo ist die Stelle?« frage ich.

»Auf Baffinland.«

Baffinland? Wo, zum Teufel, ist Baffinland?

»Die Insel liegt am Polarkreis.« Sie ist plötzlich kurz angebunden, reicht mir eine Karte mit weiteren Informationen und weicht meinen Blicken aus. »Sie haben achtundvierzig Stunden Bedenkzeit. Ich kann Sie vormerken lassen; wenn nicht, gehen Sie das Risiko ein, daß sich ein anderer spontan entscheidet und Ihnen den Job wegschnappt. Soll ich Sie vormerken?«

»Nicht nötig«, antworte ich.

Polarkreis, Polarkreis, Polarkreis, rumpelt der Zug nach Brooklyn. Wir stoppen an der Arctic Avenue, nein, es ist natürlich die Atlantic Avenue. Ich steige um. Es ist das dritte Angebot. Wenn ich nicht in spätestens zwei Tagen zusage, werde ich zurückgestuft. Dann werden mir nur noch solche Jobs angeboten, die von vorrangig behandelten Bewerbern nach einer Bedenkzeit von vierzehn Tagen abgelehnt worden sind.

Warum ist sie mir bloß mit diesem Job gekommen? Vielleicht konnte sie nicht anders. Aber es wäre keinem Menschen aufgefallen, hätte sie dieses Angebot unterschlagen. Es war schließlich gerade erst im Netz erschienen. Sie wußte doch, daß ich in New York bleiben möchte. Sie war aus irgendeinem Grund verärgert. Dumme Ziege. Ruiniert mein Leben. Und nur, weil sie mir einen Gefallen hat tun wollen. Ich hätte mich niemals für die Stelle bei Comex-Construct beworben, wäre mir vorher bekannt gewesen, daß der Job am Polarkreis als Alternative in Frage kommt.

Ich gehe zurück in Peters Wohnung. Peter ist noch bei der Arbeit. Er arbeitet in einem Büro, sortiert Akten für eine Zahnklinik. Ich finde Bier im Kühlschrank und setze mich hin. Peters Arbeitszeit endet um halb fünf; es würde mich allerdings wundern, wenn er schon um sechs nach Hause käme. Er kommt um halb zehn. »Rafael?« ruft er, als er zur Tür reinkommt und das Licht angeht. Ich habe die ganze Zeit im Dunklen gegessen.

»Hallo Peter«, grüße ich.

»Warum machst du dir nicht Licht?« Er geht in die Küche und packt den Einkauf aus. Ich höre ihn ein Liedchen pfeifen. »Du trinkst dir einen? War wohl erfolgreich auf dem Arbeitsamt.«

»Und ob«, antworte ich mit leicht belegter Stimme. »Ich kriege wahrscheinlich einen Job.«

»Gratuliere«, sagt er. »In dem Fall sehe ich darüber hinweg, daß kaum mehr Bier da ist.« Singend räumt er die Lebensmittel weg. Dann kommt er mit geöffneter Bierflasche zu mir ins Wohnzimmer. Peter, der Blonde osteuropäischer Herkunft in seiner gelassenen, unerschütterlichen Art. Er ist ein guter Freund, ein helles Yang zu meinem dunklen Yin. »Erzähl!« sagt er.

»Ein Vertrag über sechs Monate«, antworte ich. »Mit der anschließenden Option, zu verlängern oder auszusteigen.« Ich nenne das Gehalt. Er kneift die Brauen zusammen und wartet auf die Pointe. Doch damit warte ich und erkläre, daß es sich um mein drittes Angebot handelt.

»Und wo ist der Haken?« will er wissen.

Ich lächle. »Die Stelle ist auf Baffinland, irgendwo oben am Polarkreis.«

»O Scheiße«, sagt er. »Du hast doch wohl abgelehnt, oder?«

»Noch nicht«, antworte ich. »Aber es könnte sein, daß mir während der nächsten ...«, ich schaue auf die Uhr, »zweiundvierzig Stunden ein anderer diese wunderbare Gelegenheit vor der Nase wegschnappt.«

»Weil das Gehalt so verlockend ist?«

»Findest du?«

»So schlimm kann's nicht sein«, meint Peter aufmunternd. »Ich wette, es werden sich jede Menge Bewerber finden. Sechs Monate gehen schnell rum. Schlag das Angebot aus. Du kannst bei mir bleiben.«

Nett von ihm, zumal die Wohnung viel zu klein ist für zwei,

die kein Liebespaar sind. Wohlgemerkt, ich liebe Peter, vielleicht mehr als jeden anderen Menschen auf der Welt, aber ich bin nicht verliebt in ihn. Das war ich einmal, und er war ebenso in mich verliebt, doch das liegt Jahre zurück.

»Es sind bloß sechs Monate«, sage ich. »Während der Freizeit hätte ich genügend Muße, für meine Ingenieur-Lizenz zu lernen.«

»Sechs Monate in Sibirien«, sagt er. »Sechs Monate, um bis zur Katatonie zu verblöden.«

»Wenn ich dann zurückkomme, habe ich drei Alternativen zur Auswahl. Ich könnte einen Job in New York bekommen.« Ich denke immer sehr praktisch. »Außerdem ist Katatonie ein Symptom bourgeoisen oder perversen Denkens, das von der Revolution überwunden wurde.«

Peter wirkt verstimmt, er scheint mir nicht zu trauen. Normalerweise würde er jetzt lachen, denn im Sinne der moralischen Mehrheit sind wir natürlich beide aufgrund unserer Vorlieben pervers. Ärgerlich sagt er: »Trink lieber heute kein Bier mehr.«

»Es ist dein Bier.«

»Stimmt«, sagt er.

Und nun sind wir beide verletzt und verärgert. Er macht sich was zu essen; ich bin zu betrunken, um hungrig zu sein. Es gibt nicht viel zu sagen. Er geht auf sein Zimmer. Wahrscheinlich setzt er sich vors Video. Ich richte mir das Bett auf der Couch und schlafe.

Am nächsten Tag bekomme ich Peter nicht zu Gesicht. Meine Schuld. Am Tag darauf gehe ich zum Arbeitsamt. Der Job auf Baffinland ist noch zu haben. Ich nehme ihn.

Es ist zwei Wochen später, die erste Woche im Oktober. Ich sitze in einem Hubschrauber. Vor fünf Stunden bin ich in Montreal umgestiegen. Weil dafür nur eine Viertelstunde Zeit blieb und die Maschine fast ohne mich abgeflogen wäre, quäle ich mich seither mit der Sorge, ob denn mein Gepäck auch umgeladen wurde. Wir werden in Hebron, auf Labrador landen. Labrador gehört, wie ich erfahren habe, zur Provinz von Neufundland. Ich habe inzwischen auch schon meinen ersten Neufündler-Witz gehört. In Hebron gibt's immer noch die alten Kanaldeckel, die mit Stemmeisen aufgewuchtet werden. Ein Neufundländer hüpfte auf diesem Deckel auf und ab und ruft mit jedem Sprung: »Siebensechzig! Siebensechzig!« Ein Geschäftsreisender kommt vorüber, bleibt verwundert stehen. Der Neufundländer winkt ihn zu sich und erklärt, daß er auf diese Weise Stress abbauen würde. (Er hängt, wie in Neufundland so üblich, an jede Aussage ein ›ay?‹ an.) Er, der Geschäftsreisende solle es auch einmal versuchen. Nach kurzem Zögern tritt dieser auf den Kanaldeckel, springt in die Luft und sagt: »Siebensechzig!«

Der Neufünder meint, er müsse entschiedener zur Sache gehen (ay) und richtig laut rufen. Der Geschäftsmann springt und ruft: »Siebensechzig!« Es macht ihm sichtlich Spaß. Er springt höher und brüllt: »Siebensechzig!« Klammheimlich zieht ihm der Neufundländer den Deckel unter den Füßen weg. Der Geschäftsmann verschwindet im Loch. Dann schiebt der Spaßvogel den Deckel zurück, springt darauf herum und ruft: »Achtundsechzig!«

Ich frage mich, welche Streiche man sich hier für Amerikaner ausdenkt.

Neufundland ist klein. Auf dem Flugfeld von Hebron wird fast nur Frachtgut umgeschlagen. Es gibt hier keine Boutiquen, keine fliegenden Händler, die auf Touristen Jagd machen. Die Grenze zwischen Flughafen und Stadt ist kaum auszumachen. Die Stadt besteht aus uralten Fertighäusern (solche, die auf Lastwagen herbeigeschafft und an Ort und Stelle zusammengesetzt werden), doch die Fassaden sind frisch gestrichen, zum Teil in leuchtenden Farben und stellenweise schmuckvoll verkleidet mit rotem Aluminium und Plastikteilen. Der Gesamteindruck ist armselig, überaltert und sehr real. Ich glaube, es gefällt mir. Es gibt nur ein einziges kleines Restaurant. Zuerst vergewissere ich mich, daß mein Gepäck mitgekommen ist; dann gehe ich in dieses kleine Restaurant. Es wird von Thais geführt, was mich überrascht, aber wahrscheinlich gibt's überall Thai-Restaurants. Ich bestelle Thai-Moo Shu, und man bringt mir einen Pfannkuchen, gefüllt mit Schweinefleisch, Kohl und einer würzigen Kokosnußsauce. Die mit einem Fliegennetz bespannte Hintertür führt in einen Hof, der anscheinend als Autowerkstatt genutzt wird. Ein grau-weißer Hund mit blassen Augen liegt angekettet vor einer Hütte aus blau-eloxiertem Aluminium. Aber das Essen schmeckt genauso wie in den kleinen Garküchen in New York. Der Gastraum ist voller Männer und Frauen in Overalls. Jeder scheint hier jeden zu kennen. Um so exotischer komme ich mir vor, doch Bier und Essen trösten mich darüber hinweg.

Vielleicht hat auch Baffinland ein Thai-Restaurant. Wenn ja, werde ich wahrscheinlich sechs Monate lang tagtäglich dort zu finden sein.

Es geht mit einem Hubschrauber weiter; er ist kleiner als der-

jenige, der mich nach Hebron gebracht hat. Ich bin der einzige Fahrgast. Baffinland, so stelle ich's mir vor, wird wohl so ähnlich wie Hebron sein. Um acht Uhr in der Früh habe ich New York verlassen. Wir landen um 19 Uhr 22 an der Borden-Station auf Baffinland.

Durch die geöffnete Tür schlägt mir erschreckend kalte Luft entgegen, die nach Salzwasser riecht. Es ist minus drei Grad und dunkel wie um Mitternacht. Außer ein paar Männern, die sich um den Hubschrauber kümmern, ist niemand zu sehen. Helles, weißes Licht wirft lange Schatten in drei Richtungen. Das einzige Gebäude, das ich sehe, ist die Forschungsstation. Ich blicke mich um, suche nach einer Stadt oder Siedlung, doch es ist zu kalt, um länger Ausschau zu halten. Zusammen mit dem Piloten und dem Copiloten gehe ich über die Asphaltpiste auf die Station zu. »Hier ist es früh dunkel«, sage ich.

Der Pilot sagt: »Sonnenuntergang war heute um 15 Uhr 10.« Fünf Uhr, denke ich, muß mich aber korrigieren: drei Uhr. Sonnenuntergang um drei! Wir sind nördlich des verfluchten Polarkreises.

In der Station sind die Wände weiß und kahl, der Teppichboden ist blau, sehr gepflegt, ganz und gar nicht schäbig. Die großen Fenster blicken auf der einen Seite zur Tundra hinaus, auf der anderen über den Lancaster Sund. Das Eis am Ufer ist weißer als der weißeste Sandstrand, und das offene Wasser schimmert wie schwarzes Glas.

Auf den ersten Blick halte ich die Frau, die mich empfängt, für eine Chinesin. »Hallo. Sie sind Zhang Zhong Shan?« sagt sie. »Mein Name ist Maggie Smallwood. Kommen Sie, ich zeige Ihnen Ihr Zimmer.«

»Nennen Sie mich einfach Zhang«, sage ich. Maggie ist, wie mir scheint, eine eingeborene Eskimofrau. Sie hat ein rundes Gesicht und Schlupflider. Unterwegs zu meinem Zimmer, plappert sie drauflos. Sie benutzt Begriffe, die ich nie zuvor gehört habe: Polayna, Beluga, Cetacea. Aus dem Zusammenhang wird klar, daß sie von Walen spricht.

»Beschäftigen Sie sich mit Walen?« frage ich.

Sie lacht. »Tut mir leid, ich vergaß zu erklären. Wir studieren die Wanderwege und Paarungsriten der Beluga.« Sie schließt die Tür zu meinem Zimmer auf und plappert munter weiter. Tatsächlich handelt es sich um ein kleines Apartment, bestehend aus einem Wohnraum mit Schreibtisch und zwei Stühlen sowie einem Schlafzimmer mit Bett und Wandschrank. Dahinter befindet sich das Bad. Von einer Küche ist nichts zu sehen. Ich wähne mich in ein Studentenwohnheim versetzt.

»Sie haben bestimmt Hunger«, sagt sie. »Ich zeige Ihnen, wo die Cafeteria ist.«

Die Cafeteria ist voller Leute; sie reden miteinander, spielen Karten oder sehen Video. Zu essen gibt es bloß Mikrowellenkost, doch Maggie läßt mich wissen, daß Frühstück und Abendessen frisch zubereitet werden. Die Verpflegungskosten werden mir vom Gehalt abgezogen, aber das Essen ist billig. Wir setzen uns zu einer Gruppe von Verhaltensforschern: Jim Rodriguez, bärtig und mit glatten, hellbraunen Haaren; Eric Munch, ebenfalls bärtig und blond, wenn auch nicht so blond wie Peter; Janna Morissey und Karin Webster (die eine hat braune Locken, die andere ganz kurze Haare – ich weiß nicht mehr, wer wer ist, kann mich aber entsinnen, daß die Gelockte ein schmales, männliches Gesicht hat; die Kurzhaarige macht sich gern

schick. Namen kann ich mir schlecht merken.)

»Ihr Englisch ist sehr gut«, sagt Eric. »Sie sind doch von New York hierher geschickt worden, nicht wahr? Wie lange leben Sie schon in New York?«

»Von Geburt an«, antworte ich. »Ich bin ein ABC.«

Sie verstehen nicht.

Ich erkläre: »Ein in Amerika geborener Chinese. Ich stamme aus Brooklyn.«

Sie haben die Abkürzung noch nie gehört und lachen. Verwundert schüttle ich den Kopf.

Sie sind allesamt Kanadier und auf sympathische Weise naiv. In Kanada leben nur wenige Chinesen, denn dort hat keine sozialistische Revolution stattgefunden. Kanada ist nach wie vor eine konstitutionelle Monarchie. Vor der Revolution hatten die Vereinigten Staaten, wenn mich nicht alles täuscht, eine ähnliche Verfassung. Sie wollen von mir wissen, ob ich Chinesisch sprechen kann und wie es dazu kam, daß ich in New York zur Welt gekommen bin. Fast hätte ich gesagt, daß nur mein Vater Chinese ist und meine Mutter Spanierin, aber das verrate ich nicht. Auf den Papieren steht mein chinesischer Name. Als Chinese zu gelten, hat auch hier oben Vorteile, und die will ich nicht preisgeben.

Sie sind alle sehr nett und informieren mich über die Forschungsstation. Ich erzähle meinen Neufünder-Witz, und jeder weiß seinerseits einen zum Besten zu geben.

»Wie weit ist's bis zur Stadt?« frage ich in Gedanken an Hebron.

»Wie meinen Sie das?« entgegnet Janna oder Karin (jedenfalls die mit den kurzen Haaren).

»Die Stadt, Borden Station. Wie weit ist es bis dahin?«

Jim sagt: »Da sind wir doch. Und hier gibt's nur diese eine Station.«

Sie lachen über meine Miene.

Als ich aufwache, ist es immer noch dunkel. Natürlich, es ist ja erst sieben Uhr. Aber es scheint noch tiefe Nacht zu sein. Ich stehe auf und schaue zum Fenster hinaus, sehe aber nur den Lancaster Sund tief unter mir. Ich hätte jetzt gern eine Tasse Kaffee. Daß ich meine erste Tasse am Morgen in Gesellschaft trinken muß, ist ungewohnt für mich.

Es ist warm im Zimmer; kaum zu glauben, wo doch draußen klirrende Kälte herrscht. Ich schlafe fast im Stehen wieder ein. All die Sterne! Der Himmel ist voll davon, von glitzernden Punkten und winzigem Gesprenksel. Kein Mond. Aber der Schnee leuchtet hell, hell genug, um Zeitung zu lesen. Direkt vor meinem Fenster steht hartes, vertrocknetes Gras. Der Boden fällt steil zum Wasser ab. Das Ufer ist vereist, eine weite, wüste Fläche.

Das Eis ist, wie ich erkenne, völlig glatt. Da sind Schatten. Im Hintergrund das Wasser. Ich weiß nicht, ob die Schatten von Sprüngen oder Erhebungen herrühren. Die Proportionen lassen sich nicht einschätzen. Wie weit reicht das Eis?

Wie weit ist es bis zur nächsten Siedlung? Bis Hebron? Montreal? New York? Falls hier ein Unfall passiert – wie lange würde der Transport zum nächsten Krankenhaus dauern?

Die Landschaft ist ohne Makel. Es gibt keine Touristenhütten, keine Wanderwege, keine Schiffe, keine Antennen, keine Stromleitungen – nichts als Gradationsstufen von Weiß und

Blau bis Schwarz. Sie hat nichts mit mir zu tun. Sie ist perfekt, steril, tot. Ich glaube, ich liebe diese Landschaft. Ich weiß, daß ich Angst vor ihr habe.

Ich ziehe Hose und Blouson an und gehe in die Cafeteria, um Kaffee zu trinken. Ich werde mit Jim zusammenarbeiten.

Jim ist schon da. Er trägt einen Pullover, genauer gesagt: das Oberteil eines Raumanzugs, komplett mit Ärmel-, Bund- und Kragenflansch. Die Kapuze ist zurückgeschlagen. Er sieht aus wie ein Taucher oder Satellitentechniker, jedenfalls nicht wie ein Wissenschaftler. Er ist groß gewachsen, hat ein offenes Gesicht und lockere, lässige Umgangsformen, was den etwas einfältigen Techniker-Look verstärkt.

»Morgen Zhang«, sagt er. »Darf ich dich so nennen.« Wir duzen uns gleich.

»Alle nennen mich Zhang.«

Er nickt und schlürft Kaffee. Ich setze mich zu ihm. Er mustert mich prüfend über den Becherrand. »Hübsches Blouson«, sagt er spöttisch und meint: Was soll ich denn davon halten?

»Stimmt was nicht?« frage ich. Es ist bloß ein Blouson, schwarz, weiß und grau, gewebt im Muster einer Haifischhaut. Nicht gerade billig, aber auch nichts Besonderes.

»Nein, ich habe so was nur noch nie gesehen. Das ist doch keine Haihaut, oder?«

Natürlich sieht es nur so aus. »Nein«, antworte ich. »Wolle und Synthetik.« Solche Blousons sind bei uns zur Zeit schwer in Mode. Was wird Jim erst sagen, wenn er mich in dem weinroten Haihautblouson mit Lederriemchen und verspiegelter Sonnenbrille sieht? Die Frage erübrigt sich, denn ich werde mich hüten, hier in der Station so rumzulaufen. Ich sollte alle

ausgefalleneren Sachen an Peter zurückschicken; ihm stehen sie besser zu Gesicht.

Die Frau mit dem harten Gesichtsausdruck und den krausen Haaren kommt, und Jim sagt: »Hallo, Janna.« Ach ja, denke ich, *Janna* ist die Gelockte; *Karin* die weiblichere.

Janna grüßt: »Morgen Jim, Zhang, dein Blouson gefällt mir. Ist wohl der neuste Schrei aus New York.«

Schon gut, ich habe verstanden. Ich bin völlig unangemessen angezogen. »Tja, als ich ihn letzten Winter gekauft habe, war es noch ziemlich modern.«

»Sobald Karin was Hübsches sieht, will sie's haben. Darin wirst du frieren.« Janna stemmt die Hände in die Hüften. »Hast du keine Wintersachen mitgebracht?«

Vielleicht sollte ich mich mal mit ihr kurzschließen. Sie ist geradeheraus, praktisch und ohne Schnörkel. So funktioniert sie. Ob Janna und Karin ein Paar sind? »So was trägt man bei uns im Winter.«

»Hier aber nicht. Wieso hast du dir noch keinen KA besorgt?«

KA. Klimaanzug. Und ich habe Jims KA für einen Raumanzug gehalten. »Ich bin gestern erst angekommen«, sage ich. »Maggie hat mir mein Zimmer und die Cafeteria gezeigt, mehr nicht.«

Janna wirft einen Blick auf Jim, der mit den Achseln zuckt. »So kann er nicht nach draußen?« sagt sie.

»Dann müssen wir was Passendes für ihn besorgen.« Jim kraust die Stirn. »Mein Anzug wird ihm zu groß sein, außerdem brauche ich ihn selbst. Aber vielleicht kann er den von Eric tragen. Geht Eric heute raus?«

Da müssen wir ihn selber fragen. Mit dem Kaffeebecher in der Hand suchen wir Eric in seinem Zimmer aus. Er schläft noch. Es ist erst Viertel vor acht und dunkel wie in tiefster Nacht. Die Sonne wird erst gegen zehn aufgehen. Ich habe den verwirrenden Eindruck, viel zu früh aufgestanden zu sein.

Eric sagt, daß ich seinen KA haben könne, wenn er denn paßt. Er hält ihn mir hin. Ich pelle mich aus meinem Blouson. Es ist kühl in der Station, aber nicht kalt. Ich kann mich mit freiem Oberkörper sehen lassen; er ist gut in Form. Jim ist dagegen massig und unproportioniert. Wahrscheinlich hat er Bärenkräfte. Wie sieht er wohl unter seinem KA aus? Ach, streich dir das während der nächsten sechs Monate aus dem Kopf, Zhang. Hier in dieser kleinen Station sitzt jeder auf dem Schoß des anderen. Ich bin ein Mönch im Dienste der Wissenschaft, und Jim ist sowieso nicht mein Typ. Ich ziehe den KA über den Kopf, streife die Kapuze ab. Das Oberteil ist ein bißchen weit und viel zu warm.

Jim nickt. »Schon besser.«

Auch Janna scheint zufrieden zu sein.

Eric sagt: »Auf daß du gesund bleibst.« Er reicht mir die Hose und schlurft zurück zum Bett.

Ich sehe Janna und Jim an. »Die würde ich lieber auf meinem Zimmer anziehen.«

Jim grinst. »Wie's beliebt.«

Mir ist zumute, als spielte ich eine Rolle. Ich ziehe mich um und treffe Jim in der Cafeteria. Gemeinsam gehen wir hinunter zum Pool; nein, nicht zum Wasser-, sondern zum Fahrzeugpool. Da ist ein Schneidbrenner, der wie neu aussieht. Ich schaue nach, ob das Gerät noch verplombt ist, doch es ist schon

mal benutzt worden. Ich lade es hinten auf den gelben Gleiter. Dann packen wir ein paar Kisten voller vorgefertigter Bauelemente hinzu.

»Bist du schon mal unterm Eis gewesen?« fragt Jim, als ich mit ihm einsteige.

Klar doch, antworte ich im stillen; da halte ich mich ausschließlich auf. Was denkt er eigentlich? Daß New York ein Gletscher ist? Und was soll das heißen »unterm Eis«? Ich verstehe die Leute hier nicht. »Ich bin gestern erst gekommen«, sage ich.

»Es ist halb so schlimm«, meint er.

Eine Aussage, der man nicht trauen sollte; sie ist ebensoviel wert wie die Feststellung: »Schmeckt wie Hühnchen.« Wenn etwas wirklich nicht schlimm ist, braucht darauf nicht hingewiesen zu werden.

Wir fahren ins Dunkle; der Wind rüttelt uns und das Fahrzeug durch. Um das Luftkissen zu aktivieren, muß Jim frontal in den Wind steuern. Mein Anzug hält dicht. Mir ist sogar ziemlich warm. Der Himmel ist schwarz, die Landschaft weiß, erschreckend weit und leer. Vielleicht leide ich unter Platzangst. Wahrscheinlich, immerhin bin ich ein Stadtmensch. Was mich nervös macht, ist weniger der weite Raum als vielmehr das Fehlen menschlicher Indizien. Wir schweben davon; dabei weicht der Bug des Gleiters um rund fünfundvierzig Grad von der tatsächlichen Fahrtrichtung ab. Wir schlittern also schräg weg. Ich schaue zurück zur Station, um mich zu vergewissern. Doch die wird kleiner und kleiner, während wir über den Abhang zum Lancaster Sund hinabgleiten. Nach vorn zu sehen ist weniger enervierend als der Anblick des immer weiter zu-

rückweichenden Horts der Sicherheit.

Jim teilt mir das Fahrziel mit. Wir wollen zur Halsey Station, die, wenn sie fertig aufgebaut ist, zusammen mit einer Reihe weiterer, noch zu errichtender Stationen zur Beobachtung von Belugawalen dienen soll. Im Sommer liegt diese Station unter Wasser, im Winter unterm Packeis. »Warum hast du diesen Job angenommen?« fragt Jim. »Willst du Pluspunkte sammeln, um später mal in China studieren zu können?«

»Von China war bei der Jobvermittlung keine Rede«, antworte ich.

»Dein Vorgänger hatte nichts anderes im Sinn. In seinem Vertrag stand der Hinweis, daß bei einer Verlängerung die erhöhte Aussicht auf ein Studium in China bestünde.«

Ich habe meinen Vertrag nicht so gründlich durchgelesen. Da sieht man's mal wieder – auch das Kleingedruckte sollte genauestens zur Kenntnis genommen werden. »Ich muß mal nachschauen«, sage ich, halte es aber für fast ausgeschlossen, daß in meinem Vertrag ein entsprechender Passus steht. Man wird doch niemanden in China studieren lassen, nur weil er hier sechs Monate zugebracht hat.

»Weshalb bist du denn gekommen? So gut scheint dir die Wildnis nicht zu gefallen.«

Ich frage mich, was für einen Eindruck ich auf ihn mache. Er ist Wissenschaftler und aus freien Stücken hierher gekommen. Wahrscheinlich sind ihm all die Techniker zuwider, die für sechs Monate aufkreuzen und dann wieder nach Hause gehen. »Es war meine letzte Wahlmöglichkeit. Mir blieb nichts anderes übrig.«

»Soll das heißen, du bist zu uns abkommandiert worden.«

»Das kann man so nicht sagen.« Ich erkläre ihm, was es mit den Alternativen auf sich hat.

»Hattest du denn überhaupt kein Interesse?« fragt er. »Zugegeben, Baffinland ist nicht New York. Aber, wie gesagt, es ist doch nur für sechs Monate und immerhin eine Abwechslung, oder?«

»Ja«, lüge ich. »Ich war natürlich neugierig und dachte, womöglich auch genügend Muße zu finden, um für mein Ingenieurexamen pauken zu können.« Er will bestimmt nicht hören, daß ich die Gegend hier abscheulich finde. Er ist freiwillig gekommen. Ich werde für das Examen arbeiten. An Abwechslung läuft hier nicht viel.

»Erkundige dich«, sagt er. »Dennis hat ein Jahr lang hier gearbeitet und studiert jetzt in Kanton.«

Ein Jahr lang hierbleiben? Für einen Studienplatz in China würde sich das Opfer lohnen. Aber ich vermute, dahin zu kommen wird komplizierter sein. Vielleicht sind aber auch die Bestimmungen geändert worden. *Madre de Dios*, ein Jahr hierbleiben?

»Da ist die Station«, sagt Jim und zeigt auf ein Bauwerk, das wie ein Leuchtturm aus vergangenen Tagen aussieht. Wir fahren über eine Eisdecke, die von langen Spalten durchzogen ist. Rings um die Station haben sich, wie ich im Näherkommen erkenne, große Eisschollen aufgetürmt. »Scheiße«, sagt er. »Das muß alles weg.«

Vor allem von der Westseite schiebt sich das Eis heran. »Dazu brauchen wir einen Lichthammer«, sage ich.

»Es gibt einen in der Station«, antwortet er. »Alle paar Wochen müssen wir den Turm freiräumen.«

Wir stellen den Gleiter ab und gehen auf die Station zu. Jetzt, da das Gebläse verstummt ist, höre ich die Geräusche im Eis. Auf weiter Fläche knirscht es und ächzt wie Metall unter großer Belastung. Der Wind heult, das Eis ächzt; der Himmel ist schwarz, und weiß-blau hebt sich das Eis aus der Dunkelheit. Wir steigen über Schollen auf Metallsprossen zu, die in der Turmwand stecken. Ich folge Jim nach oben, wo er eine Luke öffnet. Darunter befindet sich eine beleuchtete Wendeltreppe. Er gibt mir ein Zeichen. Ich gehe voran, und er macht die Luke wieder dicht. Schlagartig ist es still. Ich bin verkrampft in den Schultern. Sie schmerzen. Die spiralförmige Treppe ist aus Metall, der Turm aus gegossenem Beton. An der Wand verläuft ein Lichtband. Es ist häßlich hier, aber angenehmer als draußen.

Unsere Schritte hallen hohl. Unten erreichen wir einen großen Raum; die Diagonale mißt rund zwanzig Meter. Ringsum befinden sich Fenster in der Wand. Alles ist noch im Rohbau. Boden und Decke sind unbehandelt und weiß wie Porzellan. »Wir haben hier hauptsächlich Rakonit verbaut«, sagt Jim. »Die Etage, auf der wir hier sind, ist schon voll installiert, damit wir Licht haben. Unter uns liegen zwei weitere Etagen. Daran ist noch jede Menge zu tun. Ich brauche zuerst einmal Hilfe bei der Einrichtung des Laboratoriums. Was sonst noch zu tun ist, steht im Bauplan. Damit kannst du dich befassen, während ich die ersten Tests durchführe. Ach ja, der Hammer liegt unter der Treppe. Es gibt leider nur einen.« Es macht ihn verlegen, mir sagen zu müssen, daß ich das Eis allein wegräumen muß.

»Na schön«, sage ich. »Immerhin werde ich gut dafür bezahlt.«

Er grinst erleichtert. Er ist ein netter Kerl, groß und knuffig

wie ein Teddybär. »Das hast du schnell geschafft«, sagt er. »Paß aber auf, daß du nicht zu tief schneidest. Denk dran, unter uns ist Wasser. Ich gehe jetzt runter zur ersten Etage.«

»*Meishi*«, sage ich.

»Was?«

»*Meishi*. Kein Problem.«

»Ist das chinesisch?«

Ich glaube ja; habe noch nie darüber nachgedacht. In Amerika ist der Ausdruck sehr geläufig, in Kanada anscheinend nicht.

Ich hole mir den Hammer. Er ist brandneu wie der Schneidbrenner. Ich steige damit durch die Luke nach draußen. Der Wind pfeift, das Eis ächzt und knackt, und wieder ziehe ich unwillkürlich die Schultern ein. Ich mache die Luke hinter mir zu und frage mich, ob man sich jemals an solche Verhältnisse gewöhnen kann. Der Mensch ist ein anpassungsfähiges Tier, sage ich mir. Man gewöhnt sich an alles. Ich schnalle den Hammer auf den Rücken und klettere die Sprossen hinab. Wie werde ich den Hammer bedienen können ohne festen Halt unter den Füßen. Steigeisen wären angebracht. Wenn zurück auf der Station, muß ich daran denken, nach Steigeisen zu fragen. Ich schließe den Hammer am Handgelenkkontakt an. Mit Beton kenne ich mich besser aus. Beim Eis sind Dichte und Oberfläche ganz anders. Es ist kaum auszumachen, wie schnell ich mit der Arbeit vorankomme. Zuerst glaube ich, in kürzester Zeit viel geschafft zu haben, doch dann fällt mir auf, daß ich nur ganz wenig Eis bewegt habe. Also lege ich mich stärker ins Zeug, dringe nun aber viel zu tief ein, und der Hammer gerät außer Kontrolle.

Wer sich auskennt, hat leichtes Spiel. Ich brauche über eine

Stunde, um das aufgeworfene Eis wegzuhauen. Daß ich nicht weiß, wo das Wasser beginnt, macht mich nervös. Überall zeigen sich Sprünge im Eis. Ich zweifle daran, daß es stabil genug ist. Kommt es vor, daß manche hier auf Nimmerwiedersehn im Eis verschwinden? Ich entferne mich vom Turm und gehe auf den Gleiter zu. Das Eis kracht; ich glaube spüren zu können, wie es sich bewegt. Ich nehme den Schneidbrenner von der Ladefläche, wage mich dreißig Meter weiter aufs Eis hinaus und schließe das Gerät an. Ich richte den gebündelten Strahl nach unten. Im Nu hat er ein Loch ins Eis gebohrt. Die Scholle, auf der ich stehe, ist gut einen Meter dick. Nun, ein Meter Eis gibt so schnell nicht nach. Aber wenn es, unter Druck geraten, zerspringt, wäre ich lieber irgendwo in Sicherheit.

Ich nehme mir vor, nach der Rückkehr in die Station ein paar Informationen über Eis einzuholen.

Abends studiere ich fleißig. Ich schicke einen Brief an das Büro für Ausbildungsfragen; es antwortet mit der Erklärung, daß Arbeiter unter fünfunddreißig Jahren, die für mindestens ein Jahr besonders schwere Arbeit auf sich genommen haben, bei der Bewerbung für ein Studium in China bevorzugt behandelt werden und, wenn nötig, auch mit einer Studienbeihilfe rechnen können.

Nach China zur Schule gehen. Chinesische Bürger machen eine Aufnahmeprüfung. Zehn Prozent der offenen Studienplätze werden für Auslandschinesen und Fremde freigehalten, von denen diejenigen angenommen werden, die bei der Prüfung am besten abschneiden. Mit einem Ingenieursdiplom aus China wäre ich ein gemachter Mann. Arbeit fände ich überall, in New

York, vielleicht sogar in China. Ja, ich hätte wahrscheinlich einen Job auf Dauer; mir würde eine gute Wohnung zugeteilt, und nach einigen Jahren könnte ich in Manhattan leben. Das wäre ein Glück wie in der Lotterie. Ich werde mir die Mathematikunterlagen aus der Bibliothek besorgen und gleich damit anfangen, für die Aufnahmeprüfung zu büffeln.

Ich bin fast täglich in der Halsey Station und arbeite am Bau. Die anderen stellen ihre Beobachtungen an und werten Meßergebnisse aus. Maggie Smallwood sagt, daß es erst im Frühjahr richtig losgehe, wenn für Beluga und Grönlandwal die Paarung ansteht. Dann, so sagt sie, ist der Sund voller Leben. Schon jetzt zieht unser Licht Plankton an, und Plankton zieht Fische an.

Die Belegschaft ist nett und freundlich, wenn auch distanziert. Sie besteht nun mal aus Wissenschaftlern; sie haben fast nur ihr Projekt im Sinn. Ich bin nur ein Techniker, der hier seine sechsmonatige Schicht zu absolvieren hat. Ein Prolet. Muskeln statt Gehirn. Immerhin wird das nicht laut ausgesprochen.

Trotzdem, meist stehe ich mit meiner Tasse Kaffee da und höre teilnahmslos zu. Gern springe ich ein, wenn Janna jemanden braucht, der für sie Flaschen etikettiert. Wenn Jim Probleme mit dem Raumanzug – Pardon –, mit seinem KA hat, weil das Mikro nicht funktioniert, finde ich den Fehler am Receiver und behebe ihn mit den Spezialwerkzeugen aus dem Labor. Eric wirft immer alles Werkzeug durcheinander; dem Beispiel von Köchen folgend, die ihre Töpfe und Pfannen stets griffbereit haben, montiere ich eine Hakenleiste für Werkzeug über seinen Labortisch. Für Karin baue ich eine bewegliche Halterung für Wasserproben, die je nach Bedarf herbeigezogen oder wegge-

schoben werden kann. Mit anderen Worten, ich werde ständig für irgendwelche Gefälligkeiten in Anspruch genommen.

Im Dunklen kehren wir zum Stützpunkt zurück. Die Abende sind dunkel, dunkel ist es, wenn wir morgens aufstehen. Die Tage verbringen wir tief unten im Turm von Halsey, und darum sehe ich von der Sonne nur ein blaues Schimmern im Eis, das den Turm umgibt. Jede zweite Woche muß ich die Eiskruste vorm Einstieg freihämmern und abgerissene Sprossen ersetzen. Richtiges Schuhwerk fehlt mir nach wie vor. Obwohl ich mich immer noch nicht an das Krachen und Ächzen im Eis gewöhnt habe, freue ich mich jedesmal auf die Arbeit im Freien; denn die muß für gewöhnlich um die Mittagszeit erledigt werden, wenn die Sonne am Horizont auftaucht und das Eis blendend weiß aufleuchtet.

»Fehlt dir die Sonne nicht?« frage ich Maggie Smallwood. Maggie sieht zwar aus wie eine Chinesin, ist aber dem Verhalten nach durch und durch Kanadierin. Sie denkt kurz nach und wirft einen Blick auf die schwarzen Fenster. »Ja, ein bißchen. Aber im Sommer sehnst du dich danach, daß es wieder dunkel wird.«

Sommer. Im Juli geht die Sonne nicht unter. »Ist es dann auch warm?« frage ich.

»Und ob«, antwortet sie. »Dann wachsen Gräser und Blumen, und die Karibus kalben. Du wirst sehen. Oder doch nicht? Du bist ja im April wieder weg, oder?«

»Ich weiß nicht«, sage ich. »Hängt davon ab, ob es für mich möglich ist, in China zur Schule zu gehen.«

»Prima«, sagt sie, in Gedanken woanders. »Schau mal, der Seehund da.«

Vorm Fenster zieht ein Seehund vorbei, grau und schlank; sein Kopf gleicht dem einer Katze. Die großen, mandelförmigen Augen sind auf das Licht gerichtet. Maggie wendet mir ihr rundes Eskimogesicht zu und strahlt. »Schön, nicht wahr?«

Es ist das erste Mal, daß ich einen lebendigen Seehund zu sehen bekomme. »Ja«, antworte ich, und dann, ganz spontan: »Sehen die immer so traurig aus?«

Sie wirft mir einen fragenden Blick zu, antwortet aber nicht.

Es ist Anfang November. Um 12 Uhr 54 stehe ich mit der versammelten Mannschaft von Borden Station auf dem Eis und betrachte den Sonnenaufgang. Für knapp eine Minute blitzt die Scheibe am Horizont auf, um gleich darauf wieder zu verschwinden. Der rote Himmel wird wieder dunkel. Wir stehen am Abend einer langen Nacht, die erst im Februar wieder dämmt. Die arktische Landschaft ist wunderschön bei Nacht.

Nur, für Menschen ist sie nicht geschaffen.

Maggies Volk lebt hier seit Generationen. Sie sagt, ich solle mich nicht bedrücken lassen von der Dunkelheit; zur Not würde eine Lichttherapie helfen.

Einmal die Woche lasse ich mich in der Klinik eine halbe Stunde lang mit künstlichem Tageslicht bestrahlen. Mit dem vollem Wellenspektrum. Ich komme mir albern vor, wie ein Sonnenanbeter unter den Lampen zu liegen. Die Ärztin erklärt mir, daß jeder Mensch anders auf Licht reagiert. »Haben Sie im Januar jemals depressive Anwandlungen gehabt?« fragt sie.

Peter glaubt, immer dann depressive Anwandlungen bei mir beobachtet zu können, wenn ich den Anschluß an die U-Bahn verpasse. »Nein, nicht daß ich wüßte«, antworte ich. »Aber meine Freunde meinen, daß ich mitunter ein bißchen schwer-

mütig bin.« Ich grinse verlegen.

Sie lächelt und sagt: »Warum sind Sie hierher gekommen?« Diese Frage ist mir während der vergangenen zwei Monate immer wieder gestellt worden.

Unter künstlicher Bestrahlung und nackt bis auf die Unterhose lese ich meine Lektionen zur Vorbereitung auf die Prüfung.

Ich arbeite im oberen Turmgeschoß an der Fertigstellung des Baus, während die anderen unten in der dritten Tiefetage ihre Forschungen betreiben.

Es ist durchaus auszuhalten. Die Leute sind nett, wenn auch distanziert. Und was ist schon ein Jahr? Zurück in New York werde ich um eine große Erfahrung reicher sein und sagen können: »Als ich am Polarkreis war ...«

Eines Tages sagt Jim zu mir: »Ich muß raus aufs Eis. Kommst du mit? Ich könnte Hilfe gebrauchen.«

Besonders viel Lust habe ich nicht, aber ich will auch nicht den ganzen Tag in Halsey verbringen. Vielleicht kann ich was Interessantes erleben, und die Zeit wird schneller rumgehen. Wir schleppen Ausrüstung zum Gleiter und fahren los. Es sollen Meßgeräte im Wasser deponiert werden. Morgen werden wir damit fertig sein.

Morgen. Ein Morgen, an dem es dunkel bleibt, ist für mich kein richtiger Morgen. Ich warte ständig darauf, daß es hell wird, und muß mich auf Februar vertrösten lassen. Die Ärztin meint, daß es ganz wichtig sei, ein Ziel vor Augen zu haben, etwas, worauf man sich voll konzentrieren könne. Vielleicht sind die Wissenschaftler deshalb so depressionsresistent, weil sie wie besessen forschen, und entsprechend gestalten sie ihre

Umwelt. Wir alle leben in demselben physikalischen Raum, doch emotional legen wir uns diesen Raum auf unterschiedlichste Weise zurecht. Maggie Smallwood sagt, daß ihre Vorfahren aus dem Gedächtnis Karten ihrer Jagdgründe aufzeichneten. Diese Karten waren zwar extrem überproportioniert, entsprachen aber dem Maßstab ihrer Weltordnung. Ich glaube, wenn Maggie eine Karte zu zeichnen hätte, würde der Sund, wo ihre geliebten Wale leben, den weitaus größten Teil beanspruchen. Ihr ganzes Leben ist darauf ausgerichtet. Im Labor ordnet sie die ermittelten Daten; im Grunde sind auch dort ihre Wale präsent. Müßte sie woanders hin verreisen, weg von den Walen, würde sie wahrscheinlich Heimweh empfinden.

Wenn ich aus dem Fenster blicke, sehe ich bloß Dunkelheit, von Walen keine Spur. Die Eislandschaft, die ich mit Jim durchquere, ist für mich eine Wüstenei. Seit sechs Tagen steht der volle Mond am Himmel. Er geht weder unter, noch steigt er auf. Mal ist er im Osten zu sehen, mal im Norden oder im Westen. Kaum zu glauben, daß wir auf der Erde sind.

Wir entfernen uns weiter von der Borden Station, als ich vermutet habe. Ich denke, Jim wird sich schon auskennen und wieder zurückfinden. Zur Not würde ich auch zu Fuß übers Eis zurücklaufen können. Wie dem auch sei, darüber mache ich mir an diesem Morgen keine Gedanken. Mir ist mittlerweile alles egal.

Noch befinden wir uns auf uferfestem Eis. Bald werden wir die Wasserrinne überqueren und aufs treibende Packeis hinausfahren. Vor uns wechselt die Oberfläche abrupt von Weiß nach Schwarz. Das Eis unter uns schimmert im Mondlicht weißblau. Die Spur, die der Gleiter zurückläßt, ist grau. Und dann über-

queren wir das schwarze Eis. Wir sind auf offenem Wasser. Jenseits der Rinne erkenne ich noch mehr Eis, rauh und aufgewühlt, ganz anders als das Inlandeis. An der Abbruchkante schieben sich flache graue Schollen übereinander. »Nillis-Eis«, sagt Jim. »Wenn es zu diesen Verwerfungen kommt, sprechen wir vom ›Fingerflößen‹.«

»Was soll das heißen?«

Jim schlägt eine andere Richtung ein; während der nächsten zwanzig Minuten folgen wir der Wasserrinne nach Westen. An den Armaturen liest er unsere Position ab. Zufrieden mit der Ortung, stellt er den Motor ab, und gemeinsam machen wir uns daran, das erste Meßgerät über Bord zu kippen. Mit seinen Schwanzflossen und der spitz zulaufenden Nase sieht das Ding aus wie ein altmodischer Torpedo. Es verschwindet im Wasser und sinkt steil nach unten, um, mit dem Grund verankert, Zeichen tierischen Lebens aufzeichnen zu können. Jim bringt den Gleiter wieder auf Touren, der das schwarze Wasser aufrührt und einen weiten Bogen schlägt. Wir fahren in die entgegengesetzte Richtung, nach Osten. Der Vollmond hängt über uns. Die Sicht ist gut; allerdings lassen sich Entfernungen nur schwer einschätzen. Ich weiß, daß wir mehr als einen Kilometer weit über das offene Wasser gefahren sind, doch die Eisküste scheint zum Greifen nah zu sein.

Jim schwenkt nun nach Norden in Richtung auf das Packeis ein. Ehe wir es erreichen, vergehen zwanzig Minuten. Dann sind wir auf der flachen Eisdecke. Der Gleiter fliegt darüber hinweg. Hier liegt kein Schnee. So hoch oben im Norden schneit es nur selten. Wir gleiten über eine bläulich weiße Eiszunge, und dann ist es, als ritten wir über eine sturmdurch-

pflügte See, so rauh ist das Gelände. Jim macht Tempo, steuert sehr geschickt. Die Maschine könnte schnell irgendwo anecken. Wir springen über einen Wellenkamm, hinter dem sich eine neue Wasserrinne auftut.

Mir wirft sich der Magen auf, als wir jenseits des Eiskamms anderthalb Meter tief absacken. Unwillkürlich stoße ich einen Schrei aus. Jim sieht mich verwundert an. Er lenkt seitlich aufs Wasser hinaus und bremst ab. Wenig später entdeckt er eine Lücke im Packeis, und wir fahren wieder in nördlicher Richtung, vorsichtiger diesmal.

Ich verliere kein Wort; auch Jim sagt nichts.

Wir befinden uns auf Packeis, als Jim meint: »Wir sind dicht genug dran. Schneid ein Loch, aber schnell; das Eis schwimmt nach Osten.«

Ich steige aus. Er reicht mir den Schneidbrenner. Von einer Bewegung ist nichts zu spüren. Ich habe den Eindruck, festen Boden unter den Füßen zu haben. »Wie schnell treiben wir ab?« frage ich.

»Schwer zu sagen«, antwortet er. »Packeis bewegt sich sehr unregelmäßig. Keine Sorge, wir verirren uns schon nicht.«

Ich habe mir gar keine Sorgen gemacht, aber wenn mir jemand sagt, daß ich mir keine Sorgen machen soll, werde ich hellhörig. Ich muß ein Loch ins Eis schneiden, ungefähr dreißig Zentimeter im Durchmesser. Das wird eine Weile dauern. Ich mache mich mit dem Schneidbrenner an die Arbeit. Jim hievt derweil das Meßgerät aufs Eis.

Meine Arme werden schwer. Die Eisdecke ist dreieinhalb Meter dick. Daß der Schneidbrenner überhaupt durchkommt, ist erstaunlich. Jim schiebt das Meßgerät ins Loch. Wir hören,

wie es weiter unten ins Wasser platscht.

»So, und jetzt noch eins«, sagt er. »Komm.«

Ich steige nach ihm ein. »Auf offenem Wasser?« frage ich.

»Keine Ahnung«, antwortet er.

Ich kann nur hoffen.

Wir gleiten über Packeis, langsam, denn überall tun sich Wasserrinnen auf. Das Wasser wird grau. Man kann zusehen, wie es gefriert. Kalt ist mir nicht, nicht in meinem Anzug, aber ich spüre, wie mich der Wind anfällt.

Jim ist vorsichtig. Langsam steigen wir über Eisbrüche hinweg. Er spricht von ›dichtem Pack‹ und liest immer wieder unsere Position auf den Armaturen ab. Mir scheint es, als würden wir diagonal abdriften, und ich frage, ob es nach Süden geht. Nein, sagt er. Das Eis dreht rund dreißig Grad vom Wind ab. Wir beschleunigen und fliegen dahin. Endlich erreichen wir das Ziel. Nahe einer Wasserrinne.

»Kein offenes Wasser«, sage ich. Es gefällt mir nicht, daß ich wieder ein Loch schneiden muß.

Er schüttelt den Kopf. »Beeil dich. Wir driften ab.«

»Können wir das Ding nicht da drüben ins Wasser schmeißen?«

Er kneift die Brauen zusammen und wirft einen Blick auf die Armaturen. »Ja«, sagt er. »Das können wir machen.«

Ich steige aus und nehme das Gerät entgegen. Ich packe vorn zu, er hinten bei den Flossen, und so bewegen wir uns aufs Wasser zu, langsam und behutsam, denn der Grund ist uneben, und wir müssen über dicke Eisbrocken hinwegsteigen. Das Wasser liegt fast einen Meter tiefer und ist nur über eine steile, zerklüftete Eisböschung zu erreichen. Nillis-Eis schwappt träge

im grauen Wasser auf und ab. Es sieht aus wie Schmiere. Weil ich auf das Schneiden verzichten wollte, steige ich freiwillig die Böschung hinunter, suche festen Tritt und beuge mich nach vorn, um das Meßinstrument entgegenzunehmen. »Ich hab's.« Jim kann loslassen.

Ich habe mich zu weit in die Vorlage begeben. Die Füße rutschen weg, und ich pralle so fest mit der Brust aufs Eis, daß mir die Luft wegbleibt. Dann bin ich unter Wasser. Die Luft geht mir aus, weil sich das Atemventil der Maske verschließt, um kein Wasser hineinzulassen. Auch ist der Anzug nicht gegen Eiswasser isoliert. Mir wird kalt. Ich tauche auf und schlage mit den Armen um mich. Jim ist zu mir herabgestiegen, aber ich komme nicht nahe genug an den Rand heran.

Nichts wie raus hier, fordert mein Verstand. Die Eissuppe ist dick und grau und klumpt an der Maske. Ich glaube nicht, daß ich es schaffe. Sooft mir ein Unfall passiert, fürchte ich, verletzt zu sein und lange an dieser Verletzung laborieren zu müssen.

Diesmal ist's wirklich was Ernstes, denke ich. Davon werde ich mich womöglich nicht wieder erholen. Merkwürdig, der Gedanke scheint mir kaum etwas auszumachen. Schlimmeres, als zu sterben, kann mir nicht passieren. Die Kälte lähmt mich. Ich bin geneigt aufzugeben, weiß aber nicht wie. Wie soll ich mich gehen lassen und zu kämpfen aufhören? Wassertreten und Jim dabei ansehen? Auch aufs Wassertreten verzichten? Ich zapple, kämpfe und beobachte mich wie aus großer Entfernung. Ich versuche, aus dem Wasser herauszukommen; es nicht zu schaffen, wäre viel zu peinlich. In Wahrheit weiß ich nicht, wie man ertrinkt.

»Zhang!« brüllt Jim immer wieder. Endlich bekommt meine

Hand etwas zu fassen. Daran kann ich immerhin festhalten. Allerdings ist es mir unmöglich, mich aus eigener Kraft aus dem Wasser zu ziehen. Jim zögert, dann steigt er noch einen Schritt herab und langt nach meinem Arm. Mit fehlt die Kraft, ihm der feste Angriffspunkt, um mich herauszuhieven. Dennoch zieht er mit aller Macht. Schließlich finde ich Halt mit der Hand und mühe mich halb aus dem Wasser heraus. Mein Körper ist bleischwer. Jim hilft nach und zerrt mich hinauf auf die Abbruchkante.

»Die Rinne ist weiter aufgerissen!« brüllt er, obwohl mein Mikro funktioniert und ich ihn gut verstehen kann. »Alles in Ordnung?«

»Ja«, sage ich. Ich stehe immer noch neben mir; es ist, als beobachtete ich mich selbst. »Wo ist das Meßinstrument?«

»Im Wasser. Bist du naß?«

Mir ist kalt, besonders um die Hüfte herum. »Nein«, antwortete ich.

»Wirklich alles in Ordnung?«

»Ja«, sage ich. »Aber kalt ist mir.«

»Machen wir uns auf den Rückweg«, sagt er. Schnell haben wir den parkenden Gleiter erreicht. Daß mir plötzlich alles egal war, wundert mich. Ich weiß, das ist keine Art, aber besser als Angst zu haben.

»Verdammt«, sagt Jim. »So was hab ich selbst noch nicht erlebt, wohl schon mal gelesen, daß Eskimojäger davon überrascht wurden. Wasserrinnen können plötzlich auseinanderreißen. Es ist wie bei einem Erdbeben. Ich hab gesehen, wie du plötzlich reingeworfen wurdest, und hätte ich mich nicht an diesem Eisklotz festhalten können, wäre ich hinterhergerutscht.

Dann wär's um uns geschehen gewesen.«

Jim redet pausenlos, es sei denn, er muß sich auf den Gleiter konzentrieren. An den entsprechenden Stellen sage ich »Ja«. Mehr fällt mir nicht ein. Die Wasserrinne brach plötzlich weiter auf, darum bin ich hineingefallen. Die Rinne öffnete sich. Ich hatte allerdings den Eindruck, daß sie über mir zusammenschwappt.

Langsam wird mir wieder wärmer. Meine seltsame Stimmung hebt sich; ich bin nicht mehr der distanzierte Beobachter meiner selbst. Ich bin Zhang, stecke in einem kalten Klimaanzug und frage mich, wie's wohl gewesen wäre, wenn ich auftauchend eine geschlossene Eisdecke über mir vorgefunden hätte? Meine Zähne fangen zu klappern an. Mir wird bewußt, daß ich nicht nach Hause zurück kann. Ich würde so gern nach Hause zurückkehren.

Anfang Dezember höre ich zu studieren auf. Typisch. Ich lerne nicht gern, rede mir zwar immer wieder ein, daß ich mich ranhalten muß, doch aller Eifer ist nach wenigen Wochen erlahmt. So läuft es immer ab: Am Ende siegt die Bequemlichkeit. Ich sitze am Fenster und blicke hinaus auf den Lancaster Sund. Manchmal sehe ich Polarfüchse, die auf ihren kurzen Beinen schattengleich vorbeihuschen. Anschließend gehe ich oft in die Cafeteria, um Kaffee zu trinken oder um mich mit Janna zu unterhalten, mit Karin oder Jim. Aber meistens ist die Landschaft leer, es sei denn, das Nordlicht schlägt Falten am Himmel, lavendelfarben, rosa und blaßgrün über blauem Eis und Schnee. Ich sehe mein Spiegelbild in der Fensterscheibe. Ich drehe das Licht aus und sitze im Dunklen, vergesse die Zeit.

Mir fällt auf, daß es unmöglich ist, auf Geräusche von außen zu achten. Der Wind bläst so monoton, daß er nach einer Weile nicht mehr zu hören ist, und dann höre ich nichts mehr.

Ich weiß, ich kann mich nicht anpassen.

Ab und zu fragt mich Maggie Smallwood, ob ich Lust habe, Video zu sehen oder eine Aufzeichnung. »Corin zeigt seinen Film über Eisbären«, sagt sie oder: »Es läuft ein Video aus den Staaten.«

Also gehe ich mit ihr. Wenn ich hinten sitze und keine Lust mehr habe, kann ich mich unbemerkt verziehen. Aber wenn mich Maggie irgendwo in der Mitte Platz nehmen läßt, muß ich mir den Film bis zum Schluß ansehen.

Ich bin müde. Tagsüber bei der Arbeit sehne ich mich danach, ins Bett gehen zu können. Aber liege ich dann im Bett, kann ich nicht einschlafen. Die Klinik gibt mir Bescheid, daß ich kommen und mich unter die Lampen legen soll. Dort bleibt mir dann nichts anderes übrig, als zu studieren. Aber der Lehrstoff hängt mir zum Hals heraus, also gehe ich auch nicht mehr unter die Lampen.

Allein auf meinem Zimmer grüble ich unentwegt. Ich bin siebenundzwanzig und habe vor, die Aufnahmeprüfung abzulegen. Vielleicht kann ich nach China gehen und Ingenieurwissenschaften studieren. Angenommen, ich arbeite den ganzen Winter über, bereite mich gründlich genug vor und bestehe die Prüfung. Dann würde ich nach China gehen, wo jeder hin will. Zur Mutter aller Möglichkeiten. Ich würde zwei Jahre dort studieren, weg von New York, an einem fremden Ort leben. Nun gut, ich sehe wie ein Chinese aus, spreche auch die Sprache, bin aber noch nie in China gewesen. Zwei Jahre müßte ich

es dort aushalten. Dann stünde ich vor der Wahl: entweder in China zu bleiben, wo ich einen guten Job bekommen und womöglich sogar reich werden könnte, oder nach New York zurückzukehren, und da würde ich wahrscheinlich auch einen guten Job bekommen.

Und wozu der ganze Stress? Um ein bißchen mehr Geld zu verdienen. Aber ich bliebe derselbe, Zhang. Aus meiner Haut komme ich nicht heraus. Und darum geht es mir im Grunde: Ich will vor mir selbst Reißaus nehmen. Ich hasse mich. Ich hasse diesen Ort. Und es ist schrecklich ermüdend, ständig soviel Haß mit sich herumschleppen zu müssen. Also hocke ich da und lausche auf die Nacht der arktischen Tundra, geschlagen, bevor ich den Kampf aufgenommen habe. Ich habe alles gründlich satt.

Ich erinnere mich gelesen zu haben, daß die erste Besatzung der Canalli-Basis auf dem Mars schwer unter Depressionen gelitten hat. Vielleicht hängt mein Gemüt nur deshalb durch, weil mir die Umgebung nicht vertraut ist. Aber zumeist sitze ich auf der Station fest, die ein steter Wind umweht, den ich nicht fühlen kann.

Zu fünft fahren wir in einem großen Gleiter nach Halsey. Jim, Maggie, Janna, Eric und ich. Die Bauarbeiten auf der oberen Etage sind fast abgeschlossen, doch mich erdrückt der Gedanke daran, wieviel Arbeit mir auf der zweiten Etage noch bevorsteht. Bevor die Arbeit fertig ist, werde ich wohl verschwunden sein.

»Seht euch das an!« sagt Eric und deutet auf das Eis, das sich an der Westseite aufgetürmt hat. Unmengen von Eis; dabei habe ich doch erst vor kurzem aufgeräumt. (Vor kurzem? Vor

einem Monat? Als die Sonne unterging?) Ich höre aus Erics Bemerkung Kritik heraus und sage: »Das haben wir gleich.« Als erster steige ich aus dem Gleiter und besorge mir den Schneidbrenner. Als die anderen im Labor verschwunden sind, kehre ich aus dem Warmen zurück in die Nacht. Im nächsten Winter wird ein anderer Techniker das Eis wegräumen und zusehen, wie es sich immer wieder auftürmt. Jahr für Jahr wird es weggeräumt werden, und erst wenn die Station zugemacht wird, wird man damit aufhören und den Turm verfallen lassen. Schließlich wird hier nur noch plattes Eis zu sehen sein, das vor Kälte stöhnt.

Daß ich hier bin, ändert an alledem nichts. Ich habe an dieser Station mitgebaut, doch eines Tages wird sie verschwunden sein. Warum bin ich also hier? Ich kehre der Station den Rücken zu und zerschneide das Eis. Ich ritze chinesische Buchstaben hinein. »*Wo zai jar*« – ich bin hier. Und dann radriere ich die Zeichen mit dem Brenner wieder weg, bis die Oberfläche glatt ist wie Glas, blankpoliert.

»Zhang?«

Maggie steht auf dem Turm, von unten beleuchtet. Das Gesicht hinter der Maske ist nicht auszumachen, aber ich kenne ihre Größe, ihre Gestalt und Stimme. Es ärgert mich, nur eine gesichtslose Person im Klimaanzug zu sehen. Die Arktis macht grüblerisch. Ich antworte nicht und schneide ungestüm durchs Eis.

»Was treibst du da?«

Ich finde, der Wind und die Geräusche des traktierten Eises sind Antwort genug. Verdammt, ich will den Wind endlich mal wieder spüren. Also ziehe ich die Maske ab, werfe die Kapuze

zurück. Der scharfe Wind läßt die Augen tränen; es ist so kalt, daß es weh tut, Luft zu holen. Im Wasser eingetaucht, war mir weniger kalt. Ich öffne die Verschlüsse und nehme das Oberteil ab. Der Kälteschmerz ist echt, endlich wieder ein wahrhaftes Gefühl. Alles andere juckt mich nicht. Ich lange zum Schneidbrenner und arbeite weiter.

Daß ich mich so verhalte, kann ich selbst kaum glauben. Aber ich habe die Nase gestrichen voll und will die anderen wissen lassen, wie mir zumute ist. »Alles Scheiße!« rufe ich Maggie zu. »Die Station hier, die Eisbären, die Wale! Ohne die geringste Bedeutung. Wir haben hier, verdammt nochmal nichts verloren. Wir sind nichts! *Nada!*« Vielleicht spiele ich bloß Theater. Aber ohne Vorsatz. Ich schneide durchs Eis; der Laser dringt bis zum Wasser vor, das – *schhhhhffffss* – verdampft. Ich hebe einen Graben aus, kann mich aber nicht länger konzentrieren und werfe den Schneidbrenner zu Boden. Ich rede und rede und rede; was ich sage, ist völlig belanglos. Ich wechsle zwischen Englisch und Spanisch, meiner Muttersprache. Ich spreche mit Maggie, halte Selbstgespräche.

Ich rede auf das Eis ein und sage immer wieder: »Ich habe den Verstand verloren, kapiert? Ich habe den verdammt Verstand verloren ...«

Maggie kommt herbei, nimmt mich beim Arm und sagt: »Komm nach drinnen.«

Zuerst sträube ich mich, doch dann wird mir klar, wie durchfrozen ich bin und wie sehr ich mich danach sehne, ins Warme zu kommen. Ich hebe das Oberteil und den Schneidbrenner auf und folge ihr nach drinnen. Jetzt spricht sie; ich bin still. »Mach dir nichts draus«, sagt sie. »Im Winter kann einem so was schon

mal passieren. Komm, trink was Heißes. Wir haben Tee. Die Eskimos sprechen von *Perlerorneq*, das heißt Winterdepression. Die überfällt einen, wenn es dunkel ist und Trübsinn vorherrscht. Doch das ist jetzt vorbei; dir geht's schon wieder besser. Ich mach dir eine Tasse Tee mit viel Zucker. Komm, leg die Sachen ab und wärm dich erst einmal auf.« Und an Jim und Janna gewandt: »Zhang ist erschöpft. Ich bringe ihn zurück. Er soll sich ausruhen. Und macht euch keine Sorgen, es geht ihm schon wieder besser.«

Was gesagt wird, geht an mir vorbei, ist mir egal. Ich könnte vor Müdigkeit heulen. Ich frage mich, ob ich übergeschnappt bin. Wenn ja, wird man mich wohl nach Hause schicken.

Maggie fährt mich nach Borden zurück und bringt mich auf mein Zimmer. Sie hockt an der Bettkante und sagt: »Im Moment hängst du durch. *Perlerorneq*. Aber das gibt sich wieder.«

»Tut mir leid«, murmle ich. Der Ärger ist weg. Statt dessen empfinde ich – außer Müdigkeit – Dankbarkeit. »Danke«, sage ich.

»Schlaf gut«, sagt sie.

Ich schlafe sechzehn Stunden durch, den halben Tag und die ganze Nacht. Als ich die anderen am nächsten Morgen beim Frühstück treffe, bin ich zerknirscht und verlegen. Sie sind freundlich. Maggie Smallwood kann ich nicht in die Augen sehen.

Janna sagt: »Es ist schwer für uns alle, aber im Unterschied zu dir, sind wir freiwillig hier.«

»Ich weiß nicht, was mit mir geschehen ist«, sage ich reuig und verwirrt. Ich fahre mit ihnen hinaus zur Arbeit. Um mich

im Auge zu behalten, geben sie mir eine Aufgabe unten im Labor.

Maggie sagt wie beiläufig: »Als die Astronauten unter Depressionen litten, hat man Inuit und Grönländer zu Rate gezogen, denn die kennen sich in Sachen *Perlerorneq* aus. Mittlerweile wird jede Crew, bevor sie ins All fliegt, von Eskimos entsprechend vorbereitet.«

Meine Melancholie hält an, aber sie ist nun grau, nicht mehr schwarz. Ich lege mich wieder unter die Lampen, studiere ein wenig. Montags und mittwochs abends hilft mir Janna bei meinen Mathematikübungen. Sie kann gut erklären und macht es mir leicht. Mit Maggie wechsle ich kaum ein Wort, sage meist nur Hallo. Daß sie mich hat ausrasten sehen, macht mich ihr gegenüber befangen.

So geht der Dezember dem Ende entgegen. Zu Weihnachten kommt ein Paket von Peter. Er schenkt mir zwei Blousons von der extravaganten Art und mit kleinen Schulterkragen. Der letzte Schrei, schreibt er. Einen vermache ich Karin. Wir tauschen Geschenke aus, singen Lieder. Es ist ganz nett.

Die Sonne wird am zweiten Februar um 12 Uhr 14 aufgehen. Den ganzen Januar über arbeite und studiere ich fleißig. Ich wähne das Schlimmste hinter mir und entscheide mich für eine Vertragsverlängerung.

»Als Sonnenanbeter wird dir der arktische Sommer gut gefallen«, sagt Janna. »Früher haben die Entdecker Fellbinden über die Augen gebunden, um schlafen zu können.«

Am neunundzwanzigsten Januar sitzen Janna und ich schon kurz vor Mittag zusammen und lernen. Eric wird am Abend um acht Uhr in der Außenstation von Halsey ein Experiment

starten, wozu er einen Techniker braucht. Bis dahin habe ich frei. Täglich wird es heller am Horizont. Der Himmel glüht rosig, die Sterne verblassen, doch die Sonne zeigt sich immer noch nicht. Ich warte voller Spannung. Noch vier Tage.

Janna rechnet meine Ergebnisse nach, während ich auf den Horizont blicke. Es scheint, als wäre der Sonnenaufgang durchaus schon möglich. Der Himmel schimmert weiß, rosig, laviendelfarben, indigoblau. Über mir ist es schwarz. Das Eis nimmt alle Farben des Himmels an.

Und dann, vier Tage eher als gedacht, sehe ich den Sonnenrand, blendend, am Horizont auftauchen. »Janna!«

Sie blickt auf, sperrt die Augen auf und strahlt vor Vergnügen. »Oh, Zhang, wunderbar!«

Es ist Morgen. Ich lächle und lächle.

»Das ist noch nicht der eigentliche Sonnenaufgang, sondern eine Lichtbrechung, hervorgerufen von der Erdatmosphäre«, erklärt Janna. »Die Sonne steht noch ungefähr fünf Grad unterm Horizont.«

Stumm sitzen wir da und sehen die Sonne auf- und absteigen. In wenigen Minuten ist alles vorbei.

Ich fürchte, wieder von der Nacht erdrückt zu werden, doch der kurze Sonnenaufgang hat gereicht. Ich kann warten. Ich kann studieren. Ich kann die Aufnahmeprüfung schaffen. Und die zweite Nacht ist erträglich, längst nicht so schlimm wie die erste.

Ich habe überlebt. Endlich, glaube ich, passe ich mich an.



Jerusalem Ridge

Martine

Das kleine Mädchen sieht mich an und fragt: »Was ist das?«

»Was?« frage ich. Der Mythos, daß alle Frauen mittleren Alters kleine Kinder gern haben, ist in der Tat nichts weiter als ein Mythos.

»Das da.« Es zeigt mit dem Finger.

»Das ist eine Kerze«, sagt der Mann, der an seinem Transporter herumbastelt. »Komm mal her, Theresa. Du kannst mir helfen.«

Er ist offenbar der Vater. Die Haut der beiden ist bleich wie verschossenes Leinen. Sie sind erst vor kurzem angekommen. Das Leben, das sie vorher führten, scheint alle Farbe aus ihnen herausgewaschen zu haben. Das kleine Mädchen schaut mich an; es weiß anscheinend nichts mit mir anzufangen.

Ich gehe die Peripherie ab auf der Suche nach dem Leck. Es muß hier irgendwo sein. Um Lecks ausfindig zu machen, verwenden wir eine Methode, die zwar altmodisch, aber nach wie vor zuverlässig ist. Wenn gemeldet wird, daß irgendwo in der Jerusalem Ridge das Luftgemisch nicht stimmt, ziehe ich mit einer Kerze los. Das Flackern der Flamme zeigt mir, wo die

undichte Stelle ist.

Versuchen Sie gar nicht erst, Jerusalem Ridge auf der Landkarte zu suchen. Es ist eine kleine Hügelkette, und Sie finden den Ort unter dem Namen New Changsha oder Sektor 56/C-JRU, je nachdem, ob Ihre Karte vor oder nach der Großen Läuterung herausgegeben wurde. Er liegt am Nordrand des Argyre-Beckens in der südlichen Hemisphäre. JRU sind die Initialen des Entdeckers. Aron Fahey sagt, daß der Name Jerusalem aus den Initialen entstanden ist. Aber das läßt sich wohl nicht mehr nachprüfen. Die meisten derer, die vor dreißig Jahren hier gelebt haben und Auskunft geben könnten, sind inzwischen umgesiedelt worden. Aron war damals erst neun Jahre alt, darum bezweifle ich, daß er wirklich Bescheid weiß. Ich bin hier vor sieben Jahren angekommen, als der Sektor wieder geöffnet und frei zugänglich war. Ich tappte in ein Schlangennest voller Hinterhältigkeiten und Animositäten. Noch heute scheint die Kommune in zwei Fraktionen gespalten zu sein: auf der einen Seite die Alten, die sich genau daran erinnern, wer sich was während der Kampagne zu Schulden hat kommen lassen; und auf der anderen Seite, die Neuankömmlinge, die die auf der Erde gemachten Fehler vergessen möchten. Auf ihrer Seite stehen auch diejenigen, die zur Zeit der Kampagne noch Kinder waren.

Vater und Tochter sind eindeutig Neuankömmlinge. Den letzten Beweis liefert der Vater, als er das Mädchen vorsichtig an seinen Diagnoster anschließt. Hier bei uns werden Kindern keine Modems implantiert; das Mädchen ist mit Sicherheit noch keine sechs. Es sieht jedenfalls jünger aus, trägt ein rotes Top, das im Nacken spannt und ihm so eng ist wie die Hose

weit. Aus zweiter Hand. Er trägt den standardmäßigen Overall. Ich finde das Leck und stopfe es. Kein Problem. Es wird einfach ein Dichtungsmittel draufgeschmiert. Ich markiere die Stelle für die nächste Generalinspektion. Ein Materialfehler scheint nicht vorzuliegen. Vermutlich ist ein schwerer Gegenstand vor die Wand geprallt; in einem Lagerhaus passiert so was mitunter. Ich warte, bis die Dichtungsmasse ausgehärtet ist, und beobachte Vater und Tochter. Er ist blond, hat markante Gesichtszüge. Ihr Haar ist dünn, schlaff und von einem stumpfen Braun. Sie scheint weniger auf ihre Aufgabe zu achten als vielmehr auf den Vater, den sie mit verzücktem Ausdruck und leicht geöffnetem Mund anhimmelt, wie es Kinder nun mal tun.

Ich gehe, bevor sie mit ihrer Reparatur fertig sind.

Zu Hause angekommen, muß ich feststellen, daß die Melkanlage wieder streikt. Vater und Tochter sind schnell vergessen.

Als kleines Mädchen bin ich einmal zwei Kilometer weit geschlafwandelt. Damals gab es noch Kommunen in West Virginia. Ich glaube, das ist, was mir am meisten fehlt: in West Virginia spazieren zu gehen. Mit dem Zuganschluß wurde dort alles anders. Plötzlich quoll es über von Leuten aus New York, die ein sauberes Fleckchen auf dem Lande suchten, wo die Familie wohnen konnte, während der Ernährer in der Stadt seinem gut dotierten Beruf nachging. Die gehörten alle zum Kader; ein paar Militärs waren auch dabei, Offiziere natürlich; einfache Soldaten verdienen nicht soviel.

Soldat bin ich deshalb geworden, weil ich mir als Mädchen nur in diesem Beruf gute Aufstiegsmöglichkeiten ausgerechnet habe. Das war nach der ersten Phase der Großen Läuterung.

Vorher hatten wir noch alle darauf gehofft, daß jene guten alten Zeiten des ›Sozialismus mit menschlichem Antlitz‹ wiederaufleben würden. Aber diese Hoffnung war natürlich verfehlt. Leute kamen in Schwierigkeiten für Unternehmungen, die zehn Jahre früher gutgeheißen worden waren, wie zum Beispiel die Eigenproduktion von Silikonchips und all die anderen Hightech-Versuche im Hinterhof. Bei der Armee konnte ich, wie mir schien, auf Nummer Sicher gehen. Außerdem hatte ich Beziehungen. Mein Onkel war Oberst der Luftwaffe. Mit fünfzehn trat ich dem Verein bei. Das war damals noch möglich. Zwanzig Jahre später und nach einer gescheiterten Ehe hatte ich die Nase voll vom Militärdienst. Ich ging nach West Virginia zurück, das sich aber in der Zwischenzeit in ein Abziehbild von New Jersey verwandelt hatte, und darauf war ich nicht aus gewesen. Deshalb habe ich mich auf das Siedlungsprojekt auf dem Mars eingelassen. ›Patrioten verwandeln rote Wüste in blühende Landschaften.‹

So kam ich wieder zu meiner Lieblingsbeschäftigung: dem Spaziergehen. Ich habe nicht nur meinen kleinen Acker zu bestellen und auf meine Ziegen und Bienen achtzugeben, sondern muß außerdem regelmäßig die Peripherie abgehen, um Lecks, wo sie auftreten, ausfindig zu machen. Lenin weiß, wie schwer das ist. Ich wollte in der Jerusalem Ridge ein neues Leben beginnen. Aber wirklich wesentliche Veränderungen kommen nicht dadurch zustande, daß man in ein Shuttle steigt und zum Mars fliegt. Man schleppt immer dasselbe Gepäck mit sich rum. Das große Glück stellte sich jedenfalls nicht ein. Ich kann nicht sagen, daß es falsch gewesen ist, hierher gekommen zu sein, denn auf der Erde war ich auch unglücklich. Allerdings

war das Leben dort komfortabler. Nach einem halben Jahr auf dem Mars wollte ich wieder zurück, tat aber nie den entscheidenden Schritt, und mittlerweile ist es einfacher für mich zu bleiben.

Ich arbeite, wenn Arbeit anfällt. Danach richtet sich mein Tagesablauf. Manchmal muß ich schon um drei in der Früh raus, denn das Vieh hat seine eigene Zeit und nimmt keine Rücksicht auf mich. Nachmittags gegen halb fünf bin ich meist im Haus. Vor einer Woche um diese Zeit sah ich sie zum erstenmal. Sie baten um Trinkwasser. Es ist nicht ungewöhnlich, daß Leute bei mir Halt machen. Meine Kuppel ist sozusagen die letzte Tankstelle vor der langen Durststrecke bis nach New Arizona, denn Trinkwasser ist nach wie vor ziemlich knapp. Statt immer nur zu geben, würde ich auch mal gerne nehmen. Wer weiß, ob es dazu jemals kommen wird.

Ich hätte ihn nicht wiedererkannt, wenn das Mädchen nicht bei ihm wäre. Ob er sich an mich erinnert als die Frau mit der Kerze? Jedenfalls spricht er mich nicht darauf an. Theresa, seine kleine Tochter, versteckt sich hinter ihm; der fremde Ort schüchtert sie ein. Er geht in die Hocke – ungelenk, wie er sich dabei anstellt – und reicht ihr das Glas. Trinkend betrachtet sie ihn, als hätte er das Wasser aus der dünnen Luft gewonnen. Sie gibt ihm das Glas zurück, und er trinkt wie selbstverständlich den letzten Schluck, der für Eltern übrig bleibt.

»Bedank dich schön«, sagt er leise.

»Danke«, sagt sie und langt nach seiner Hand.

»Fahren Sie nach New Arizona?« frage ich.

»Daher kommen wir gerade.«

New Arizona liegt rund neunzehn Stunden entfernt. Wieso hat er das Mädchen auf diese weite Strecke mitgenommen?

Wir finden zu keinem Gespräch. Er schickt sich an zu gehen.

»Vielleicht möchten Sie und die Kleine etwas essen?« Mir kommt der Gedanke, daß die beiden womöglich im Wohnheim untergebracht sind.

Er legt der Tochter die Hand aufs Haar, ist offenbar versucht, ja zu sagen, schüttelt dann aber den Kopf. »Nein, danke.«

»Ist aber kein Problem«, sage ich. »Ich koche immer auf Vorrat und habe gerade einen großen Topf frische Suppe gemacht. Schmeckt bestimmt besser als das Essen im Heim.«

Er richtet sich ganz nach dem Mädchen. Es wartet ab, ist weder geneigt noch abgeneigt, einfach nur müde. »Wenn's wirklich keine Umstände macht«, sagt er leise.

Das Haus ist ein Betongewölbe, sieht aus wie ein Hügel. Im Inneren herrschen die Farben Grün und Blau vor, wohl deshalb, weil auf dem Mars alles rot ist, und mit dieser Farbe verbinde ich Politik. Und ich habe Pflanzen, Sauerstoffproduzenten. Sie entlasten die Umwälzanlage. Ich wohne hier seit sieben Jahren und habe aus der Wohnung viel gemacht, meine ganzen Einnahmen darein gesteckt. »Ich heiße Martine Jansen«, sage ich und strecke die Hand aus.

»Alexi Dormov«, sagt er. »Und das ist Theresa, meine Tochter.«

»Hallo«, sagt sie und blickt zu Boden.

»Hallo, Theresa«, ein hübscher altmodischer Name, »hast du Hunger?«

»Ja«, antwortet sie.

»Magst du Suppe?«

»Was für welche?« Sie schaut mich an. Sie hat recht, so zu fragen, denn meine Frage war ziemlich töricht.

Ihr Vater scheint hin und her gerissen zu sein zwischen Stolz und Verlegenheit; das gefällt mir an ihm. Ich kann es nicht leiden, wenn Eltern von Fremden erwarten, daß diese alles lustig finden, was ihre Kinder sagen.

»Bohnen«, antworte ich.

»Ich weiß nicht«, sagt sie ehrlich.

Meine Küche ist weiß, beige und blau. Eine Wand steht voller Pflanzen. Ich schenke Theresa ein Glas Fruchtsaft ein und biete ihrem Vater ein Bier an, das er überrascht und freudig annimmt. Ich gebe nicht an. Fruchtsaft und Bier kann ich mir durchaus leisten.

»Wohnen Sie hier ganz allein?« fragt er.

»Ja«, antworte ich. »Aber es kommt oft jemand vorbei, und außerdem öffnet sich das Komm-Netz auf Zuruf.« Für einen Moment geht mir der abstruse Gedanke durch den Kopf, daß dieser Mann womöglich ein Geisteskranker sein könnte, der durch die Gegend streift und seiner Tochter brutale Gewalttaten vorführt. Martine, rufe ich mich zu Vernunft; du bist zuviel allein. Im übrigen ist deutlich, daß er sich noch nicht an die Schwerkraft auf dem Mars gewöhnt hat.

Er sieht sich um, bewundert die kühlen weißen Wände, die blauen Kacheln und den beige gefliesten Boden. Arons Frau ist Keramikerin und hat die Fliesen für mich gemacht. Verlegt habe ich sie selbst. »Eine Person hat hier viel Platz«, sagt er.

»Es geht. Zwei Schlafzimmer, ein Aufenthaltsraum und die Küche. Aber Sie sind vielleicht engere Verhältnisse gewöhnt«, sage ich und habe natürlich die Heimunterkunft im Sinn.

»Ja, so ist es, nicht wahr, kleines Herz?« Er wuschelt der Tochter durchs Haar. »Wir haben in Yorimitsu gewohnt.«

Yorimitsu, Yorimitsu. Der Name ist mir schon mal zu Ohren gekommen. Nachrichten von Zuhause höre ich nur selten; es sind immer schlechte Nachrichten. »Wenn ich mich recht erinnere, liegt das irgendwo im mittleren Westen von Amerika, dem sogenannten Korridor. Yorimitsu, ist das nicht ...« Ich komme nicht drauf.

»Ein Lager für Rücksiedler«, erklärt er im selben weichen Tonfall, in dem er alles sagt.

Gegen Ende der Großen Läuterung wurde ein Programm gestartet zur Kultivierung des Korridors zwischen Arizona, Colorado und Nevada. Aber man hatte sich verrechnet, die Ressourcen waren knapp, und viele Menschen, die geholt wurden, mußten wieder zurückgeschickt werden. Einige von ihnen warteten jahrelang in Auffanglagern, bis sie endlich weiterziehen konnten. Alexi Dormov und seine Tochter wurden zum Mars geschickt. Wo ist Therasas Mutter? »Dann wird Ihnen meine Wohnung groß vorkommen«, sage ich.

»Wie sind Sie hierher gekommen?«

»Freiwillig«, antworte ich. »Ich bin aus der Armee ausgeschieden, wollte weniger reglementiert leben.«

»Sie waren bei der Armee?«

»Zwanzig Jahre lang.«

»Ich war in Südafrika stationiert«, sagt er.

Wahrscheinlich als Freiwilliger im Friedenskorps. »Infanterie?« frage ich.

Er schüttelt den Kopf. »Bei den Luftkippern.«

Pilot. Klein genug ist er ja. Als ehemalige Infanteristin habe

ich keine gute Meinung von Piloten. Das sind meist eingebil-
de Typen, die sich und ihr Bessersein ständig unter Beweis
stellen müssen. Ich mache die Suppe kurz heiß und löffle sie in
blaue und beige Schalen. Auch die Schalen stammen aus der
Werkstatt von Chen, der Frau von Aron. Ich finde sie hübsch;
aber wer gerade von der Erde kommt, wird wohl nichts Beson-
deres daran finden.

Ich spritze ein paar Tropfen Tabasco in meine Suppe. Die
beiden nehmen sich ein Beispiel an mir und würzen vorsichtig
nach. Tabasco in der Bohnensuppe schmeckt nicht jedem, doch
ich verzichte darauf, sie zu warnen. Ich will sie nicht in Verle-
genheit bringen. Alexi kostet und nickt. »Köstlich«, sagt er.
»Lecker, Theresa, he?«

Sie nickt. Der Löffel wirkt übergroß in ihrer Hand.

»Schmeckt wirklich ausgezeichnet«, sagt er. »Das Essen im
Heim ist, wie ich finde, recht gut, aber im Vergleich hierzu doch
sehr bescheiden.«

»Danke«, sage ich. Das Kompliment macht mich verlegen. Es
ist doch bloß Bohnensuppe, dazu ein bißchen Schweinefleisch,
um Geschmack reinzubringen. In meiner Kindheit gab's wenig-
stens noch neun verschiedene Bohnensorten in der Suppe ...
Das Essen im Heim macht satt. Kantinenkost; als gut würde ich
die nicht bezeichnen. Alexi nimmt zweimal nach. Er ist hungri-
ger als schüchtern und zeigt soviel Appetit, daß es mir Spaß
macht, ihn zu beköstigen. Theresa ißt ihre Schale fast leer und
nimmt zum Nachschmecken ein Brötchen mit Honig. Bienen sind
mein Geschäft. Die Kommune verkauft Jerusalem-Honig über-
all im Quadranten. Darum kann ich mir Fruchtsaft und Bier
leisten.

Die Anwesenheit der beiden strengt mich an. Ich bin Gesellschaft nicht gewohnt und außerdem sehr müde, weil schon seit heute morgen um vier Uhr auf den Beinen. Die Unterhaltung gerät ins Stocken; ich habe kaum einen Beitrag mehr zu bieten. Ich führe die beiden nach draußen und zeige ihnen meine Bienen. Alexi trägt Theresa auf dem Arm. Sie erstarrt vor Verwunderung und Angst, als ich eine Wabenlade aus einem der Bienenstöcke herausziehe und erkläre, wie ich den Honig gewinne. Die Bienen, schwarz-gelbe Perlen mit gläsernen Flügeln, krabbeln hektisch umeinander.

Dann gehen wir zum Stall, wo meine vierzehn Ziegen leben. Ich nenne ihre Namen: Einstein, Geck, Eskimo, Konstantina, Miss Shapiro, Lucy, Xanthippe, Lilith (die mit dem Herz einer Hure, was ich aber nicht erwähne), Hai-hong, Machina Jones, Amelia, Angela, Karmin, Kleopatra. Sie machen meckernd und bockend auf sich aufmerksam, stupsen uns an und versuchen, mit dem Maul in unsere Taschen zu gelangen. Ich gebe ihnen Futter für die Nacht. Theresa wirft ihnen zusätzlich Leckereien in die Eimer und juchzt vor Vergnügen beim Anblick der Tiere, die sich wie toll gebärden, um an die Eimer zu kommen. Einstein zieht wieder seine Show ab; er springt über Karmin hinweg auf die Wand zu, stößt sich davon ab und landet mitten im Pack. Im Unterschied zu Kühen kommen Ziegen mit der geringen Schwerkraft bestens zurecht.

Wir gehen durch den Tunnel zum Haus zurück. Alexi trägt seine Tochter auf dem Arm. Ihr bleiches, müdes Gesicht ruht an seiner Schulter. Daß ich ihnen meine gut organisierte Farm zeigen kann, macht mich stolz und glücklich. »Bleiben Sie doch die Nacht über hier«, sprudelt es aus mir heraus.

»O nein, wir wollen Ihnen nicht länger zur Last fallen.«

Ich bereue schon, das Angebot gemacht zu haben, zumal ich im Grunde gar nicht so recht will, daß sie bleiben. Doch widersprüchlich, wie ich bin, bestehe ich auf meiner Einladung: Warum er denn jetzt noch ins Heim zurückkehren wolle; das Kind sei doch schon so müde und könne hier viel ungestörter schlafen. Er sei bestimmt auch müde, und den Transporter könne er getrost an der Rampe abstellen. Wieder entscheidet das Kind für den Vater. Er willigt ein, was mich beruhigt, denn ich habe schon befürchtet, daß er meine Einladung womöglich mißverstehen würde.

Er holt eine kleine Tragetasche aus dem Fahrzeug, setzt sich an den Bettrand und zieht ihr das Hemd über den Kopf. Sie ist schlaff und rührt sich nicht; der Kopf scheint zu schwer für den Hals zu sein. Routiniert und geschickt hilft er ihren Händen, in die Ärmel des Nachthemdes zu finden. Dann deckt er sie zu.

Wir gehen in den Aufenthaltsraum und genehmigen uns zwei weitere Dosen Bier. Ich erzähle ihm mehr über die Jerusalem Ridge, bin überhaupt gesprächig wie selten und schildere, wie es war, als ich hier ankam: Es trafen mit mir so viele andere Umsiedler ein, daß es nicht genügend Arbeit für alle gab. Er stellt intelligente Fragen und sagt, daß man ihm ein eigenes Grundstück in Aussicht gestellt hat. »Das kann noch lange dauern«, sage ich und kläre ihn darüber auf, wie träge die hiesigen Instanzen sind.

Er ist vierunddreißig. Ich bin zweiundvierzig. Theresa ist sechseinhalb.

Wir gehen früh zu Bett. Ich liege lange wach; wahrscheinlich bin ich überdreht. Ich bilde mir ein, die beiden atmen zu hören,

doch das kann nicht sein. Das Atmen geht über in ein Meeresrauschen, und um halb fünf in der Früh weckt mich das Bett. Ich habe vom Pazifik geträumt. Der Himmel war voller Krähen.

Die Melkanlage streikt schon wieder. Sie ist für fünf bis zehn Kühe ausgelegt, ich aber habe zwölf Milchziegen. Mit der anfallenden Milchmenge kommt die Anlage zwar zurecht, aber in der Umrüstung auf Ziegenbetrieb steckt offenbar der Wurm. Also muß ich von Hand melken und die Zentrifuge beschicken. Was sonst nur zwanzig Minuten dauert, kostet mich über eine Stunde. Gegen halb sieben gehe ich ins Haus zurück. Meine Gäste sind noch nicht aufgestanden. Ich knete den Teig für die Brötchen, die um sieben im Ofen backen. Mittlerweile ist auch die zweite Kanne Kaffee durchgelaufen. Kurz vor halb acht erscheint Alexi angezogen in der Küche, gefolgt von Theresa, die sich die Augen reibt. Ich biete ihnen Brötchen an, belegt mit Käse und Rosinen, gekochten Milchreis und Fruchtsaft.

»Gut geschlafen?« frage ich übertrieben munter.

»Großartig. Und was für ein Frühstück! Wann sind Sie aufgestanden?«

»Vor fünf«, antworte ich.

»Wegen uns?« fragt Alexi mit krauser Stirn.

»Aber nein. Ich habe eine Farm zu unterhalten. Eigentlich sollte der Honig schon für den Versand fertig abgepackt sein, aber ich muß Caleb anrufen und ihm sagen, daß er die Ladung erst morgen abholen kann.«

Er fragt, wodurch ich denn aufgehalten worden sei, und ich berichte von den Problemen mit der Melk- und Zentrifugenanlage. Theresa hat anscheinend noch nie Brötchen mit Käse und

Rosinen gegessen. Unentschlossen, ob sie zu kosten wagen soll, löffelt sie zuerst einmal im Reisbrei. Dann riskiert sie einen Bissen. Mir scheint, es schmeckt ihr nicht. Aber immerhin ißt sie ein halbes Brötchen.

Alexi will von mir die Melkanlage erklärt wissen. Derweil ißt er eine Schale Reisbrei, drei Brötchen und das, was die Tochter übriggelassen hat. »Vielleicht kann ich sie reparieren«, sagt er. »In solchen Sachen bin ich gut.«

Schön zu hören. Theresa ist begeistert von der Aussicht, die Ziegen wieder zu sehen. Ich schicke die beiden voraus in den Stall und rufe Caleb an, um ihm zu sagen, daß er den Honig erst später abholen kann. Als ich in den Stall hinunterkomme, hat sich Alexi über sein Modem bereits ins System eingeklinkt. Theresa streichelt die schwangere Kleopatra. Insgesamt sind fünf Ziegen schwanger, was für die nächste Zeit mein Einkommen schrumpfen läßt. Sei's drum, ich bin nämlich darauf aus, die Farm zu erweitern. Alexi hat den geistesabwesenden Ausdruck desjenigen, der am Netz hängt. Theresa ist glücklich. Also beschließe ich, mich um die Bienen zu kümmern.

Nach etwa einer Stunde taucht Alexi auf. Er hat mich gesucht. »Das Programm dürfte schnell korrigiert sein, aber haben Sie auch schon daran gedacht, was sein wird, wenn die Ziegen geboren werden?«

Das habe ich, wenngleich der Gedanke unangenehm ist. »Tja, ich schätze, dann muß ein neues System her.«

Er schüttelt den Kopf. »Ich könnte das System modifizieren. Dafür brauche ich allerdings Zeit, und heute muß ich den Transporter zurückbringen. Aber wenn Sie wollen, komme ich wieder, am Sonntag vielleicht. Am Sonntag habe ich frei.«

»Das wäre prima«, sage ich. »Und was würde das kosten?«

»Nichts«, antwortet er. »Das bin ich Ihnen und Ihrer Gastfreundlichkeit schuldig.«

Wir geraten ein wenig in Streit darüber, einigen uns aber dann darauf, daß er und Theresa am Sonntag bei mir zu Mittag und zu Abend essen.

Dann gehen wir zum Haus zurück. Ich begleite sie zur Rampe. Er hebt Theresa in die Kanzel seines Transporters, schwingt sich auf den Fahrersitz und schließt die Tür. Aus Höflichkeit bleibe ich stehen, bis sie verschwunden sind. Erleichtert kehre ich ins Haus zurück, das nun wieder ganz allein mir gehört. Ich nehme das Laken vom Besucherbett und beziehe es neu und mache singend in der Küche sauber. Anschließend schaue ich nach dem Gemüse, miste den Ziegenstall aus und schleudere Honig, was den halben Nachmittag in Anspruch nimmt. Es ist gut, wieder allein zu sein. Ich lasse Musik abspielen, die ich schon jahrelang nicht mehr gehört habe, Musik, die, wie ich finde, typisch ist für West Virginia.

Verwundert über mich selbst, stelle ich fest, daß mir schon jetzt die Frage durch den Kopf geht, was ich den beiden am Sonntag auftischen könnte. Ich weiß ein wunderbares Gericht aus Reis und Bohnen zu kochen, doch dafür müßte ich dann noch Zutaten einkaufen. Die Zubereitung ist außerdem sehr aufwendig. Vielleicht werde ich auch einen Kuchen backen. Theresa zum Gefallen.

Es ist elf Uhr, als sie kommen. Theresa schlittert über den Flur herein, elegant wie nur Kinder und gebürtige Marsianer sein können. Wir, die in der Erdschwere groß geworden sind, wer-

den dazu nie in der Lage sein. Alexi kommt lachend hinter ihr her. »Martine!« grüßt er. »Hallo.« Es steht ein großer Krug mit Limonade auf dem Tisch, doch Theresa hat nur Augen für den Kuchen. In der Zuckerglasur stecken Erdbeerscheibchen, die wie Blütenblätter arrangiert sind. Alexi hebt sie vom Boden auf und sagt: »Sieh dir das nur an, kleines Herz.«

»Was sind das für rote Stücke?« will sie wissen.

»Erdbeeren. Frische Erdbeeren. Die wuchsen auch bei uns zu Hause, als ich noch ein kleiner Junge war. Unbeschreiblich lecker.«

Das Mädchen kennt keine Erdbeeren? Wie mag es bloß in dem Lager für Rücksiedler ausgesehen haben?

Wir essen Reis und Bohnen. Danach verteile ich den Kuchen. Theresa will ein Stück mit Blüte, und ich schneide ihr eine Ecke heraus, die viel zu groß für sie ist. Der Vater muß ihr dabei helfen. Alexi Dormov ist zwar klein, kann aber eine Menge verdrücken. Er langt zu, als wäre nicht abzusehen, wann er das nächstmal etwas zu essen bekommt. Dann macht er sich an die Arbeit. Ich gehe mit Theresa in den Garten und bringe ihr bei, wie man Bohnen erntet. Die Kuppel ist geöffnet, Sommersonne strahlt durch polarisiertes Glas. Ich führe Kleopatra herein und bitte Theresa, darauf aufzupassen, daß das Tier nicht vom Gemüse nascht. Sie rennt mit ihm zwischen den Beeten auf und ab. Wenn Kleopatra ein Zickenkitz wirft, werde ich es Theresa nennen.

Es scheint, sie mag mich. Doch das macht mich nervös. Ich habe keine Übung im Umgang mit kleinen Mädchen und bin ihr gegenüber befangen. Ich will sie nicht unterhalten und bei Laune halten müssen. Ist auch nicht nötig; sie ist mit Kleopatra

beschäftigt.

Nach einer Weile schaue ich nach Alexi und bringe ihm ein Glas Limonade. Er ist immer noch eingeklinkt, sieht aus wie hypnotisiert. Auf dem Schoß liegt ein Notizblock; darauf stehen irgendwelche Zeichen gekritzelt, doch er schaut nicht hin. Ich weiß, wie schwer es ist, ein Programm umzustricken, also warte ich, bis er mich bemerkt und aus dem System aussteigt. Grinsend wischt er die Haare aus der Stirn.

»Wie läuft's?« frage ich.

»Ganz gut«, sagt er, »aber es wird noch ein Weilchen dauern. Ich hoffe, Theresa fällt Ihnen nicht auf die Nerven.«

»Nein, sie spielt mit einer der Ziegen.«

»Spielkameraden sind wohl wichtig in dem Alter.« Das klingt arg nach Kummer und Selbstmitleid. Immerhin schmunzelt er. Ich vermute, daß er an Yorimitsu denkt, und sage: »Kinder sind flexibel«, was womöglich ebenso irrig ist wie die Annahme, daß Frauen mittleren Alters Kinder lieben. Doch seine Gedanken sind ganz woanders. »Martine«, sagt er, »man wird uns wieder umsiedeln, und ich weiß nicht, was ich machen soll.«

»Wie bitte?«

»Man wird mich wieder umsiedeln. Reicht es denn nicht, daß ich auf den Mars mußte?« Sein Tonfall, wie immer ruhig, verrät nicht, daß er verbittert ist.

»Sie müssen den Mars wieder verlassen?« frage ich. Wieso? Und wo könnte er denn sonst hin?

»Nein«, antwortet er. »Am Pol soll ein großes Projekt zur Wassergewinnung anlaufen.«

»Und Theresa«, frage ich. Das Leben am Pol ist primitiv und gefährlich.

»Ich weiß nicht«, antwortet er. »Noch ist nichts beschlossen.«

»Wie kommen Sie darauf, daß ausgerechnet Sie dorthin geschickt werden?« Mir fällt auf, daß meine Frage, so wie sie gestellt ist, darauf schließen läßt, daß ich ihn nicht ernst nehme.

»Da bin ich mir ganz sicher. Es wäre immerhin schon das vierte Mal. Ich weiß genau, wann es soweit ist.« Er ballt die Hände und preßt die Fäuste aneinander. »Als man uns das erste Mal umsiedeln wollte, sind wir, Geri und ich, freiwillig nach Nevada gegangen. Dann kam die Dürre, und man brachte uns nach Yorimitsu. Unterwegs erkrankte Geri an Ruhr. Ich gab ihr all mein Wasser und auch das des Kindes, aber es half nichts; sie starb. Daraufhin habe ich mich freiwillig für Südafrika gemeldet, denn mein Verhalten nach Geris Tod stieß ständig auf Kritik, und ich wollte nicht, daß Theresa bei einem konterrevolutionären Vater aufwächst. Doch das zählt jetzt alles nicht mehr; über den Unfug der Großen Läuterung schüttelt man mittlerweile den Kopf. Als ich zurückkam, schickte man uns nach Buffalo. Doch kaum waren wir in Buffalo, kam die dumme Sache mit dem Mars auf. Ich dachte, daß wir uns da endlich auf Dauer niederlassen können. Aber von wegen. Jetzt ist die Rede vom Wassergewinnungsprojekt am Pol.«

»Da wird man Sie als Vater einer sechsjährigen Tochter doch wohl nicht hinschicken«, sage ich. Unmöglich, daß die Kommune so etwas zuläßt, denke dich.

»Sie verstehen nicht«, antwortet er. »Wir haben keine *Guanxi*, keine Beziehungen. Man will uns loswerden. Wir sind menschlicher Abfall. Wegwerfbar. Ziegenmist ist nützlicher, denn damit läßt sich der Boden düngen.«

Nein, das darf doch nicht wahr sein, denke ich. So kann man

doch nicht mit Menschen umspringen, schon gar nicht mit solchen, die es so schwer getroffen hat wie Alexi. Eine Kommune ist mehr als Ackerboden, den es zu düngen gilt.

Ich höre Theresa schluchzen und sehe mich um. Sie steht da und hält Kleopatra fest. Kleopatra glotzt uns aus goldenen Augen an; sie sind ausdruckslos wie Glasmurmeln. Theresa fährt mit dem Handrücken über die Nase, reibt sich die Augen mit der Faust, weint und versucht, leise zu sein, weiß nicht, ob sie zu uns kommen oder zurückweichen soll. Hat sie gelauscht? Oder hat sie sich bloß weh getan?

»Kleines«, sagt Alexi, »was ist?«

»Müssen wir wieder weg?«

»Ach, Kleines«, antwortet Alexi hilflos.

Theresa ist schnell getröstet, aber den ganzen Nachmittag über schlecht gelaunt und widerspenstig. Sie läßt ihren Unmut an Kleopatra aus, und ich muß dazwischengehen aus Angst, das Mädchen könnte von einem austretenden Huf getroffen werden. Theresa weiß sich nicht zu beschäftigen, ist gelangweilt und stört den Vater bei der Arbeit. Am Abend weigert sie sich, die Suppe zu essen; sie will nur Kuchen und fängt vor Wut zu weinen an, als es heißt, daß sie und ihr Vater nicht bleiben können über Nacht.

»Komm, du kleine Nervensäge«, sagt Alexi.

Er trägt sie zum Scooter und nimmt sie auf den Schoß. Ich gebe ihnen Suppe und Kuchen mit und bin froh, daß sie endlich gehen.

Das Programm der Melkanlage ist immer noch nicht in Ordnung. Am Montagmorgen melke ich mit der Hand und setze

die Zentrifuge in Gang. Dann schaue ich nach den Bienen. Ich züchte Königinnen für den Verkauf, füttere Larven mit Gelee royale. Die müssen natürlich getrennt werden; keine Königin würde meine Zucht in ihrem Stock leben lassen. Das kleine Biosystem für den Zuchtkorb funktioniert nicht richtig. Es zu ersetzen, würde auf der Erde nichts kosten, aber wir haben die Opposition hinter uns, wenn Mars und Erde sich am nächsten sind, und bewegen uns zur Konjunktion, also der größten Entfernung voneinander, wenn der Mars auf der einen Seite der Sonne ist und die Erde auf der anderen. Wenn ich jetzt eine Bestellung per Transmitter aufgebe, wird es wahrscheinlich rund achtzehn Monate dauern, bis ich die Lieferung erhalte. Von einer Opposition zur anderen sind es sechsundzwanzig Monate; die Frachtbrücke bleibt acht Monate offen, und die Schiffe, die in frühestens anderthalb Monaten hier eintreffen, haben die Erde bereits verlassen. Ich werde also manche meiner Königinnenlarven verlieren.

Wenn Alexi heute abend kommt, um die Melkanlage flottzumachen, werde ich darum bitten, daß er sich auch mal das Biosystem anschaut.

Er kommt allein, was mich – man möge mir verzeihen – sehr erleichtert. »Wo ist Theresa?« frage ich.

»Im Hort«, sagt er. »Ich brauche manchmal ein bißchen Freizeit.«

Mir fällt auf, daß ich das erste Mal mit ihm allein bin. Nervös fahre ich mit der Hand durchs Haar. Ich bin acht Jahre älter als Alexi und will nicht, daß er glaubt, ich sei an ihm interessiert. Auch er ist, da bin ich mir sicher, nicht interessiert. Warum also

reagiere ich so nervös? »Möchten Sie ein Bier?« frage ich.

»Erst die Arbeit«, sagt er.

Als er das Programm eingerichtet hat, will er gleich wieder zurückfahren. Wie er sagt, muß er morgen früh raus. Aber er bleibt noch auf ein Bier, setzt sich mit mir ins Wohnzimmer und wirft einen Blick auf das Biosystem. »Das kann ich nicht reparieren«, sagt er. »Die Teile sind alle fest miteinander verbunden.«

»Was gibt's Neues?« sage ich.

»Zur Frage meiner Umsiedlung? Nichts.« Seine Stimme klingt merkwürdig flach. »Aber ich habe mit einigen Kollegen gesprochen. Sie glauben, daß die Kommune meiner Tochter wahrscheinlich nicht zumuten wird, zum Pol zu gehen.«

Ich bin erleichtert. Daran, daß es hart auf hart kommen würde, habe auch ich nicht glauben können. »Natürlich, so wird es sein«, antworte ich.

»Ich werde also wahrscheinlich allein gehen. Für zwei Jahre. Theresa bleibt im Hort. Das ist nicht so schlimm. An mir hat sie sowieso keinen guten Vater. Aber womöglich wird sie unter der Trennung ein wenig leiden. Sie ist ziemlich verschlossen und in ihrer Entwicklung zurück geblieben. Das behaupten jedenfalls die Erzieher. Ja, sie ist sehr scheu, aber das war auch ihre Mutter; und nach all den Umzügen ...«

»Ausgeschlossen, daß man Sie von Ihrer Tochter trennt«, platzt es aus mir heraus.

Er zuckt die Achseln. »Ist doch nur für kurze Zeit. Und es heißt, daß wir Opfer bringen müssen, um den Mars zu erschließen. Es gefällt mir auch nicht, daß ich sie alleinlassen muß. Als ich aus Afrika zurückkam, hat sie mich zuerst nicht wiederer-

kannt. Anschließend litt sie unter schrecklichen Trennungsängsten.« Mir fällt auf, daß seine Stimme aus Bitterkeit so flach klingt.

Ich habe dich nicht gebeten herzukommen, denke ich und bereue es, die Bekanntschaft von Vater und Tochter gemacht zu haben. Doch ich verstehe sehr wohl, warum er die Tochter mitnimmt, wenn er nach New Arizona fährt. Wenn er ohne sie wegfährt, macht das Kind im Hort Scherereien. Ich muß daran denken, wie sich Theresa gestern aufgeführt hat. Sie war so verstört und trotzig.

Alexi sagt nichts mehr. Das Schweigen ist beklemmend, aber mir fällt nichts zu sagen ein. Er trinkt sein Bier und entschuldigt sich schließlich: »Tut mir leid. Ich wollte Sie nicht mit meinem Kummer belasten.« Doch das sagt er nur, weil es sich so gehört. Bevor er geht, sieht er sich im Haus um, und als er mir in die Augen schaut, scheint es, als verachte er mich. Das ist nicht fair, denke ich; ich habe für das Haus schwer gearbeitet. Mir ist es, weiß Gott, auch nicht immer gut gegangen. Ich begleite ihn nicht, als er zur Rampe geht, wo der Scooter parkt.

Ich stelle den Wecker auf fünf Uhr und gehe zu Bett. Erst jetzt wird mir bewußt, daß ich mich nicht einmal für die Neuprogrammierung der Anlage bei ihm bedankt habe.

McKenzie kommt montags, mittwochs, freitags und samstags, um Milch abzuholen. Sie tratscht gerne, und ich freue mich immer auf sie. Sie hat mir auch geholfen, die Ziegen zu befruchten. (Den Samen habe ich von der Erde bekommen. Böcke halte ich nur, um den Zicken Gesellschaft zu bieten.) Ich berichte, daß Alexi mir die Melkanlage umprogrammiert hat.

»Würde er das auch für andere tun?«

Ich habe keine Ahnung. »Natürlich. Er braucht gute Referenzen, um sich hier niederlassen zu können.«

McKenzie hat wilde Locken und eine Stupsnase. Sie streift das Haar zurück. »Fast alle Ziegenhalter haben eine Melkanlage, die für Kühe ausgelegt ist«, sagt sie. »Ich wette, daß sie ihr System liebend gern konvertiert hätten.«

»Ich werde ihn fragen und dir dann Bescheid geben«, sage ich. Von Alexi Dormov und seiner Tochter zu sprechen, behagt mir nicht; also lenke ich das Thema auf die letzte Ratssitzung.

»Langweilig«, sagt sie. »Ich bin es leid und würde lieber heute als morgen zurücktreten. Aber wer könnte meine Stelle einnehmen?« Sie wirft die Pumpe an und läßt Milch in ihren Tank laufen. »Nein, das macht überhaupt keinen Spaß mehr«, sagt sie und bestätigt, was ich ihr schon seit Jahren sage.

Der Rat besteht aus zwölf Personen. Nach einem ungeschriebenen Gesetz stammen sechs Personen aus der Zeit vor der Stilllegung; sie haben die Große Läuterung mitgemacht (so auch Aron Fahey, das inoffizielle Oberhaupt). Die anderen sechs stammen aus der Zeit danach. Ich bin die älteste Zuzüglerin und oft gebeten worden, dem Rat beizutreten.

»Vielleicht sollte ich mal für eine Amtsperiode mitmachen«, sage ich.

McKenzie lacht. Daß ich nicht auch lache, verunsichert sie. »Martine«, sagt sie, »das ist doch nicht dein Ernst?«

»Nun, wenn nicht ich, dann kommt bestimmt dieser Widerling von Waters rein.« Lilith stupst mich an; ich streichle ihr die langen, blattförmigen Ohren. Sie spreizt die Vorderläufe und senkt genüßlich ihren Kopf. Vielleicht sollte ich mir eine Katze

anschaffen; in meinem Garten hat sich eine Mäusefamilie eingenistet. Von der Erde kommt auch, was nicht erwünscht ist. »Kennst du jemanden mit einer trächtigen Katze?«

»Wenn du eine Katze willst, besorg ich dir eine. Hast du wirklich vor, dich für den Rat wählen zu lassen?«

»Vielleicht«, antworte ich. »Am liebsten hätte ich eine dreifarbig.« Rot-weiß-schwarz. McKenzie fragt, was mich motiviere, dem Rat beizutreten, und ich antworte, daß ich die unangenehmen Pflichten nicht immer nur auf andere abwälzen kann. Und ob ich das kann! Sollen sich doch andere den Kopf darüber zerbrechen, wieviel Land, Luft und Wasser den einzelnen zustehen. Als McKenzie wieder weg ist, gehe ich in den Garten, um den CO₂-Gehalt der Luft zu messen. Ich öffne die Kuppel. Ein heftiger Staubsturm hat den normalerweise blauen Himmel rot gefärbt. Sand rauscht über die Außenhülle.

Alexi Dormov, ich werde was für dich tun. Du sollst mich nicht noch einmal so ansehen wie gestern abend. Daß ich dem Rat beitrete, um dir und Theresa zu helfen, wird natürlich niemand erfahren, aber du wirst es wissen und mir dankbar sein und bedauern, mich falsch eingeschätzt zu haben. Ich bin wütend. Wie kann er es wagen, mich so geringzuschätzen?

Ich bin der geborene Märtyrer, das ist mir klar. »Du bist nicht zu retten!« sage ich laut. Wer ist dieser Alexi Dormov überhaupt, daß ich auf sein Urteil so viel wert lege? Ich bin den ganzen Morgen über wütend und mache den Fehler, in dieser Stimmung nach den Bienen zu sehen. Natürlich werde ich gestochen.

Alexi und Theresa lassen sich vorerst nicht blicken. Ich erreiche ihn über den Transmitter und bedanke mich für die Reparatur der Melkanlage. Die Woche hat es in sich: zwei Luftlecks – bei der nächsten Ratssitzung muß darüber entschieden werden, ob das Problem einer umfangreicheren Inspektion bedarf. Drei meiner Königinnenlarven sind geschlüpft. Ich packe sie in einen kleinen Container und verschicke sie in den Norden nach Calhoun zu einer Frau namens Jessup, die eine kleine Imkerei betreibt. Calhoun liegt außerhalb des Sektors; Jessup wird mir mit ihren Honigverkäufen keine Konkurrenz machen können. Meine trächtigen Ziegen bringen ihre Jungen zur Welt, das heißt, ich kann keine Nacht mehr durchschlafen. Cleo, Haihong und Machina Jones werfen je ein Zicklein, Angela und Lilith Böckchen. Sobald sie entwöhnt sind, werde ich die Böckchen abgeben. Mag sie jemand anders mästen und schlachten; ich unterhalte einen Milchbetrieb. McKenzie bringt mir eine kleine getigerte Katze. Während der ersten vier Nächte schreit sie fast unaufhörlich wie ein Kind. Es ist nicht auszuhalten. Während das Tier dann tagsüber eingerollt in den Erdbeeren schläft, schleppe ich mich übermüdet herum.

Und es kommt zur Ratssitzung. An solchen Sitzungen habe ich schon seit Jahren nicht mehr teilgenommen. Sie werden in der Cafeteria der Kommune abgehalten, und zwar donnerstags abends während der langen Stunde. Der Marstag ist genau siebenunddreißig Minuten und dreiundzwanzig Sekunden länger als ein Tag auf der Erde. Die lange Stunde soll diesen Zeitunterschied ausgleichen. Daß man sie auf den Abend zwischen acht und neun Uhr verlegt hat, finde ich unpraktisch; ich hätte sie lieber am Morgen.

Die Cafeteria ist in den Farben Rot und Gold gehalten. Auf der Rückwand steht in englischen und chinesischen Buchstaben der Satz: »Die Kraft im Herzen des Volkes ist die Revolution.« Zumindest glaube ich, daß die chinesischen Zeichen eben dies bedeuten. Mir würde es jedenfalls nicht auffallen, wenn da tatsächlich zu lesen wäre: »Die Barbaren der westlichen Welt besitzen kein revolutionäres Rückgrat.« Der Spruch steht seit den Tagen der Großen Läuterung an der Wand. Keiner kann ihn leiden, aber niemand hat den Nerv vorzuschlagen, ihn zu überpinseln.

Die Sitzung wird eröffnet. Die Ratsmitglieder diskutieren über den Antrag von Aron Faheys ältester Tochter; sie ist zwanzig Jahre alt und bewirbt sich um eine eigene Bodenparzelle. Ich finde, sie sollte wie jeder andere Bewerber behandelt und auf die Warteliste gesetzt werden; aber es steht zur Debatte, ob man ihr die Pflege von Chen, ihrer Mutter, als Arbeitskredit anrechnen kann, oder ob dieser Kredit dem gesamten Haushalt zugute kommen soll. Nach zwanzigminütiger Diskussion wird entschieden, daß sie wie jeder andere Bewerber auf die Liste gesetzt wird. Es ist acht Uhr dreißig. Für gewöhnlich gehe ich um acht Uhr sechzig zu Bett.

Die Sitzung dauert und dauert; jeder Tagesordnungspunkt wird zerredet. Die Runde spricht über zwei Luftlecks, vertagt aber die Entscheidung darüber, ob eine Generalinspektion vorzunehmen ist oder nicht. Nach fünfzehn Minuten geht man zum nächsten Punkt über.

Philippa berichtet, daß die Kommune gebeten wurde, fünf Mitglieder über einen Zeitraum von zwei Jahren für das Wassergewinnungsprojekt am Pol freizustellen. Ich merke auf. Aron

schlägt vor, daß ein Ausschuß gebildet wird, der sich mit dieser Frage näher befassen und zur nächsten Sitzung eine Einberufungsliste vorlegen soll. Ich stehe auf.

»Martine«, sagt er, »hast du etwas dazu zu sagen?«

»Nein, Aron«, antworte ich. »Ich bin bereit, im Ausschuß mitzuwirken.«

Aron Fahey zeigt sich verblüfft und streicht über den braunen Bart. »Na schön. Sonst noch jemand?«

Es meldet sich niemand. Schließlich sagt Philippa, daß sie dem Ausschuß betreten wolle, und auch Cord erklärt sich dazu bereit, nachdem Aron ihn indirekt dazu aufgefordert hat.

McKenzie mustert mich stirnrunzelnd. Dann steht sie auf und erklärt, daß sie ihren Ratssitz abgeben möchte. Ich stehe nun ein zweites Mal auf.

»Martine?« sagt Aron; er klingt nervös.

»Ich bin bereit, McKenzies Nachfolge im Rat anzutreten«, sage ich und nehme wieder Platz. Die Formulierung kommt mir im nachhinein reichlich anmaßend vor; darum stehe ich wieder auf und füge hinzu: »Es sei denn, die Kommune findet eine geeignetere Person.« Ich setze mich. Meine Miene verrät keinerlei Erregung, doch meine Knie zittern.

»Gut, das haben wir zu Protokoll genommen. Steht sonst noch eine Frage an?« Aron löst die Sitzung auf. Es ist acht Uhr fünfundsiebzig.

McKenzie kommt auf mich zu. »Martine«, sagt sie, »Martine.« Sie hakt sich bei mir unter. »Wie darf ich dein plötzliches Interesse an der Politik verstehen?«

»Vielleicht bin ich es leid, immer nur mit Ziegen zu reden«, antworte ich.

»Du hast es so gewollt.«

»Ich behaupte auch nichts anderes.«

Es ist halb fünf am Nachmittag. Ich bin in der Küche und wiege die Zicklein auf der Küchenwaage, als der Transmitter schnarrt und Alexis Stimme zu hören ist. »Ist jemand zu Hause?«

»Ja«, sage ich. »Was ist?«

»Theresa und ich sind wieder einmal unterwegs nach New Arizona und wollten kurz Hallo sagen.«

»Sind Sie an der Rampe?«

»Ja.«

»Kommen Sie doch rein. Ich bin in der Küche.«

»Was ist das für ein Lärm?«

Theresa, die junge Ziege, und einer der kleinen Böcke tripeln auf den Bodenfliesen herum. »Lassen Sie sich überraschen.«

Ich stehe in der Küche, wäre ihm aber am liebsten entgegen-gelaufen mit den Neuigkeiten, die ich ihm zu berichten habe: von der Ratssitzung und der Möglichkeit, daß er sich selbständig machen kann als Programmierer für Melkanlagen.

»Hallo«, grüßt er. »Die Tür war auf ... oh, sieh dir das an, kleines Herz!«

Theresa lugt scheu um seine Beine herum und sieht die kleinen Ziegen. Ich wiege gerade eins der Jungen; zwei stehen mitten in der Küche. Staunend geht Theresa in die Knie. Mekkernnd flüchten die beiden unter den Tisch. Ich nehme das Zicklein aus dem Sack, worin ich es gewogen habe, und setzte es auf dem Boden ab. Strampelnd setzt es die Hufe auf und läuft geradewegs auf Theresa zu, erkennt dann seinen Fehler, ver-

sucht auszuweichen und schlittert seitlich gegen die Wand. Es meckert, rappelt sich auf und springt zu den beiden anderen unter den Tisch.

»Was ist das?« frage ich. »Neue Kleider?«

Theresa trägt ein gelbes Hemd und eine blaßblaue Latzhose. Die Klammern im Haar sind wie Kaninchen geformt. Was für ein Unterschied zur Aufmachung, in der ich sie kennengelernt habe.

»Ich habe mein erstes Geld bekommen«, sagt Alexi laut genug, um das Meckern der Ziegen zu übertönen.

»Ich wußte gar nicht, daß Sie verdienen«, sage ich.

»Neuankömmlinge bekommen ein Überbrückungsgeld«, antwortet er. »Davon habe ich ihr die Sachen gekauft. Sie sind ein wenig groß, damit Theresa noch reinwachsen kann.« Er klingt zaghaft und scheint auf Zustimmung zu hoffen.

»Das ist gut«, sage ich. Mit Ziegen kenne ich mich aus; aber Kinderkleider habe ich noch nie kaufen müssen.

»Wir können nicht lange bleiben und müssen uns gleich wieder auf den Weg machen.« Er tritt von einem Fuß auf den anderen. Nach wie vor trägt er den Overall, die Einheitskluft der Kommunarden; sie ist ihm viel zu groß.

»Schön, daß Sie vorbeigekommen sind«, sage ich. »Übrigens, ich habe mit McKenzie gesprochen. Sie liefert die Milch aus und glaubt, daß viele Leute interessiert wären, ihre Melkanlagen umprogrammieren zu lassen. Sie könnten was dazuverdienen und auf ein eigenes Haus hin sparen.«

»Vielleicht«, sagt er. »Komm, Resa, wir müssen weiter.«

Das Mädchen kauert unterm Tisch und hört nicht. Ich bin perplex; mein Vorschlag scheint ihn kaum zu interessieren.

»Ich bin sicher, es gibt noch andere Programme, die umgeschrieben werden müßten. Sie könnten ein eigenes Gewerbe auf die Beine stellen.«

Er nickt freundlich. Ich verkneife mir hinzuzufügen, daß ich dem Honiggeschäft meinen bescheidenen häuslichen Wohlstand verdanke.

»Haben Sie noch was Neues über Ihren möglichen Einsatz bei der Wassergewinnung gehört?« frage ich.

»Nein. Ich weiß nur, daß eine Art Ausschuß gebildet wurde, der sich damit befassen soll. Theresa, komm jetzt, wir müssen gehen.«

»Ich bin in diesem Ausschuß«, sage ich.

»Was? Im Ernst?« Endlich, so scheint es, habe ich seine Aufmerksamkeit gewonnen. »Weshalb?«

»Ich habe mich freiwillig gemeldet.«

Ziegen laufen durch die Küche. Theresa kriecht rücklings unter dem Tisch hervor.

Alexi sieht mir in die Augen. Mein Herz pocht. Was mag er wohl denken? Wie deutet er meine Erklärung? Habe ich ihn womöglich verärgert? Ich spüre, wie mir heiß wird im Gesicht, und will seinem Blick ausweichen.

»Das wäre nicht nötig gewesen«, sagt er.

»Ich will mich in den Rat wählen lassen. Darum habe ich mich gemeldet.«

»Ach, das wußte ich nicht.«

»Sie wissen eine Menge nicht, Alexi«, entgegne ich scharf. Hoffentlich versteht er diese Bemerkung nicht als Hinweis auf meine Gefühle für ihn. Und plötzlich habe ich die beiden über. Das Gespräch geht mir gegen den Strich. Ich will, daß sie mein

Haus verlassen. Theresa hat es geschafft, eines der Jungen zu beruhigen. Nun streichelt sie es.

»Wie heißt sie?« will sie wissen.

»Ziegentheresa«, antworte ich. »Sie ist das Kind von Kleopatra.« Was als Überraschung gedacht war, klingt nun aus meinem Munde ziemlich nüchtern.

»Das ist ja mein Name!« sagt Theresa.

»Wie viele Leute sollen denn zum Pol geschickt werden?« fragt er.

»Es werden fünf gebraucht. Der Ausschuß ist allerdings noch nicht zusammengetreten.«

»Für zwei Jahre? Stimmt das?«

»Ich weiß nicht«, sage ich. »Philippa will mir bald Bescheid geben.«

»Komm endlich, Theresa«, sagt Alexi. »Wir fahren nach New Arizona.« Seine Stimme klingt inzwischen sehr viel weniger entschieden. Er scheint verunsichert zu sein.

»Kann Ziegentheresa mit uns kommen?«

»Nein«, sagt er. »Sie ist noch ein Baby und muß hier bei Martine und Kleopatra bleiben.«

»Kann sie bis zur Rampe mitkommen?« bittet sie.

»Nein«, sage ich. »Aber sie wird hier sein, wenn ihr zurückkommt.« Das Mädchen hüpfte vor Freude; die Schwerkraft auf dem Mars macht tolle Kapriolen möglich. Nur Alexi wirkt beklommen. Er öffnet die Luke und hebt Theresa in den Transporter. Hinter den Sitzen liegt ein großer Seesack, was mich nur deshalb überrascht, weil sie beim ersten Mal, als sie hier vorbeikamen, kaum Gepäck bei sich hatten: nur einen kleinen Beutel mit einem Nachthemd für Theresa und Wäsche zum Wechseln.

Er sieht mich merkwürdig an. Offenbar hat er noch etwas auf dem Herzen, sagt aber bloß noch: »Wiedersehen, Martine, und vielen Dank für alles.« Dann langt er nach dem Haltegriff und schwingt sich in die Kanzel.

Theresa winkt stürmisch und wirft mir einen Handkuß zu. Ich aber sehe nur Alexis Profil, als er den Transporter startet und davongleitet.

Schon wieder leckt Luft. Gegen halb elf fange ich zu suchen an, und es ist ein Uhr in der Nacht, als ich die undichte Stelle finde. Früher habe ich sechs, sieben Stunden gebraucht, um ein Leck zu orten; inzwischen weiß ich, wo zu suchen ist. Dennoch falle ich hundemüde ins Bett. Ich träume von Wäldern und Eichhörnchen; es sind die roten Eichhörnchen jener Gegend, in der ich aufgewachsen bin. Sie haben große Augen und springen von Ast zu Ast. Als ich aufwache, finde ich mich auf dem Weg zwischen Haus und Ziegenstall wieder, barfuß und in Schlafanzug. Ich bin seit Jahren nicht mehr im Schlaf gewandelt und ziemlich verstört darüber.

Endlich, eine Woche vor der nächsten Ratssitzung, kommt der Ausschuß zur Einberufung für das Wassergewinnungsprojekt zusammen. Ein früherer Termin scheiterte an Cord, der keine Zeit erübrigen konnte. Er macht keinen Hehl daraus, daß ihm die Teilnahme am Ausschuß nicht behagt. Er ist einer der Oldtimer, mittelgroß und untersetzt. Als die Große Läuterung ihren Höhepunkt hatte, wurde er vor das sogenannte Volksgericht gestellt und wegen ›antirevolutionären Verhaltens‹ verurteilt. Die Bezeichnung ›Volksgericht‹ war ein Hohn. Dort saß

der Pöbel auf der Richterbank. Ich habe gehört, daß Cord geschlagen wurde – was seine Einstellungen gegenüber der Kommune erklärt.

Wir können uns nicht leiden. Cord ist ein Sonderling, der sich um nichts und niemanden schert. Er ist verheiratet, doch es heißt, daß ihm sein ältester Sohn das Kinderzimmer überlassen muß, damit der Vater nicht im Ehebett zu nächtigen braucht. Meine Schwierigkeiten mit Cord haben einen bestimmten Grund. Als die Armee gegen den VBS (den Volksbrigadensturm) einschritt, verhafteten wir Personen, die jene Tribunale leiteten, und wir, die Armee, ließen es zu, daß diese Leute vom selben Pöbel zur Rechenschaft gezogen wurden. Ich gab als Offizier meine Zustimmung, weil ich glaubte, daß diese Auge-um-Auge-Justiz, wenn auch nicht gerecht, so doch zumindest kathartisch in ihrer Wirkung sein würde. Cord erinnerte mich im nachhinein an Entscheidungen, über die ich beileibe nicht stolz sein kann.

Philippa ist Lehrerin und erst sechs Jahre bei uns, verheiratet mit einem Alteingesessenen, einem Mann, der fünfundzwanzig Jahre älter ist als sie. Obwohl erst Anfang Dreißig, ist ihr Haar schon grau geworden; sie trägt es streng zurückgekämmt, matronenhaft. Ich kenne sie kaum, wir begegnen uns nur selten. Hätten wir nicht eine Weile zusammen im Übergangsheim gewohnt, wäre sie mir völlig fremd.

Zunächst unterhalten wir uns – das heißt vornehmlich Philippa und ich – über das, was der Ausschuß leisten soll. Für das Projekt am Pol müssen fünf Personen gefunden werden. Wer Grund und Boden hat, kommt dafür nicht in Frage. Wer würde sich um meine Ziegen kümmern oder um Philipphas Getreide,

wenn wir zwei Jahre lang weg wären?

»Es müßten also Leute aus den Übergangsheimen sein«, sagt Philippa. »Und zwar ausschließlich solche, die weniger als ein Jahr hier sind, also noch keinen Anspruch auf eine Parzelle haben.«

»Warum nicht auch die anderen? Wir haben doch ohnehin zur Zeit keine Parzelle zu vergeben«, bemerke ich.

Philippa zuckt die Achseln. »Das kann sich schnell ändern.«

Wir haben eine Liste aller Neuankömmlinge, die weniger als ein Jahr bei uns wohnen. Darauf stehen insgesamt vier Namen, der von Alexi an erster Stelle.

»Nun, damit hätten wir schon einmal vier Leute«, sagt Philippa. »Und wenn es einfach bei den Vieren bliebe?«

»Dieser eine namens Dormov ... den kenne ich«, sage ich. »Er ist bereits viermal verschickt worden. Als Witwer muß er sich ganz allein um seine vierjährige Tochter kümmern. Die Erziehungsberatung auf der Erde hat schon vor einiger Zeit darauf hingewiesen, daß der ständige Ortwechsel schlecht für die Entwicklung des Kindes ist.«

»Aber wir haben doch bloß vier Personen auf der Liste«, sagt Philippa. »Außerdem wird dieser Dormov von dem Einsatz profitieren können. Es gibt eine ordentliche Gefahrenzulage, und wenn er zurückkommt, hat er genug Kredit, um sich niederzulassen. Seine Tochter kommt solange in den Hort. Was mir viel mehr Sorgen macht, ist die Tatsache, daß wir nur mit vier Personen aufwarten können. New Arizona wird sich damit nicht zufriedengeben.«

»Und das soll fair sein«, brummt Cord.

»Was?« fragt Philippa.

»Ich finde es nicht richtig, daß immer nur die Neuankömmlinge als Lückenbüßer herhalten müssen. Warum soll nicht auch mal jemand wie Aron Fahey dafür in Frage kommen?«

»Aron Fahey ist Pächter«, sagt Philippa.

»Na und? Heißt das etwa, er ist besser als dieser Genosse, der für seine Tochter zu sorgen hat?«

Cords Parteinahme kommt für mich überraschend, und ich kann nicht behaupten, daß ich darüber glücklich bin.

»Du findest also, daß auch Pächter in Frage kommen sollten?« sagt Philippa.

Cord richtet sich auf. »Ja.« Er mustert sie mit trotzigem Blick. »Ich finde, auch du, Martine, oder ich müßten in Frage kommen, genauso wie der Fahey-Clan, die Mannheims und jeder andere auch.«

»Dem wird der Rat niemals zustimmen«, sagt Philippa.

»Aber vielleicht sollten wir ihm trotzdem einen entsprechenden Vorschlag machen«, sagt Cord.

»Wenn du meinst. Aber dafür mußt du dich dann einsetzen«, erwidert Philippa.

»Gern«, sagt Cord.

Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Cords Vorschlag ist lächerlich. Damit wird er alle nur in Verlegenheit bringen. Aron oder einer der anderen wird mit dem viel zitierten Spruch antworten: »Das Gemeinwohl geht über das Wohl des einzelnen.« Und die vier Neuankömmlinge werden gehen müssen. Wir diskutieren noch die Sache mit der fünften Person und fragen uns, was wohl geschieht, wenn nur vier aus unserer Kommune freigestellt werden können.

Ich gehe nach Hause. Ich bin müde und muß immer wieder

an Alexis Miene denken, die er aufsetzte, als er allein aufkreuzte, um die Melkanlage zu reparieren. Wie verbittert und befangen er war, so ganz anders als bei unserer ersten Begegnung.

Bitterkeit überrascht mich nicht. Man kratze bloß ein bißchen an der Oberfläche und wird feststellen, daß viele Leute verbittert sind.

Wie könnte es anders sein?

Ich gehe nach unten in den Hof und füttere die Ziegen, halte mich länger dort auf als nötig. Ich mag Ziegen. Sie sind ganz und gar nicht, wie immer wieder behauptet wird, zickig und störrisch. Sie sind einfach nur gewitzt, ansonsten aber gutmütig und denkbar leicht zu halten, es sei denn, der Halter ist weniger gewitzt. Ein solcher ist allerdings schlimm dran. Ich schaufle Mist, der zu Treibstoff verarbeitet oder als Dünger genutzt wird. Wieder denke ich an Alexi, wie er sich leichtfüßig in die Kanzel seines Transporters schwingt, elegant seine Bewegung bei geringer Schwerkraft. Und ich denke an den Seesack, in dem wahrscheinlich seine ganzen Habseligkeiten Platz finden.

Hat er womöglich alles eingepackt? Was, wenn er vorhat, nicht zurückzukommen?

Martine, spinn nicht nun! Wir sind hier auf dem Mars. Wohin könnte er gehen? Nach New Arizona, woher ich mein Bier beziehe. Dann nach Westen Richtung Wallace, wo er auf die große Nord-Süd-Verbindung stoßen würde. Natürlich könnte er auszureißen versuchen, doch dazu bräuchte er Treibstoff. (Er weiß sich zu helfen. Aber wie weit käme er als Dieb?) Selbst wenn es ihm gelänge, irgendwo an Treibstoff heranzukommen – wohin sollte er sich wenden? Auf dem Planeten leben insgesamt nicht mehr als siebzehn, achtzehn Millionen Menschen. Er

ist nicht dumm, würde ein solches Risiko niemals eingehen. Denn wenn man ihn erwischte, müßte er mit seiner Hinrichtung rechnen; günstigenfalls würde er zur Umerziehung durch Arbeit verurteilt werden. Das heißt, er würde für den Rest seines wahrscheinlich kurzen Lebens im Bergbau schuften oder extrem gefährliche Aufgaben beim Wassergewinnungsprojekt übernehmen müssen.

Verrückt der Gedanke, daß er weglaufen könnte. Ich glaube, Alexi geht mir zu oft durch den Kopf. Ich fange bereits zu phantasieren an. Er ist jung, attraktiv, freundlich, und, zugegeben, ich bin einsam – trotz meiner Ziegen.

Ach, ich ärgere mich über mich selbst.

Dienstag wird er bestimmt zurückkehren. Ich rechne damit, daß er hier haltmacht, und sei es nur, um Hallo zu sagen. Der Dienstag kommt und geht. Am Abend rufe ich im Übergangshaus an. Dormov ist nicht da; er ist überfällig. Ob ich ihm eine Nachricht hinterlegen wolle? Nein, ich will nicht, daß seine Abwesenheit allzusehr auffällt.

Vielleicht hat er eine Panne mit dem Transporter. Möglich auch, daß er einen Tag länger bleibt; er hat ja ein bißchen Geld dabei. Kann sein, daß sich Theresa eine Erkältung zugezogen oder den Magen verdorben hat. Oder er. Der Gedanke daran, daß er krank sein könnte, macht mich nervös. Ich stelle mir vor, er liegt krank danieder und Theresa muß derweil im Hirt einer Kommune von New Arizona ausharren.

Nein, rede ich mir ein, er wird nicht weggelaufen sein. Er weiß, daß man ihn mit einem Genickschuß hinrichten würde. Dafür, daß er einen Transporter hat. Das weiß er.

Es fällt mir schwer genug, mich vor eigenen Dummheiten zu schützen. Wie könnte ich mich vor denen eines anderen schützen?

Mittwochabend. Das Kätzchen jagt, mit einer Plastikspule spielend, über den Küchenboden. Aus dem Transmitter tönt es: »Martine?«

»Alexi?«

»Ja.«

»Sie kommen zurück«, platzt es aus mir heraus.

Ich erwarte, daß er lacht und eine spöttische Bemerkung von sich gibt. Aber statt dessen sagt er nur: »Ja.« Es klingt wie ein Seufzen, ist voller Bedauern. Er weiß, er braucht mir nichts vorzumachen.

»Sind Sie an der Rampe?« frage ich wie beiläufig. Von meiner Erleichterung ist nichts zu hören.

»In rund zwanzig Minuten bin ich da.«

»Sie können hier übernachten.«

»Gut«, sagt er. »Theresa schläft schon.«

»Okay.«

Und dann bin ich in der Küche, krame Tofu und Brot aus dem Schrank. Aus dem Garten besorge ich Tomaten, Petersilie und eine Handvoll Erdbeeren. Ich brate Zwiebeln an, schneide Tofu, Tomaten und Petersilie klein. Basilikum aus dem Kräutertopf am Küchenfenster. Ich bereite Brote vor, belege sie mit geschnittenen Erdbeeren und Käsestreifen. Und Kaffee, entkoffeiniert, sonst bleibe ich die ganze Nacht über wach. Ich schrubbe das Schneidebrett, den Spülstein, die Anrichte, wässere die Blumen, sammle die toten Blätter und vertreibe mir so die Zeit, zwanzig, fünfundzwanzig, dreißig Minuten lang. End-

lich, nach fünfunddreißig Minuten höre ich ihn rufen: »Martine?«

»In der Küche«, antworte ich.

Er kommt durch die Küchentür, trägt Theresa im Arm – gut, daß die Schwerkraft auf dem Mars so gering ist. Er sieht müde aus.

»Setzen Sie sich«, sage ich.

Therasas Kopf liegt auf seiner Schulter. Erst als er sie absetzt, schlägt sie die Augen auf. Ich schiebe die belegten Brote in die Mikrowelle. »Theresa«, sage ich, »iß etwas, dann kannst du schlafen gehen. Hier sind Brot und Käse. Paß auf, heiß.«

Ich schenke Kaffee ein und gebe ihm reichlich zu essen. Noch hält er sich zurück, aber dann langt er zu. Theresa schafft ein halbes Käsebrot. Ich bringe sie ins Gästezimmer, ziehe ihr Schuhe und Socken aus, die Latzhose und das Hemd. Heute nacht kann sie in der Unterwäsche schlafen. Ich decke sie zu und bleibe am Bettrand sitzen, bis sie eingeschlafen ist.

Alexi sitzt, als ich zurückkomme, immer noch am Tisch. Er hat den Teller von sich geschoben und hält den leeren Kaffeebecher mit beiden Händen.

»Danke«, sagt er. »Vielen Dank.«

»Warum sind Sie zurückgekommen?« frage ich.

»Es wäre mit Sicherheit fehlgeschlagen. Ich dachte, vielleicht kannst du in New Arizona oder in Wallace irgendwo auf dem freien Markt untertauchen oder so. Aber es ist hier nicht wie auf der Erde. Du kannst nirgendwo hin. Ich weiß nicht weiter. Sie sind meine einzige Chance; sie sitzen im Ausschuß, daran mußte ich immer wieder denken. Ich will nicht zuviel von Ihnen verlangen, aber vielleicht können Sie mir helfen.«

Ich bin wütend. Ich koche vor Wut, weil er dasitzt an meinem Tisch, gesättigt, und um Hilfe bittet. Ich weiß, die Wut ist unbegründet; sie rührt wohl auch von meiner Angst her. Doch was nützt die Einsicht? Das Gefühl bleibt.

»Die Kommune wird fünf Personen zum Pol schicken. Pächter kommen dafür nicht in Frage, denn ohne sie läuft in der Kommune gar nichts.« Ich drücke mich knapp und klar aus, aus Wut. »Es trifft die Neuankömmlinge, auch diejenigen, die schon über ein Jahr hier sind und normalerweise Anspruch auf eine Parzelle hätten. Es hilft nichts, sie müssen sich eben noch länger gedulden.«

Alexi schaut mich an; das Küchenlicht macht ihn klein und verletzlich.

»In letzter Zeit sind nur vier Personen zugezogen; eine davon sind Sie. Ich habe zu bedenken gegeben, daß Sie schon etliche Male umsiedeln mußten und daß Ihre Tochter darunter leidet. Doch der Ausschuß meint, Sie hätten am Pol Gelegenheit, Kredit zu sammeln, der Ihnen dann zugute kommt, wenn Sie hier eine Pacht übernehmen.«

Er öffnet den Mund, will etwas sagen, doch dann ändert er seine Absicht.

»Den Ausschuß beschäftigt zur Zeit viel mehr die Auswahl der angeforderten fünften Person. Ihre Sorgen finden kaum Beachtung. Mein Einspruch kann da wenig ausrichten.«

Er nickt. »Verstehe.«

Es ist eine Weile still.

»Damit wäre die Sache klar«, sagt er.

»Eines könnten wir noch versuchen«, sage ich. »Ich habe da eine Idee. Wahrscheinlich geht sie nicht auf, trotzdem rate ich

Ihnen nichts zu unternehmen, bevor ich den Versuch unternommen habe.«

»Worum geht es?« will er wissen.

»Vielleicht finden sich andere, die freiwillig gehen«, antworte ich ausweichend.

Er nickt müde. »Wenn nicht ... die zwei Jahre werde ich auch noch überstehen.« Er hat resigniert. Die Worte klingen, als hätte er sein Ende vor Augen.

Sollte der Versuch scheitern, habe ich noch eine Idee in petto. Doch die behalte ich vorläufig für mich; ich bin mir darüber selbst noch nicht im klaren.

Ziegen, Lecks, Bienen. Bienen, Lecks, Ziegen. Mein Alltag nimmt den gewohnten Verlauf. Alexi und Theresa besuchen mich am Wochenende. Den Samstag über ist Theresa nervös und unglücklich, am Sonntag aber fühlt sie sich wohl, bis es Zeit wird, ins Heim zurückzukehren. Wir, Alexi und ich, gehen freundlich miteinander um und vermeiden das Thema der Umsiedlung. Nur einmal sagt er: »Wenn ich vom Pol wiederkomme ...«

Theresa quengelt und weint, als sie am Abend aufbrechen. Am Montag sind zuerst die Ziegen dran, dann die Bienen. Umgekehrt ist die Reihenfolge am Dienstag. Tags darauf werde ich gestochen. Sei's drum, Bienengift beugt gegen Arthritis vor. Ich schlafe unruhig, träume schlecht, kann mich aber nach dem Aufwachen nicht erinnern, wovon ich geträumt habe. Immerhin schlafwandle ich nicht. Und dann ist Donnerstag, Zeit für die Ratssitzung.

In der ersten Reihe bleibt ein Stuhl frei. McKenzie sitzt auf

der Publikumstribüne. Aron eröffnet die Sitzung und sagt: »Um Beschlüsse fassen zu können, muß der Rat vollständig sein. Martine Jansen hat sich schon vorige Woche für einen Sitz im Rat beworben. Möchte noch jemand kandidieren?«

Kepet Waters steht auf, erklärt seine Bereitschaft zur Kandidatur und setzt sich wieder.

McKenzie runzelt die Stirn und senkt den Blick. Klar, auch sie hält nicht viel von Waters, diesem Widerling.

Ich sehe mich im Saal um. Über mein Ansehen in der Kommune mache ich mir keine Illusionen. Zu meiner Überraschung sehe ich Alexi neben der Tür stehen.

Aron spricht mich an: »Martine, möchtest du dich vorstellen?«

Ich denke nach. Es fällt mir schwer, aufzustehen und vor allen Anwesenden den Mund aufzumachen, obwohl mir die meisten bekannt sind. »Ich denke doch, daß jeder weiß, wer ich bin, Aron.«

»Will sich jemand für oder gegen Martine aussprechen?«

McKenzie steht auf. »Martine ist mir als Nachfolgerin willkommen; sie wird gute Arbeit leisten.« Sie läßt sich auf den Sitz zurückfallen, vergräbt die Hände in den Taschen und legt die Stirn in Falten.

Aron wartet auf weitere Wortmeldungen.

»Kepet?« sagt er schließlich.

Was für mich spricht, ist die Tatsache, daß ich mir bislang keine Feinde gemacht habe. Aber das hat auch Kepet nicht. Er steht auf – »Ich möchte etwas sagen, Aron« – und hält nun einen zwanzigminütigen Vortrag über den Zustand und die Entwicklungsmöglichkeiten der Kommune.

Den meisten von uns sind seit der Großen Läuterung lange Reden zuwider, vor allem solche Reden, in denen große Zeiten in Aussicht gestellt werden. Dennoch hören wir Kepet geduldig zu, und einige spenden sogar höflich Beifall, als er endlich zu Ende gekommen ist. Ich bin mir allerdings sicher, daß die meisten einem Mann mißtrauen, der so viel redet.

Ich werde nervös, als es zum Wahlgang kommt. Kepet und ich enthalten uns. Ich drehe mich um und sehe zufällig, wie jemand Alexi ein Stück Papier reicht. Er zeigt sich verunsichert, nimmt es aber dann entgegen. Auf der Erde sind alle, die nicht zur Partei gehören, von sämtlichen Wahlen ausgeschlossen. Doch hier haben in kommunalen Angelegenheiten alle Angehörigen der Kommune Stimmrecht, vorausgesetzt natürlich, daß sie volljährig sind und Lohn für ihre Arbeit beziehen. Zu den Kongresswahlen hingegen sind wiederum nur Parteimitglieder zugelassen. Ich bin zwar Mitglied, halte diese Einschränkung aber für unsinnig, denn unsere Abgeordneten im Marskongress haben sowieso nichts zu bestellen. Wichtige Entscheidungen werden nach wie vor auf der Erde getroffen.

Als die Stimmen ausgezählt sind, ist es Viertel vor neun, normalerweise Zeit für mich, ins Bett zu gehen. Aber jetzt bin ich gar nicht müde.

Das Ergebnis überrascht mich nicht schlecht. »Hundertelf Stimmen fallen auf Martine, vierunddreißig auf Kepet.« Dabei war ich überzeugt davon, wenig gelitten zu sein und zu unterliegen. Kepet hat sich offenbar mit seiner Rede um alle Chancen gebracht. Noch mehr überrascht es mich, daß zur heutigen Ratssitzung fast hundertfünfzig Personen erschienen sind. In der Kommune leben zwar insgesamt über tausend Menschen,

doch die Sitzungen finden spät am Abend statt und sind langweilig. Die meisten Leute haben Besseres zu tun.

Aron sagt: »Wenn Martine die Wahl annimmt und hier vorn Platz nimmt, können wir die Sitzung eröffnen.«

Verlegen stehe ich auf und setze mich auf den freien Stuhl in der ersten Reihe. Während der ersten Minuten kann ich mich kaum konzentrieren. Es ist lange her, daß ich so exponiert gewesen bin: damals war ich Leutnant Jansen und trug eine Uniform, unter der sich einiges an Unsicherheiten verstecken läßt. Aron spricht von der Notwendigkeit, den Wasserverbrauch zu senken, was ein Dauerthema des Rates ist. Ich habe bislang nicht aufzublicken gewagt; nun aber sehe ich, daß sich die Reihen der Zuhörerschaft lichten, und zwar drastisch.

»Okay«, sagt Aron – ein verbaler Tick von ihm; jeder zweite Satz beginnt mit ›okay‹. »Können wir jetzt hören, was der Ausschuß zu sagen hat, der Freiwillige für das Wassergewinnungsprojekt benennen wollte?«

Freiwillige – verunglückte Wortwahl.

Cord steht auf. »Gefordert sind fünf Personen, die über einen Zeitraum von zwei Jahren für das Projekt freigestellt werden sollen. Wir dachten, daß zunächst alle Neuankömmlinge in Frage kommen, die weniger als ein Jahr bei uns sind, da diejenigen, die schon über ein Jahr hier sind, keine zwei Jahre mehr auf eine Pacht zu warten brauchen.« Cord legt eine kurze Pause ein. »Rein rechnerisch, versteht sich.«

Es wird getuschelt und gekichert. Jeder weiß, daß die durchschnittliche Wartezeit alles in allem eher fünf Jahre beträgt.

»Unser Problem ist, es gibt nur vier Zuzügler, die noch kein volles Jahr hier sind. Mit anderen Worten: Uns fehlt noch

jemand.« Cord nimmt wieder Platz. Offenbar will er das angesprochene Problem nicht weiter ausführen. Diese unangenehme Aufgabe fällt nun mir zu. Es gibt Zuzügler, die, obwohl nicht mehr den Neuankömmlingen zuzurechnen, noch über zwei Jahre auf eine Pachtparzelle warten müssen. Ich kann nicht sagen, wie viele es sind, aber da wäre zum Beispiel Arons Tochter. Allerdings wird Aron vermutlich nichts von dem Vorschlag halten, Tochter Lucille für das Wassergewinnungsprojekt zu rekrutieren. Ich muß also vorsichtig an dieses Thema herangehen; mit welchen Argumenten weiß ich selbst noch nicht. Auf jeden Fall gilt es, eine geeignete Gelegenheit abzupassen.

Leo Mannheim sagt: »Erweitern wir den Kreis der Kandidaten auf diejenigen, die schon über ein Jahr hier sind. Wer von denen am wenigsten lange hier ist, sollte die fünfte Person sein.«

Philippa antwortet: »Die jüngsten Zuzügler sind sechs Monate bei uns, alle anderen mindestens zweiunddreißig Monate.« Natürlich, denn immerhin kommen nur alle sechsundzwanzig Monate Schiffe von der Erde. Früher erreichten uns zwanzig bis dreißig Zuzügler auf einen Schlag; heute werden die meisten auf solche Kommunen verteilt, die im Aufbau begriffen sind.

Cord steht auf.

Aron erteilt ihm das Wort.

»Aron«, sagt Cord. »Trifft es noch zu, daß alle Mitglieder der Kommune als gleich erachtet werden?«

Aron nickt. Ich werfe einen Blick auf Philippa. Sie hat die Lippen aufeinandergepreßt.

»Nun, hat irgendeiner von uns schon einmal mit den Neuankömmlingen gesprochen und sie gefragt, ob überhaupt die

Bereitschaft besteht, am Pol zu arbeiten?«

Aron sagt wie in Antwort auf eine Kinderfrage: »Bereit dazu ist niemand, Cord.«

»Warum also schicken wir die Neuankömmlinge? Wir sind doch alle gleich.«

Aron verzieht das Gesicht wie unter Schmerzen. Nach einer Weile sagt Leo: »Dem Rat muß es vor allem um das Wohl der Kommune gehen. Neuankömmlinge können am ehesten ersetzt werden.«

Cord entgegnet: »Aha, du, Leo, hältst dich also für unersetzlich.«

»So ist es nicht.« Leo stottert ein wenig. »Vielleicht habe ich mich ungeschickt ausgedrückt, aber jeder weiß, was ich meine. Wer eine Pacht hat, ist gebunden. Anders der Neuankömmling, der noch keinem Geschäft nachgeht und sich hier erst umsieht. Er könnte am Pol die Gelegenheit wahrnehmen, Kredit zu sammeln, bevor er eine Pacht übernimmt. Darüber kann er doch nur froh sein. Das ist besser, als im Übergangsheim zu wohnen und zu warten.«

Cord nickt. »Pächter können also deshalb nicht gehen, weil dann die Tonbrennerei dichtmachen muß und unsereins keine Schüsseln mehr hat, aus denen er sein Frühstück ißt. Wer wollte dieser Logik widersprechen? Ich habe jedoch eine ganz andere Gruppe vor Augen, bestehend aus denjenigen, die noch über zwei Jahre auf ihre Pacht warten müssen. Junge Leute wie zum Beispiel Lucille Fahey.«

Ich sehe, wie sich Arons Brauen zusammenziehen, und schließe die Augen. Cord hat mich um die Chance gebracht, das heikle Thema auf diplomatischerem Wege anzusprechen. Arons

mimische Reaktion läßt erkennen, daß er diesen Vorschlag abwehren wird.

»Cord«, sagt er. »Wassergewinnung ist ein gefährvolles Unternehmen und nichts für Kinder.«

Ich schaue mich um und sehe Alexi im Ausgang verschwinden.

Eine Viertelstunde später ist die Sitzung zu Ende, und offen bleibt die Frage, wer zur Wassergewinnung an den Pol geschickt werden soll. Mir ist unwohl zumute.

Ich verlasse die Cafeteria und suche, statt gleich nach Hause zu gehen, das Übergangsheim auf.

Dort bin ich schon seit sechs Jahren nicht gewesen. Ich habe vergessen, wie ärmlich es in den einzelnen Zimmern aussieht. Etagenbetten, Kommode und Spind. Toilette im Flur. Die meisten Zimmer sind leer. Als ich hier ankam, war noch jedes belegt. Die Kommune vergab damals die ersten Pachtrechte (während der Großen Läuterung war der Wunsch nach einer Pacht verpönt, denn er galt als Ausdruck der Hoffnung darauf, mehr als andere zu besitzen). Jetzt wohnen hier im Heim nur noch Neuankömmlinge und ein paar Junggesellen – zu zweit in einem Zimmer, das Platz hat für vier.

»Alexi Dormov?« frage ich mich durch. Schließlich klopfe ich an eine Tür. Niemand antwortet. Ich klopfe noch einmal und rufe: »Alexi?«

Wenig später sind Schritte zu hören. Dann geht die Tür auf, und Alexi steht vor mir.

»Martine?«

»Ich habe Sie bei der Ratssitzung gesehen.«

Er nickt. »Ja. Gratuliere. Hübsch sehen Sie aus.«

Ich habe mich ein wenig herausgeputzt, trage eine Bluse aus Baumwolle und lange Hosen. Ich werfe einen Blick über seine Schulter ins Zimmer.

»Kommen Sie rein«, sagt er.

Er wohnt hier allein. Die Wände sind kahl. Die untere Pritsche des einen Etagenbetts ist bezogen, aber ungemacht. Alles andere wirkt auf sterile Weise ordentlich. Ich setze mich auf die untere Matratze des zweiten Etagenbetts. Er nimmt auf seinem Bett Platz. »Ich kann Ihnen weder Kaffee noch irgend etwas anderes anbieten.«

»Macht nichts«, antworte ich. »Alexi ...«

»Machen Sie sich keine Gedanken«, sagt er. »Sie haben schon genug für mich getan. Ich war da und weiß jetzt, wie solche Ratssitzungen ablaufen. Für meine persönlichen Probleme interessiert sich kaum jemand, zumal einzelnen die Belange der eigenen Kinder natürlich wichtiger sind. Ich würde mich im Hinblick auf Theresa nicht anderes verhalten.«

»Aber vielleicht ...«

»Schon gut«, unterbricht er. »Es sind ja nur zwei Jahre. Die Armeezeit war schlimmer; am Pol wird man wenigstens nicht auf mich schießen.«

»Es gibt noch eine Alternative«, sage ich.

»Das glaube ich kaum«, entgegnet Alexi.

»Wir könnten heiraten«, sage ich. Eigentlich sollte der Antrag klingen wie ein geschäftlicher Vorschlag, statt dessen aber kommen mir die Worte kleinlaut, fast bittend über die Lippen.

»Was?« fragt er.

»Wir könnten heiraten. Als mein Ehemann wären Sie automatisch Pächter.«

»Das kann ich nicht annehmen«, sagt er.

»Es wäre natürlich keine richtige Ehe. Ich habe zwei Schlafzimmer, und wir könnten für Theresa ein drittes einrichten. Natürlich läßt sich die Ehe problemlos wieder auflösen, nach einer gewissen Frist, versteht sich.«

Er schüttelt den Kopf.

»Warum nicht?« Wieder schleicht sich in meine Stimme dieser flehende Unterton, den ich so albern finde.

»Unmöglich«, sagt er. »Ich kann nicht. Martine, Sie haben ein wundervolles Haus und schwer dafür gearbeitet. Sie können sich selbst versorgen, sind unabhängig. Ich dagegen bin nur ein dahergelaufener Flüchtling.«

»Mir ist die Arbeit zu viel«, sage ich. »Sie könnten außerdem noch einer Nebenbeschäftigung nachgehen. Techniker sind hier gefragt. Sie werden mehr zu tun haben, als Ihnen lieb ist.«

»Meine Pläne gingen eigentlich in eine andere, ganz andere Richtung.«

Ich zucke die Achseln. »Unverhofft kommt oft. Sie brauchen sich nicht gleich zu entscheiden. Morgen können wir weiter darüber reden. Aber warten Sie nicht zu lange. Bis zur nächsten Ratssitzung muß Ihr Entschluß feststehen.«

»Bis dahin ist noch ein Monat Zeit.«

Ich weiß.

»Eine Ehe will gut überlegt sein«, fügt er hinzu.

»Ich war schon mal verheiratet«, sage ich.

»Ich weiß. Ich weiß alles über Sie.« Ich bin perplex und mache keinen Hehl daraus, darum erklärt er: »Ich weiß, daß Sie Leutnant waren und aus West Virginia stammen. Ich weiß, daß Sie das Leben in der Kommune zu Anfang entsetzlich fanden,

daß Sie fast nie krank sind, keine Kinder haben, daß Ihr Ex-Mann immer noch in der Armee ist und in Kalifornien Dienst tut. Die Leute hier respektieren Sie; viele sind heute zur Ratssitzung gekommen, nur um Sie zu wählen.«

»Woher wissen Sie, daß Evan in Kalifornien stationiert ist?« frage ich.

»Von Claire. Sie arbeitet in der Transmitter-Zentrale und hat mir erzählt, daß Sie Post bekommen von E. Jansch, abgeschickt von einem Militärstützpunkt in Südkalifornien.«

»Ab und zu läßt mir Evan was zukommen, nicht viel, nicht oft. Meist verschenke ich es weiter.«

»Ich bewundere Sie sehr«, sagt er. »Ich will nicht von Ihnen bemitleidet, sondern ... respektiert werden.«

»Es geht nicht um Mitleid, Dormov«, entgegne ich. »Ich muß manchmal schon um halb vier in der Früh aufstehen und erwarte, daß Sie mir Arbeit abnehmen.«

Er sagt nichts.

»Sie haben sich also über mich erkundigt.« Ich weiß nicht, was ich davon halten soll.

»Nicht direkt. Mir ist nur in Erinnerung geblieben, was über Sie erzählt wird. Und man erzählt einiges, weil bekannt ist, daß wir befreundet sind.«

Ich bin ein wenig irritiert, nicht zuletzt aufgrund der Blicke, die mir Alexi zuwirft.

»Denken Sie über meinen Vorschlag nach«, sage ich kurz und bündig. »Sie sind mit Ihrer Tochter herzlich willkommen.« Und ich meine, was ich sage. O ja, ich weiß, sobald mir Theresa mit ihren Zicken auf die Nerven geht, werde ich es bereuen, die beiden aufgenommen zu haben. Ich bin gern allein, glaube aber,

daß sich mit Alexi gut auskommen läßt.

»Wir könnten es versuchen«, sage ich, »und sei es nur dem Mädchen zuliebe. Wenn's nicht klappt, setzte ich Sie vor die Tür. Was wir untereinander vereinbaren, läßt sich jederzeit widerrufen.«

Er nickt bedächtig.

Ich weiß, wann es für mich Zeit wird zu gehen, und stehe auf. Auch er steht auf.

Er öffnet mir die Tür und sagt: »Nun, wie wär's« – sehr verlegen – »ich meine, würden wir uns als Eheleute einen Gutenachtkuß geben?«

Und anschließend sagt er: »Ich bring dich nach Hause.«



Gespenst

Zhang

»*Ni hao ma?*« sagt der Krankenpfleger grinsend – mandarin für »Wie geht's«, wörtlich übersetzt: »Du gut, he?«

»*Hao*«, antworte ich. Gut. Tatsächlich fühle ich mich scheußlich. Ursache dafür ist nicht etwa die Umstellung auf eine andere Zeitzone. Mir ist schon die ganze Woche über schlecht. Ich habe Fieber, Rückenschmerzen, die nicht mehr zu steigern sind, und wenn ich mich noch einmal übergeben muß, nehme ich den Strick.

Ich zähle dem Pfleger meine Leiden auf; er runzelt die Stirn und fragt: »*Ni gang lai-le ma?*«

Ich war auf einer Begabtschule, auf der ausschließlich Mandarin gesprochen wurde; ich kann in Mandarin träumen. Wie benebelt muß mein fiebergeplagter Kopf sein, daß ich nur mit Mühe übersetzen kann: »Du gerade gekommen hierher?«

»*Dui*«, schaffe ich zu antworten. Richtig.

»*Huaqiao ma?*« Bist du ein Auslandschinese?

»*Dui*.« Und dann: »Darf ich mich setzen?«

Er untersucht mich und erklärt in heiterem Tonfall, daß ich Fieber habe, wahrscheinlich in Folge einer Infektion. Dann

klebt er mir ein Pflaster auf den Arm, ohne zu sagen, warum oder wie lange es draufbleiben soll. Ich kümmerge mich nicht weiter drum und warte ab. Ich würde gern den Kopf auf den Tisch legen, aber um nicht unhöflich zu erscheinen, bleibe ich aufrecht sitzen. Nach einer Weile kommt er zurück, reißt das Pflaster vom Arm und sagt, ich solle mich in drei Tagen noch einmal blicken lassen.

Schließlich bin ich wieder draußen auf der Straße. Das also war mein Einblick ins fortschrittlichste Gesundheitssystem der Welt. Ich sehne mich nach Hause zurück, nach New York. Statt dessen warte ich auf einen Bus. Dreimal muß ich nachfragen, um in Erfahrung zu bringen, wo mein Platz ist. Ich verhasple mich in der fremden Sprache und murmle *loushang, houbiar* (oben, hinten) wie ein Mantra vor mich hin. Nur am Rande nehme ich wahr, daß sich plötzlich der vordere Teil des Busses vom hinteren trennt, um eine andere Richtung einzuschlagen. Aber bei der Einfahrt in die Oberstadt hebt sich auf einmal der obere vom unteren Teil ab; das Abteil fliegt über eine unsichtbare Welle und mit ihm mein Magen. Ernstlich krank bin ich nicht. Es ist alles nur eine Frage des Willens.

An der Universität von Nanjing steige ich aus. Ich bin hier als Sonderstudent eingeschrieben, habe aber noch kein einziges Seminar besucht. In einem der Wohntürme bin ich untergebracht. Zum Glück finde ich das Apartment auf Anhieb. Ich teile es mit Xiao Chen.

»Was hat der Arzt gesagt?« fragt er auf englisch – womöglich aus Übungszwecken, aber vielleicht versucht er auch Rücksicht auf meinen Zustand zu nehmen.

»Daß ich krank bin«, antworte ich und gehe zu Bett.

Nach zwölf Stunden Schlaf fühle ich mich sehr viel wohler. Das Mittel, das mir verabreicht wurde, wirkt Wunder. Zwar bin ich matt, aber ohne Fieber; mein Kopf ist klar, wie ausgewaschen. Alles kommt mir neu und erstaunlich vor. Die Farben sind wundervoll. Die Menschen hier ahnen nichts von ihrem Glück. Ich gehe mit Xiao Chen nach unten, um zu frühstücken. Wir sind erst seit einer Woche Zimmergenossen und kennen uns kaum, zumal ich während dieser Woche krank war. Ich weiß nur, daß er aus Singapur kommt und sein Englisch verbessern will (außerdem spricht er Mandarin, die Landessprache von Singapur und Singapur-Englisch). Er macht einen ganz netten Eindruck, hat ein Mondgesicht und ist dunkelhäutig. Ich habe ihm empfohlen, Japanisch zu lernen, aber er studiert Wissenschaftsgeschichte, und die wichtigsten Quellen aus dem 20. und 21. Jahrhundert sind auf englisch.

Er rät mir, warmen Reisbrei zum Frühstück zu essen, der würde mir gut tun. Ich habe keinen Hunger, aber der Reis riecht lecker. Ich stehe in der Schlange, lasse den Löffel fallen und bücke mich, um ihn aufzuheben. Als ich mich wieder aufrichte, sehe ich Sterne. Dann wird mir schwarz vor Augen. Ich lange nach Xiao Chens Arm, greife aber ins Leere und stürze zu Boden.

Für drei Tage verliere ich das Bewußtsein.

Ich wache auf in einem kleinen Zimmer. Es ist makellos sauber. Mit dem linken Handgelenk, das schwer auf der Matratze liegt, bin ich an einen Apparat angeschlossen. Ich fühle mich wohl, bin aber so kraftlos, daß ich nur den Kopf hin- und herdrehen kann. Auf dem Fensterbrett steht eine Forsythie, gelb leuchtend.

Ich erinnere mich vage an einen Traum.

Die Ärztin kommt herein. Der dunkelrote Kittel ist gestärkt und gebügelt. Sie loggt sich ein und sagt: »Ich bin Doktor Cui. Vermutlich steht Ihnen nicht der Sinn danach, Mandarin zu sprechen. Unterhalten wir uns also auf englisch.« Ihr Englisch ist schulbuchmäßig und doch flüssig.

»Als Sie am Freitag hier waren, hat mein Kollege eine Infektion bei Ihnen diagnostiziert und eine entsprechende Therapie eingeleitet.« Sie hält einen Computerausdruck in der Hand, offenbar meinen Krankenbericht. »Wir haben Ihnen ein Virus verabreicht, der die Infektion bekämpfen soll.«

»Wie bitte?« Ich bin verblüfft.

»Wird das im Westen nicht so gemacht?« fragt sie und hebt die perfekt gezupften Augenbrauen. Sie ist eine sehr gepflegte Frau. »Das Virus ist mit einer RNS ausgestattet, die sich in Ihr Immunsystem einschaltet und auf diesem Wege erfährt, wo der Erreger sitzt.« Sie gestikuliert mit manikürten Fingern. »Normalerweise bildet das Immunsystem von sich aus Antikörper aus, die eine Kopie der Erregerstruktur ist und die Wirkung des Erregers aufhebt. Verstehen Sie?«

Ich weiß zwar nicht, wovon sie redet, nicke aber trotzdem.

»Nun, das von uns verabreichte Virus lernt sozusagen die krankheitserregenden Zellen zu identifizieren, modifiziert sich und greift diese Antigene an.«

Na schön. Aber warum liege ich in diesem kleinen, sauberen Zimmer?

»Leider geht manchmal etwas schief. In Ihrem Fall ist dem Virus bei der Identifizierung ein kleiner Fehler unterlaufen. Darum sind Sie am Samstag so krank geworden. Zwei Tage

stand es sehr schlecht um Sie. Heute ist Dienstag, und Sie sind schon drei Tage hier.«

»Ist jetzt wieder alles in Ordnung mit mir?«

Sie lächelt gütig. »Sie erholen sich prächtig, *tongzhi*. Sie werden aber noch ein paar Wochen hierbleiben müssen, bis Ihre neuen Nieren voll funktionsfähig sind.«

»Soll das heißen, Sie haben mir neue Nieren eingepflanzt?« frage ich.

»Oh nein«, entgegnet sie. »Sie haben bereits neue Nieren. Wir müssen nur noch darauf warten, daß sie konfiguriert werden.« Sie lächelt und zeigt Grübchen dabei. »Konfigurieren« ist doch das richtige Wort, oder? Wir haben Sie gewissermaßen mit neuen Nieren infiziert, das heißt Nierenzellen implantiert, die noch unausgereift sind und mit Ihren alten Nieren eine Art Huckepack-Verbindung eingehen. Diese Zellen sind anonym, bleiben also als Fremdkörper unerkant und können nicht als solche angegriffen werden. Das angeschlossene Gerät überwacht den Prozeß und stimuliert das Wachstum Ihrer neuen Nieren. Haben Sie verstanden?«

»So ungefähr«, antworte ich schmunzelnd.

»Gut«, sagt sie. »Entspannen Sie sich. Ich werde Sie nun kurz untersuchen.«

Mit gerunzelter Stirn starrt sie ins Leere, konzentriert auf eine Anzeige, die ich nicht sehe, da ich keinen Zugriff auf ihr System habe.

»Scheint alles in Ordnung zu sein«, sagt sie nach einer Weile. »Schlafen Sie jetzt.«

Es scheint, als habe sie einen Schalter bedient, denn ich schlafe tatsächlich sofort ein.

Manchmal wache ich kurz auf, zum Beispiel dann, wenn Dr. Cui kommt, um nach mir zu sehen. Sie sagt, daß mein Stoffwechselprozeß herabgesetzt worden sei, weil meine rechte Niere schwer beschädigt ist und die linke gar nicht mehr funktioniert. Allerdings, so erklärt sie, müsse mein Organismus noch genügend Energie aufbringen, um den Wuchs der neuen Nieren zu gewährleisten. Ich höre mir das alles geduldig an.

»Dr. Cui«, sage ich. »Sie kontrollieren wohl auch meine Stimmungen, nicht wahr?«

Sie tätschelt meine Hand. Ich erinnere mich nicht, daß sie mich vorher schon einmal berührt hätte. »Natürlich. Sie sind neu hier, allein und krank. Sie würden Angst haben und deprimiert sein, wenn wir nichts dagegen unternähmen.« Sie deutet auf mein linkes Handgelenk und sagt: »Das Gerät ist an Ihr Nervensystem angeschlossen. Es stimuliert nicht nur den Wuchs Ihrer neuen Nieren, sondern nimmt auch Einfluß auf Ihre bewußten Momente und Gemütszustände. Übrigens, die Nieren sind schon weit gediehen. In wenigen Tagen werden sie selbständig arbeiten. Die alten Nieren bilden sich dann zurück und können von Ihrem Körper allmählich absorbiert werden.«

Wie aufregend. Es fällt mir schwer, ihr zuzuhören. Ich schlafe wieder ein.

Nach drei Wochen werde ich entlassen. Ich habe sieben Kilo verloren; die Hose paßt mir nicht mehr. Die neuen Nieren funktionieren gut. Allerdings darf ich kein Bier mehr trinken, Salz und Gewürze nur noch in bescheidenen Maßen zu mir nehmen.

Noch sind manche Schaufenster in der Stadt rot und golden

dekoriert, obwohl der erste Oktober, der alljährlich gefeierte Gründungstag der Volksrepublik China, seit fast einer Woche vorbei ist. Der Lärm auf der Straße macht mir zu schaffen. Die Passanten sind proper gekleidet; Männer in rot-schwarzen Geschäftsanzügen oder in schlichten Overalls, Frauen mit hellen Strähnen in den Haaren. Vor den Fenstern hängen Leuchttafeln; wohin ich mich auch wende, blinken Zeichen und Buchstaben, glimmen auf der Netzhaut nach.

Ich stehe am Straßenrand und warte auf den Bus. Mir wird schwindelig. Ich lehne den Kopf an den Mast des Haltestellenschildes. Der Bus hält vor mir an.

Xiao Chen ist zu Hause. Er hat Freunde zu Besuch.

»Zhang!« ruft er und wendet sich mit grinsender Miene den anderen zu. »Seht ihr? Es gibt ihn tatsächlich.« Erschöpft lasse ich mich in einen Sessel fallen. »Du bist sicher müde«, sagt einer der Freunde, »wir gehen jetzt besser.« Nein, nein, sage ich, bleibt nur.

»Bier?« fragt Xiao Chen auf englisch. Er ist stolz auf sich.

»Nein danke«, antworte ich auf mandarin. »Ist mir verboten wegen der neuen Nieren.«

Sie fragen, wie's mir geht, und Xiao Chen schildert die dramatische Episode meines Zusammenbruchs in der Mensa. Er beschreibt Details, an die ich mich nicht erinnern kann, sagt, daß ich zu mir gekommen sei und mit ihm gesprochen habe, daß ich trotz starker Schmerzen im Rücken sehr tapfer gewesen sei.

»Davon weiß ich nichts mehr«, sage ich.

»Ich in Krankenhaus gehen, um dich zu besuchen«, rade-

brecht er in seinem Singapur-Englisch. »Da sie sagen, du schlafen. Ich Blumen für dich schicken. Sie nicht angekommen sein?«

»Die gelben?« frage ich. Was Forsythie auf mandarin heißt, weiß ich nicht.

Er strahlt übers ganze Gesicht und stellt mich seinen Freunden vor. Zwei sind aus Singapur, *Huaqiao*, Auslandschinesen wie Chen und ich. Die beiden anderen stammen aus Chengdu, sind also chinesische Bürger. Sie plaudern miteinander. Für eine Weile versuche ich der Unterhaltung zu folgen, doch dann stelle ich die Ohren auf Durchzug und trinke Tee. Es ist schön, wieder unter Menschen zu sein.

O ja, ich fühle mich einsam. Mir kommt alles so fremd vor. Ich vermisse Peter.

In meinen Studien habe ich drei Wochen aufzuholen. Die praktischen Übungen im Labor sind aber kein Problem für mich; von den Kommilitonen hat niemand so viel Erfahrung wie ich im Umgang mit Schneid- und Schweißbrennern. Wir benutzen hier zwar Modelle, mit denen ich nicht vertraut bin, doch ich habe schon mit so vielen verschiedenen Geräten gearbeitet, daß die Umstellung ein Leichtes für mich ist. Zu fünfzehnt und der Reihe nach eingeloggt, stehen wir im Labor; der Lehrer gibt uns den Auftrag, den Schneidbrenner einzuschalten. Die Spitze an meinem Gerät glüht rot auf.

Es geht um die richtige Einstellung des Laserstrahls. Der Lehrer will, daß wir den Strahl auf Bleistiftstärke bündeln und ein Loch in ein Stück Plastik brennen. Ich bringe das schwere Gerät in Anschlag, nehme Maß und durchbohre das Material an der

gewünschten Stelle, wohlwissend, daß ein kurzer Energiestoß ausreicht, um das Plastik zum Schmelzen zu bringen. Während der nächsten Viertelstunde schaue ich den anderen bei der Übung zu. Der Kommilitone rechts von mir gehe ich ein wenig zur Hand; sie hat Schwierigkeiten, die Aufgabe zu lösen, und durchsiebt ihr Probestück.

Der Lehrer schlägt mir vor, die Klasse zu überspringen, doch ich lehne dankend ab, da ich mir für die anderen Kurse weniger gute Noten ausrechne und wenigstens in einem Fach glänzen will. Als Ausländer nehme ich auch Unterricht in Mandarin, *Poutonghua*. Auch in diesem Fach komme ich ganz gut zurecht. Durch Lektüre, die mir der Lehrer empfiehlt, lerne ich einiges an Schriftzeichen hinzu.

Mathematik und Ingenieurwesen machen mir mehr Kopfzerbrechen. Insgesamt muß ich fünf Kurse belegen, einschließlich einer Vorlesung und der praktischen Übung. In fünf Monaten feiere ich meinen dreißigsten Geburtstag. Eigentlich bin ich zu alt für die Schule.

Mir wird ein Tutor zur Seite gestellt; er soll mir helfen, die verlorene Zeit aufzuholen. Das ist mir peinlich. Offenbar traut man es mir nicht zu, daß ich aus eigener Kraft Anschluß finde. Natürlich leidet darunter auch mein Selbstbewußtsein. Ich bin allein. Chen hat seinen Freundeskreis, und es scheint, daß sich auch alle anderen schon eingelebt haben, während ich im Krankenhaus lag.

Die Ingenieurwissenschaften sind mir zu hoch. Ich mache mich auf den Weg zu meinem Tutor, fahre mit dem Lift durch den *Dong-ta*, den Ostturm, in dem ich wohne, nach unten und durchquere die Einkaufspassage, die, über das Universitätsge-

biet hinwegführend, zwei Teile der Oberstadt miteinander verbindet. Ich steuere auf den *Bei-ta*, das heißt den Nordturm zu, wo mein Tutor wohnt. Ich fahre mit dem Lift zur angegebenen Adresse hoch und klopfe an die Tür. Yang Haitao öffnet mir.

Er zwinkert nervös mit den Augen und lächelt mich an. Er hat ein glattes Gesicht, das Haar ist kurz geschnitten. »Hallo. Sie sind also der Mann mit dem ungewöhnlichen Namen«, sagt er auf *poutonghua*.

»Zhang«, antworte ich. Verflucht sei mein Name. »Die Verfehlungen meiner Eltern lasten auf mir«, füge ich schmunzelnd hinzu und spiele mit dieser Bemerkung auf den marxistisch, leninistisch-maoistischen Gedanken an, wonach das Kind von seinen Eltern geprägt und der Sohn eines Grundbesitzers ebenfalls ein Grundbesitzer ist, auch dann, wenn er keinen Besitz hat. Doch dann besinne ich mich darauf, daß ich in China bin und den Mann, der vor mir steht, nicht kenne. Womöglich habe ich ihn beleidigt.

Nein, wohl doch nicht. Er lacht und sagt: »Treten Sie ein.«

Seine Unterkunft. Wie soll ich Haitaos Unterkunft beschreiben? Sein Name bedeutet ›Flutwelle‹. Das Zimmer ist blau, und unter der Decke schweben Fische mit leuchtenden Gräten. Vom Fenster aus bietet sich ein weiter Ausblick auf die Stadt in rauchglasgetöntem Zwielficht, und es scheint, als würde das dunkle Zimmerblau nach draußen fließen.

Er winkt mit der Hand, und das zimmereigene Designprogramm reagiert. Die Lichtfische lösen sich in Schatten auf; die Lampe geht an, das Fenster wird dunkel, und plötzlich ist der Raum hell erleuchtet. Das Mobiliar wechselt die Farbe, schim-

mert rosarot. Die Wände scheinen mit blaßgelbem Tuch bespannt zu sein.

»Hübsches Zimmer«, sage ich.

»Danke«, sagt er. »Möchten Sie ein Bier? Hier in der Stadt gebraut?«

Bier aus Nanjing gilt als besonders gut. »Nein, danke. Ich darf nicht. Ich habe neue Nieren.«

»Ach ja, ich weiß. Sie waren krank.«

Ich beschränke mich auf einige wenige Hinweise. Ich bin es leid, meine Geschichte ständig zu wiederholen, und will ihn nicht langweilen. Er macht mich nervös. Er sieht überaus gepflegt aus; seine Kleider sind salopp und teuer, wie mir scheint. In Erinnerung behalten werde ich das offene Hemd, die flusenfreie, graue Strumpfhose und die wadenhohen Stiefel. Ich suche nach Merkmalen, die ich im Gedächtnis speichern kann. Was wird er wohl von mir halten, dem *Huaqiao* in amerikanischer Aufmachung und mit dem ausgefallenen Namen Zhang Zhong Shan?

»Das war bestimmt unangenehm für Sie«, bemerkt er mitfühlend. »Wie gefällt es Ihnen hier in China?«

Ich könnte mit den üblichen Floskeln antworten, sage aber statt dessen: »Ich weiß nicht. Ich habe fast die ganze Zeit im Bett gelegen.«

Er lacht. Oh, mein närrisches Herz! Ich habe mich schon in ihn verliebt, in diesen polierten jungen Mann mit der perfekten Kleidung. Aber er ist bestimmt nicht so wie ich, so viel Glück gibt es gar nicht. Und doch, und doch ...

Tanzt er? Bewegungen sind aufschlußreich. Funkt es zwischen zwei Menschen, geraten sie in eine Art Tanz; Gesten und

Gebärden sind dann auf subtile Weise aufeinander abgestimmt. Auffällig ist das Fehlen dieser Abstimmung, wenn ich einem heterosexuellen Mann gegenüberstehe. Der tanzt nicht. Mir scheint, Haitao und ich tanzen miteinander. Wir sehen uns an, einen Tick länger, weichen dem Blick des anderen aus oder schmunzeln nervös. Aber wir sind in China. Vielleicht gelten hier andere Signale. Ich bin einsam und will, daß mir dieser junge Mann, diese polierte Flutwelle ähnlich ist und zugetan.

Wir fangen mit der Arbeit an. Er bringt mir die Grundlagen der Ingenieurwissenschaften bei. Er ist ein guter Lehrer und versteht mein Bedürfnis, Zusammenhänge zu begreifen. Wir verabreden uns für kommenden Donnerstag.

Auf dem Nachhauseweg kaufe ich eine Ausgabe von *Xian-sheng*, ein Männermagazin, das ich mir auch in New York hin und wieder geleistet habe. Es ist hier ebenso teuer wie dort. Schöne Männer in Hemden, die wie Lackfarbe glänzen, und in seidenen Jacketts, mit Kranichen und Drachen gemustert. Die Sweater haben Kapuzen. Und alle tragen diese wadenhohen Stiefel, die auch Haitao trägt.

Am Donnerstag habe ich Unterricht von acht bis zehn (einen Kurs in Mathematik). Bis drei Uhr bleibt mir Zeit zum Einkaufen.

Ich gehe über die Daqing Lu nach Norden; auf dieser Straße reiht sich Geschäft an Geschäft. Die Preise hier sind haarsträubend. Ich habe ein Stipendium und meine Ersparnisse von Baffinland. Weil ich Technologie studiere, mußte ich nur die Anreise aus eigener Tasche bezahlen. Für alles weitere ist gesorgt. Doch der Flug war teuer genug. Kleidung kostet hier fünfmal so viel wie zu Hause. An die hiesige Mode muß ich

mich erst noch gewöhnen. Zuerst kaufe ich mir ein Paar dieser hautengen, wadenhohen Stiefel. Die kann ich wohl unbekümmert tragen.

Dann zwei rostfarbene Overalls. Die tragen hier viele, und mir werden sie bestimmt gut stehen, denn ich habe breite Schultern. Ich probiere eine Brokatjacke an, gemustert mit gelben Kreisen, die für ein langes Leben stehen, und mit stilisierten blauen Wellen am Saum. Viel zu teuer. Für den Preis habe ich in Baffinland drei Wochen arbeiten müssen, und mein Gehalt war dort enorm hoch. Außerdem weiß ich nicht, wer solche Jacken trägt. Was sagt diese Jacke über seinen Träger aus?

Womöglich würde es heißen: »Typisch, ein *Huaqiao* mit mehr Geld als Verstand.«

Also kaufe ich schlichte Sachen, gebe Geld aus, um nicht aufzufallen. Wie traurig! Ich könnte heulen, wenn ich an meine Blousons mit Lederriemchen denke und mich hier im Gewimmel auf der Daqing Lu umschaue. Wenn mich Haitao sähe, wie ich zu Hause herumlaufe ... Auf keinen Fall aber will ich mich hier in Verlegenheit bringen.

Am Abend sitze ich über meinen Büchern und überlege, welche Fragen ich Haitao stellen könnte. Ich will brillieren und schnell dazulernen. Nach anderthalb Stunden blättere ich wieder im *Xiansheng* herum. Ich mustere die Kleider, aber noch mehr interessiert mich die Werbung. Während die Hochglanzfotos ein Modeideal präsentieren, zeigt die Werbung, was aktuell angesagt ist, ein anderes Ideal.

Ich wünschte, ich könnte mich mit jemandem austauschen. Xiao Chen kommt dafür nicht in Frage; er zieht sich an wie ein

Techniker: Overalls, grau und blau, so wie man sie schon vor zwanzig Jahren trug und wahrscheinlich noch ebenso lange tragen wird. Peter. Aber Peter ist in Brooklyn, und ich bin in China.

Ich schreibe ihm einen Brief. In der ersten Zeile steht: »Ich bin wieder verliebt.« Hier in Nanjing ist es zehn Uhr, das heißt, Peter wird in Brooklyn gerade mit der Arbeit beginnen. Wenn er nach Hause kommt, findet er den Brief vor. »Grüße aus dem Reich der Mitte, in Liebe Zhang.« Und dann schicke ich den Brief durch den Transmitter.

Sieht er, daß ich mir neue Kleider zugelegt habe, wenn er mich mit zwinkernden Augen mustert? Schwer zu sagen. Vielleicht ist der rostfarbene Overall doch nicht das Richtige. »Hallo«, sagt er. Sein Zimmer leuchtet in Sonnenuntergangsfarben, bis er wie beiläufig die Hand hebt und den Sonnenuntergang nach draußen verbannt. Er trägt ein Hemd, das bis zu den Schenkeln herabreicht; das Rot am Kragen wechselt übergangslos in ein Indigoblau am Saum. Die graue Strumpfhose ist auch heute flusenfrei, und die wadenhohen Stiefel hat er ebenfalls wieder an. Er wirkt nachdenklich und distanziert. Ich weiß nicht, wie ich mich verhalten soll, öffne mein Buch und gebe mich fleißig.

»Sie sind ein guter Lehrer«, sage ich nach einer Weile.

»Danke«, antwortet er. »Als solcher bin ich ausgebildet.«

»Für Ingenieurwesen?« frage ich überrascht. Ich habe ihn für einen Studenten gehalten.

»Nein, ich habe Physik an einer Mittelschule unterrichtet.«

Ich dachte, daß er jünger sei als ich. »Warum haben Sie aufgehört?« Und ich frage und suche nach Falten in seinem Ge-

sicht. Ist er tatsächlich älter als ich? Er ist ein Wunderwerk der Ingenieurkunst, voll von unsichtbaren Drähten, gespannt und doch locker dabei.

Er zuckt die Achseln. »Als Lehrer läßt sich nicht viel verdienen. Und *Guanxi* macht es auch nicht. Fünfzehnjährige sind nicht mein Fall.«

»Und Sie haben ohne weiteres umsatteln können?« frage ich spontan.

»Ja, mit Hilfe eines Freundes«, antwortet er. »Und wie sind Sie an einen Studienplatz gekommen?«

»Ich habe ein Jahr lang als Konstrukteur auf einer Insel am Polarkreis gearbeitet. Das ist mir bei der Studienplatzvergabe angerechnet worden.« Ich hätte dieses Thema nicht anschneiden sollen. Als Lehrer hat man einen sicheren Stand, ist aber ebenso fest eingebunden wie ein Soldat in der Armee. Anders mein Job, der auf dem freien Arbeitsmarkt zu haben und weder sozial- noch gesundheitsversichert ist. Ich habe nur Anspruch auf eine Sozialwohnung, kann aber jederzeit kündigen und mich nach einer neuen Arbeit umsehen.

Wie ist er an seine Tutorenstelle herangekommen? Hat er womöglich einen einflußreichen Liebhaber?

Ich muß im stillen lachen. Schon wähne ich seinen Liebhaber bei der Armee oder sonstwo; dabei ist nicht einmal gesagt, daß er tatsächlich schwul ist.

»Warum schmunzeln Sie so geheimnisvoll?« fragt er.

»Ich denke daran, wie anders hier alles ist«, antworte ich.

»Wo sehen Sie den größten Unterschied?«

Ich überlege. Was ließe sich überhaupt vergleichen? In New York fahre ich in einem U-Bahn-System aus dem zwanzigsten

Jahrhundert; hier gibt es Busse, die sich in einzelne Segmente aufteilen und verschiedene Richtungen einschlagen. Hier ist eine Stadt auf eine andere gebaut; eine gigantische Konstruktion trägt und verbindet Tausende von Wohn- und Arbeitskomplexen, die allesamt aus vier Türmen bestehen und jeweils eine Kommune, die sogenannte *Xin Gongshe* bilden. Und dann höre ich allenthalben nichts als Chinesisch. Ich sehne mich nach englischen Lauten. Und das Essen! Zu Hause habe ich zwar auch chinesische oder thailändische Gerichte gegessen, aber nicht täglich und ausschließlich. Das Angebot der australischen, südamerikanischen oder afrikanischen Küche kann ich nicht wahrnehmen. Das ist mir viel zu teuer. Aber hier scheint jeder wohlhabend zu sein.

Ich lache. »Zu Hause weiß ich, was los ist. Und wenn ich etwas auf dem Herzen habe, unterhalte ich mich mit anderen darüber. Hier ...« – jetzt zucke ich die Achseln – »hier bin ich mir nicht sicher, was passiert, wenn ich mich so oder so verhalte. Ich habe niemanden, mit dem ich mich über solche Fragen austauschen könnte.« Ich sehe ihn an, versuche, seine Reaktion zu lesen.

Er zeigt sich nachdenklich.

Es ist Zeit zu gehen. Ich stehe auf. »Sie sind bestimmt müde«, sage ich höflich.

»O nein«, entgegnet er ebenso höflich.

Wir verabschieden uns in aller Form. Mir fällt auf, daß ich ein wenig größer bin als er. Diese Feststellung ist mir aus einem bestimmten Grund sehr wichtig.

»Wie wär's mit einer zusätzlichen Stunde?« sagt er. »Am Samstag. Was nicht heißen soll, daß Sie zu langsam lernen«,

fügt er lächelnd hinzu.

»Gern«, sage ich.

»Natürlich wird die Seminararbeit dadurch nicht überflüssig«, sagt er. »Aber es kann nicht schaden, daß ich Ihnen ein wenig zur Hand gehe, und sei es nur zur linken.«

Mein Herz fängt zu pochen an. Das war deutlich. Oder irre ich mich? Ist ihm bewußt, was er da sagt? In New York werden die Wörter schwul und linkshändig synonym gebraucht. Hier in China etwa auch?

»Danke«, sage ich. »Eine solche Hilfe weiß ich sehr zu schätzen.«

»Tatsächlich?« hakt er nach, sichtlich erfreut.

»Und ob«, sage ich. »Ein Huaqiao wie ich steht hierzulande auf einsamem Fuß.«

»Ein *Huaqiao* wie Sie wird hier schnell Anschluß finden. Müssen Sie wirklich schon gehen?«

Ich weiß nicht mehr, wo mir der Kopf steht. »Tja, wenn Sie noch Zeit hätten.« Ich brenne vor Verlangen und sehe, daß es ihm ähnlich ergeht. Meine Knie werden weich, ich fühle mich wieder wie siebzehn, zurückversetzt an den nächtlichen Strand von Coney Island, darauf wartend, daß jemand kommt, während vom brennenden Hafen rußige Luft hereinweht.

»Augenblick«, sagt er und im Handumdrehen wird die Beleuchtung rosafarben. Im Zimmer scheint die Sonne unterzugehen, und draußen ist es schon Nacht. Nanjing ist ein Lichterstreifen, der bis zum Horizont das Ufer des Jangtze markiert.

»Ich kann es nicht glauben«, flüstere ich.

»Was können Sie nicht glauben?« fragt er vertraulich.

»Daß es Sie gibt«, sage ich. Was wahr ist, hört sich oft banal an.

Wir warten. Ich weiß nicht worauf, aber wir warten. Ich zittere vor Erregung. Er kann sich nicht vorstellen, wie es ist, allein in einem fremden Land zu sein. Würde er mich wollen, wenn er wüßte, wie groß mein Verlangen ist?

»*Lai, lai*«, sagt er. Komm her.

Und für ein paar Stunden täusche ich mich darüber hinweg, daß ich allein bin.

Wenn der Höhepunkt ein kleiner Tod ist – und das scheint er mir tatsächlich zu sein, denn alles verzehrt sich in diesem kurzen, explosiven Moment –, dann kommt es einer Wiederauferstehung gleich, im Bett eines anderen zu erwachen. Auf den kleinen Tod folgt eine ernüchternde Wiederauferstehung. Weniger das Leben hat mich wieder als die Pflicht. Um neun Uhr muß ich in der Uni sein. Ich liege in Haitaos Bett und bin, bevor die Sonne aufgeht, bis über beide Ohren verliebt.

Ich richte mich auf. Haitao rührt sich, öffnet die Augen. Sein Haar ist durchwühlt. Er ist nackt und so wenig außergewöhnlich wie ich.

»Ich muß gehen«, sage ich.

»*Weishemma?*« Warum?

»Weil ich Unterricht habe und mich noch vorbereiten muß.«

»Warte!« sagt er und richtet sich auf. »Ich mache Tee.«

Rituale. Die gleichen wie zu Hause. Der Nachtgast darf nicht gehen, bevor du ihm ein Frühstück angeboten hast, und sei es, daß du seinen Anblick inzwischen nicht mehr ertragen kannst. »*Bei-keqi*«, murmele ich. Nicht nötig, daß du höflich bist.

Er protestiert ein wenig. Ich ziehe mich an, entschuldige mich für den überstürzten Aufbruch und bitte um Verständnis.

»Bis Samstag dann«, sage ich. Im Augenblick ist mir die Verabredung gar nicht so recht, aber ich weiß, daß ich schon heute abend an nichts anderes mehr denken kann. Sanft drücke ich ihn auf die Matratze zurück und lasse ihn allein.

Meine Augen sind geschwollen, meine Schritte träge. Der Flur ist still und dunkel, und die Lifttür öffnet sich seufzend. Ich durchquere die leere Einkaufsstraße und bleibe stehen, um die Sonne aufgehen zu sehen. Der Sonnenaufgang ist für mich etwas Besonderes; ich habe nördlich des Polarkreises gelebt, wo die Nacht Monate dauert. In meine Wohnung zurückgekehrt, gehe ich unter die Dusche, trinke Kaffee und bereite mich auf den Unterricht vor.

Morgens lerne ich besser als abends, und so komme ich im Stoff gut voran. Aber kaum ist die Übung vorbei, denke ich an Haitao. Wird er mich wiedersehen wollen? Ich denke an all die Zufallsbekanntschaften, die mich nur flüchtig interessierten. Vielleicht hat auch ihn nur der Augenblick gereizt, die Entdeckung jener besonderen Bruderschaft, die ein inzestuöses Strohfeuer entfacht.

Ich bin es so leid, eine Ein-Mann-Kolonie zu sein.

Xiao Chen sagt: »Spät geworden letzte Nacht.«

Ich antworte auf mandarin: »Ich war bei meinem Tutor.«

»Fleißig gewesen?« fragt er grinsend.

Ich schüttele den Kopf und lächle. »Ich bin kein besonders guter Student.«

Xiao Chen ist geradeaus; er hat nicht einmal den Anflug eines Verdachts.

Einige seiner Freunde sind gekommen, und wir sehen Video. Ich mache meine Mathe-Hausaufgaben, als ein Brief von Peter

ankommt. »Du hast Dich verliebt? Ich platze vor Eifersucht. Sag, wie sieht sie aus? Ist sie hübsch?« Eine Transmission könnte überwacht werden. Ich antworte und schwärme von Haitao, den ich in Hai-ming umbenenne. See-Jade.

Der Nachmittag ist öde, so der Abend. Ich warte voller Anspannung darauf, daß es Samstag wird.

Ich ziehe meine neuen Sachen an: die wadenhohen Stiefel, das schwarze Jackett mit den rot gefütterten Schwalbenschwänzen, die graue Strumpfhose, flauschig wie die von Haitao. Habe ich mich in der Auswahl auch nicht vergriffen? Wird ihm mein Aufzug gefallen?

Er öffnet mir die Tür, ohne eine Miene zu verziehen. »*Lai, lai*«, sagt er zerstreut. Komm rein. Er hat Besuch.

Es wurmt mich, daß ich ihn nicht allein für mich habe. Ob ich nicht gut genug für ihn bin? Ich bin wütend auf Haitao, aber auch neugierig auf den anderen. Ist er einer von uns? Neue Bekanntschaften zu machen, kann mir eigentlich nur recht sein.

»Hallo«, sagt der Mann auf der Couch. »Sie sind also Haitaos *Huaqiao*.«

»Hallo, mein Name ist Zhang«, sage ich. Wir mustern uns gegenseitig. Haitao ist keine Schönheit; sein Gesicht ist unauffällig. Er hat schönes Haar und eine gute Figur, doch vor allem besticht die gepflegte Gesamterscheinung. Sein Besuch ist dagegen fast nachlässig gekleidet. Das Haar ist ungekämmt und anscheinend an der Schablone eines umgestülpten Topfes geschnitten worden. Sein Gesicht ist hübsch, was aber kaum auffällt. Nach meiner Erfahrung wirkt natürliche Schönheit nur dann, wenn man ihr nachhilft.

»Ich bin Liu Wen«, sagt er. »Setzen Sie sich. Haitao leidet.

Darin ist er Meister, und Meister wollen nicht gestört sein.«

»Ironie ist der Fluchtweg der Intellektuellen«, murmelt Haitao.

»Flucht ist Flucht. Und wenn ich als verkommenes Element herhalten muß, erlaube ich mir den Luxus, auch alle anderen Kategorien auf mich zu vereinen.«

»Verkommene Elemente. Früher gab es fünf Kategorien sogenannter schwarzer Elemente: Grundbesitzer, Kriminelle, Konterrevolutionäre, Kapitalisten und eine letzte Gruppe, an die ich mich nicht mehr erinnere. Seit mir dies in der Mittelschule im Fach ›Politische Theorie‹ beigebracht wurde, ist viel Zeit vergangen. Inzwischen sind die Kapitalisten rehabilitiert worden. Ich weiß nicht mehr, wozu die Intellektuellen gezählt wurden, vielleicht zu den Konterrevolutionären. Wir gehören dank unserer sexuellen Vorlieben zu den Kriminellen. In der Hinsicht hat sich seit der Revolution nichts geändert.«

»Wir sollten was unternehmen«, sagt Liu Wen.

»Es ist noch zu früh«, entgegnet Haitao; er scheint immer noch abgelenkt zu sein und schaut zum Fenster hinaus.

»Wir könnten essen gehen.«

Haitao zuckt die Achseln. Wir verlassen also das Haus und besteigen einen Bus. Liu Wen bestimmt, wohin es geht. Wir, Haitao und ich, sind mit allem einverstanden. An einer Kreuzung fällt mir auf, daß wir über die Jiankang Lu fahren. Von allein würde ich nicht mehr zurückfinden. Wir steigen aus und lassen uns von Liu Wen in ein Restaurant führen. Es ist todschick eingerichtet. Mein erstes Restaurant in Nanjing. Der Boden besteht aus feinstem Parkett. Eine Wand ist so dick mit roter Lackfarbe bestrichen, daß die Oberfläche flüssig wirkt.

Liu Wen bestellt Ente für uns alle, ein paar Beilagen und Bier. Ich bitte um Verständnis dafür, daß ich kein Bier trinken kann. Statt dessen wird mir Tee gebracht. Dann kommt die Ente, cremig weiß die Haut, das Fleisch rötlich und zart. »Eine Spezialität«, sagt Liu Wen. Es schmeckt mir gut, und ich lange mit den Stäbchen zu, spüle die Morcheln mit Tee hinunter.

Liu Wen will mehr von mir wissen. Ob mir China gefalle. Wie es sich in New York leben würde. Wie ich. hierher gekommen sei. Er ist ganz Ohr, als ich von meinem Aufenthalt auf Baffinland berichte. Er selbst habe, wie er sagt, für eine Weile in Australien gearbeitet; in Melbourne. »Australien wird sich zur zweitstärksten Wirtschaftsmacht entwickeln«, sagt er. »Man hat inzwischen die Technologie, um die großen Wüsten zu nutzen.«

Ein seltsames Mahl. Das Essen ist gut, aber die Stimmung bei Tisch irritiert mich. Liu Wen zeigt sich gut gelaunt, während Haitao vor sich hin grübelt und in der Ente herumstochert. Ich weiß nicht, wie ich mich verhalten soll.

»Sind Sie aus politischen Gründen nach Kanada gegangen?« fragt Liu Wen. Er sagt *Jia-na-da*.

»Nein«, antworte ich. »Mir ist eine Menge Geld geboten worden. Ich bin nur ein halbes Jahr geblieben.« Mir scheint, daß er sich über mich, den *Huaqiao* vom anderen Ende der Welt, lustig macht. »Sind Sie aus politischen Gründen nach Australien gegangen?«

Haitao lacht. »Nein«, sagt Liu Wen, »mich hat das Gerücht gelockt, daß australische Männer sehr groß seien.« Er grinst. »Und blond. Bei uns hat's keine Große Läuterung gegeben.«

»Nicht in diesem Jahrhundert«, sagt Haitao, ohne uns dabei

anzusehen. Er starrt ins Leere. Verteidigt er mich?

»Die Kulturrevolution, dieses Zehn-Jahres-Desaster, war etwas anderes und kam nur deshalb zustande, weil Mao senil wurde«, sagt Liu Wen im Plauderton. »Zur Großen Läuterung ist es gekommen, weil sich die Sozialistischen Staaten von Amerika der modernen Welt ideologisch anpassen mußten.« Er beugt sich mir zu. »Ähnliche Turbulenzen wird's demnächst in Australien geben, und zwar zunächst in wirtschaftspolitischer Hinsicht. Deren Wirtschaft ist nach wie vor ausbeuterisch. Wenn die nötigen Korrekturen vorgenommen sind, wird's zur kulturellen und ideologischen Krise beziehungsweise Revolution kommen.«

Dummes Gewäsch, denke ich und nicke. Die Große Läuterung war ein Bürgerkrieg zwischen Carsons Konservativen, die ökonomische Verhältnisse wie im China der volksrepublikanischen Anfänge herstellen wollten, und der Roten Partei, die auf den ideologischen Wandel drängte. Doch im Grunde kämpften beide Fraktionen um die Macht. Es geht immer nur um Macht. Aber ich habe keine Lust, Liu Wen zu widersprechen.

Es scheint mir, daß er meinen Widerspruch herausfordert, um mich dann mit überlegenen Argumenten zum Narren machen zu können. Daß ich ihm nickend beipflichte, gefällt ihm offenbar nicht. Vielleicht wurmt es ihn, daß er Haitao mit mir teilen muß. Vielleicht bilde ich mir das alles nur ein.

Liu Wen zahlt, ohne auf die Rechnung zu schauen. Draußen ist es dunkel geworden. »Um was zu unternehmen, ist es immer noch zu früh«, sagt er. Wären wir in New York würde ich vorschlagen, zum Drachenrennen zu gehen, doch hier weiß ich nicht, was man tun könnte. Liu Wen ist attraktiv, faszinierend.

Ich bin ihm allerdings, wie's scheint, nur als Gesprächspartner gut genug. Auch das ist mir recht, ich brauche ein wenig Gesellschaft. Ich denke nach. Mir ist nicht wohl zumute. Warte ab, laß kommen, was kommt, rede ich mir ein; lebe im Augenblick, vergnüge dich.

Mit dem Bus fahren wir quer durch die Stadt zum Linggu Park und gehen dort spazieren. »Früher hat man den Park am Abend dichtgemacht«, sagt Liu Wen. »Jetzt wird jeder Winkel mit Kameras überwacht.«

Soll heißen: Sieh dich vor! Haitao ist nach wie vor verschlossen, was nun auch Liu Wen aufzufallen scheint. Der Abend ist kühl. Wir schlendern auf ein Gebäude zu, das von einem Wassergraben umgeben ist. Drei Brücken führen darüber hinweg. Wir machen vor dem Graben halt, und ich frage mich, was wir hier suchen. Das Gebäude ist klein, quadratisch, weiß; es trägt ein zierliches Dach, pagodenhaft geschwungen und mit blauen Ziegeln gedeckt. Ein hübsches kleines Bauwerk, aber was wollen wir hier?

»Das Grabmal Ihres hochverehrten Namensvetters«, sagt Liu Wen und grinst mich an.

»Zhong Shan?« frage ich verblüfft. Er nickt. Hier also liegt Sun Yat-sen begraben. Interessant.

Ich werfe Liu Wen einen Blick zu. Er schmunzelt verschlagen. Haitao lehnt sich ans Geländer, das rund um den Wassergraben verläuft, und fixiert einen dicken Goldfisch, der, vom Licht unter der Brücke beleuchtet, reglos im Wasser schwebt.

Ich weiß nichts zu sagen, also schweige ich. Mir ist nicht einmal klar, ob sich die beiden über mich lustig machen.

»Kommt«, sagt Liu Wen, »gehen wir spielen.«"

Haitao richtet sich auf und läßt die Hände in den weiten Ärmeln verschwinden. Wir gehen zur Straße zurück und warten auf den nächsten Bus.

Wir fahren durchs hell erleuchtete Zentrum von Nanjing und zurück an den dunklen Stadtrand. Der Bus besteht, als wir einsteigen, aus drei Segmenten, dann trennt sich eines ab; in der Stadtmitte kommen zwei hinzu, die aber nach und nach abscheren, bis schließlich nur noch unser Abteil übrigbleibt. Da wo wir aussteigen, riecht die Luft ganz anders. Die Stadt ist voll unterschiedlichster Gerüche. Hier riecht es modrig. Liu Wen bemerkt, daß wir in der Nähe des Flusses sind.

Ringsum stehen Lagerhäuser. Wir passieren Laderampen und abgestellte Gabelstapler. Wieder frage ich mich: Was suchen wir hier? Vor einer Metaltür bleibt Liu Wen stehen und flüstert mir zu: »Behalten Sie Ihren richtigen Namen für sich.« Dann öffnet er die Tür. Wir treten in ein spärlich beleuchtetes Treppenhaus. Auf dem Weg nach oben versuche ich mir einen Reim auf Liu Wens Rat zu machen. Am oberen Treppenabsatz angekommen, stehen wir vor einer zweiten Tür. Haitao versperrt mir die Sicht; als die Tür aufgeht, höre ich Musik und murmelnde Stimmen. Einzelne Worte sind nicht zu verstehen, aber offenbar unterhält sich Liu Wen mit jemandem an der Tür.

»Mach dir keine Gedanken«, flüstert Haitao. »Er ist Mitglied.« Dann folgt er dem Freund nach drinnen, und ich höre den Türsteher fragen: »*Shi shei?*« Wer sind Sie?

»Li«, antwortet Haitao. Li ist in China einer der häufigsten Familiennamen.

»*Shemma Li?*« Welcher Li?

»Li Haibao.«

Ich muß grinsen. Haibao bedeutet Seehund. Ich erinnere mich an die Seehunde auf Baffinland mit ihren Katzenköpfen und traurigen Augen. Haitao hat sich einen passenden Decknamen ausgesucht. Er ist in der Tat so geschmeidig und glatt wie ein Seehund.

»*Shi shei?*« will nun der Türsteher auch von mir wissen. Sein Gesicht verbirgt eine weiße Maske mit zwei Löchern für die Augen und einem Schlitz für den Mund.

»Ma«, antworte ich.

»*Shemma Ma?*«

»Guai-zi«, sage ich, was soviel heißt wie Gespenst oder Dämon.

Haitao wirft mir einen Blick über die Schulter zu und grinst. Ich grinse zurück.

Wir sind in einer großen Halle. Doch Güter werden hier keine mehr gelagert. Die Lampen hängen in Augenhöhe; die Decke verschwindet im Dunklen. Ich blicke nach oben und glaube, Sterne zu sehen. Das ist natürlich bloß Einbildung. Die Lampen werfen einen goldenen Schein auf Gesichter und Hände. Ich entdecke einen Tresen und einzelne kleine Tische. Dann sind da noch größere, quadratische Tische, umringt von stehenden Leuten. Goldlicht strahlt aus diesen Tischen.

»Was wollt ihr trinken?« fragt Liu Wen.

Ich will nichts.

»Zahlst du?« fragt Haitao. »Dann einen Mao-tai.«

Liu Wen schüttelt den Kopf und lacht. Ich erinnere mich, daß meine Mutter einmal mit Mao-tai ihren Einstand bei einer neuen Arbeitsstelle gefeiert hat. Das ist zwanzig Jahre her, und die Flasche kostete sie zwei Wochengehälter.

In China verdient eine Sekretärin in einer Woche mehr als ich in einem Monat als Bautechniker.

Ich frage mich, ob ich in meiner Aufmachung der hiesigen Kleiderordnung entspreche, stelle aber fest, daß die meisten so angezogen sind wie ich. Nur wenige tragen vornehme Anzüge mit Rockschoßen, die bis zu den Absätzen herabhängen. Einige sind sogar so schludrig gekleidet wie Liu Wen. Wo bin ich hier? In einer Spielhölle?

Frauen sind keine zu sehen. Verwundert sehe ich mich um. In der Tat, hier ist keine einzige Frau vertreten. Haitao beobachtet mich lächelnd.

»Gibt es in New York auch solche Orte?«

»Ich weiß nicht«, sage ich. »Ich weiß nicht, wo ich bin.«

»*Jiaqiu*«, sagt er.

Ich verstehe nicht. Im Chinesischen kann ein und dasselbe Wort viele verschiedene Bedeutungen haben. *Jia* heißt zum Beispiel ›Familie‹ oder ›Zuhause‹ oder auch ›schön‹ und ›Willkommen‹. *Qiu* bedeutet ›Gefangener‹ oder ›Ball‹. Ich suche nach einer möglichen Zusammensetzung, die Sinn ergibt. Mandarin ist eine entsetzlich komplizierte Sprache.

»Was für ein *Jia* meinst du?« frage ich, und er malt den Buchstaben auf die Handfläche.

»*Jiagong de jia*«, präzisiert er. *Jiagong* läßt sich übersetzen als ein In-die-Enge-getrieben-Sein infolge eines feindlichen Überraschungsangriffs.

»Hat dieses *Jia* etwas mit *Jiazi* zu tun?« frage ich. *Jiazi* ist die chinesische Bezeichnung für ›Stecknadel‹.

»*Dui*«, antwortet er. Richtig.

»*Lanqiu de qiu*?« frage ich. Heißt *Qui* ›Ball‹ wie in ›Basketball‹?

Er nickt.

»Ich glaube kaum, daß es etwas Vergleichbares in New York gibt.«

»Es wird dir hier gefallen«, behauptet er.

Dessen bin ich mir nicht sicher. Aber Haitaos Laune scheint endlich aufzuheitern; er lächelt sogar Liu Wen zu, als der ihm ein winziges Gläschen Mao-tai reicht.

»Laßt uns spielen«, sagt Liu Wen.

Wir setzen uns zu drei Männern an einen Tisch. Sie reagieren gar nicht auf uns. Die Tischplatte glüht golden und wirft wie Feuer ein warmes Licht auf unsere Gesichter. Liu Wen nimmt einen Anschluß zur Hand, grinst mir mit goldenen Zähnen zu und loggt ein. Erst jetzt reagieren die drei Männer. Sie rücken ein wenig zur Seite, als wäre jemand zwischen sie getreten. Liu Wen scheint in der Glut zu versinken. Nun loggt auch Haitao ein, und die vier – einschließlich Liu Wen – regen sich wie in Reaktion darauf.

Ich suche in der Glut nach Hinweisen.

Zu sehen ist nichts. Ich klinke mich ein.

Der Tisch steht immer noch da. Es kommt zu einer Überlagerung; ich sitze mit fünf anderen im Kreis. Zu sehen sind sie nicht, aber sie sind da. Es ist in etwa wie bei einem Anruf, wenn der Kontakt hergestellt, aber noch kein Ton zu hören ist. Beim Versuch, sie tatsächlich auch zu sehen, tauchen sie vor mir auf – fünf Gestalten an einem glühenden Tisch –, aber nun geht mir fast das Gefühl für den Kontakt verloren.

Ich befinde mich in einem Grenzzustand und bin Teil der goldenen Glut. Darin sind Bälle auszumachen: ein goldener Ball (fast unsichtbar), zwei silberne Bälle, ein schwarz glänzender

und ein rot glänzender Ball. Letzterer gefällt mir am besten. Ich versuche, mit der Hand nach ihm zu greifen (meine Bewegungen sind wie durch Transmissionen vermittelt), doch der Ball entzieht sich meinem Zugriff.

Zu meiner Rechten vernehme ich ein verächtliches Zischen, und ich zucke vor Schreck zusammen, als ich den Mann tatsächlich sehe. Er ist groß, trägt einen Cutaway, und sein Haar fällt bis auf den Stehkragen herab. Es ist fast so lang wie meines. (Ob er auch ein *Huaqiao* ist?) Er starrt auf den Tisch, scheint keine Notiz von mir zu nehmen.

Liu Wen rührt sich. »Er spielt zum ersten Mal«, sagt er.

Ich gleite ins Feld zurück und füge mich.

Für den Moment schaue ich bloß zu.

Haitao ist hinter einem der silbernen Bälle her. Er versucht, die Hand um ihn zu wölben, so daß er, von allen Seiten zugleich abgestoßen, nicht entweichen kann. Doch einer der Fremden (der mit den langen Haaren ist es nicht) stößt den Ball an, der nun auf meine Tischseite zuschießt.

Haitao greift blitzschnell ein. Offenbar soll mir der Ball nicht zu nahe kommen; also schlage ich ihn wie einen Tischtennisball zurück. Er fliegt nun auf Liu Wen zu, der ihn abfälscht und in Richtung seines Nebenmannes springen läßt.

Plötzlich bricht der Kontakt zusammen, und Liu Wen sagt: »Mein Punkt.«

»Mein Pech«, sagt der Fremde neben ihm.

Liu Wen schmunzelt mir zu. »Guter Ball«, sagt er. Gut gehalten, meint er.

Wieder strahlt es golden um uns auf, und die Bälle rollen in die Ausgangsposition zurück: die silbernen oben und unten,

Schwarz und Rot rotieren langsam um den goldenen Ball in der Mitte.

Liu Wen läßt Rot auf Silber titschen. Beide Kugeln prallen ungehindert vor die Bande, wo niemand sitzt. Haitao langt aus, um sich Rot zu angeln, und obwohl der Langhaarige und Liu Wen dazwischenfahren, kommt Haitai mit der Kugel in Berührung. Der Kontakt reißt ab.

»Mein Punkt«, sagt Haitao und lacht.

»Entschuldigung«, sage ich höflich. »Darf Rot denn überhaupt berührt werden?«

Der Langhaarige nickt. »Gold, Schwarz und Rot sind freundlich, die silbernen aber tabu. Wer den Gegner mit Silber in Berührung bringt, macht einen Punkt, der dem Gegner abgezogen wird.«

Haitao fügt hinzu: »Gold kann nur indirekt über eine andere Kugel ins Spiel gebracht werden. Berühren darf man sie erst, wenn sie sich bewegt.«

Ich nicke.

Erneut tauchen wir in das goldene Meer zurück. Hai-ao klickt Schwarz gegen Silber. Wir treiben die Kugeln im Kreis um den Tisch herum. Ich spiele vorsichtig, beschränke mich darauf, die Kugeln abzufälschen, und versuche, Silber in der Mitte zu halten. Jemand versucht, Silber auf Liu Wen zuzustoßen, doch der wehrt den Ball blitzschnell ab und schickt ihn zurück.

Schließlich lasse ich aus Versehen Silber und Gold zusammenstoßen. Die goldene Kugel ist schon seit einer Weile in Bewegung, doch bislang hat sie noch niemand zu fangen versucht. Der Langhaarige langt nun danach. Einer der anderen

aber jagt sie ihm weg. Plötzlich spüre ich, wie die anderen Mitspieler zur Seite rücken. Offenbar hat sich gerade ein siebter Spieler eingeloggt. In diesem Augenblick gleitet die goldene Kugel an mir vorbei. Ohne lange nachzudenken, lange ich zu wie ein Pelotaspieler und hole den Ball zu mir an die Bande.

Mit einemmal durchzuckt es mich; mir ist, als fusionierte ich mit dem goldenen Ball. Was ich jetzt erlebe, kommt einem gewaltigen Orgasmus gleich, und ehe ich mich versehe, bricht der Kontakt ab. Benommen blicke ich in die Runde. Die Mitspieler grinsen mich an.

Jetzt geht mir ein Licht auf. »Mein Punkt«, sage ich.

»Für Gold gibt's fünf Punkte«, sagt Liu Wen.

Meine Sinne scheinen zusätzlich geschärft zu sein, als wir zurück ins goldene Licht tauchen. Sooft mir der rote oder der schwarze Ball nahekomen, spüre ich ein wohliges Prickeln, das sich deutlich verstärkt, wenn sich Gold auf mich zubewegt. Die silbernen Kugeln scheinen diese Empfindung zu dämpfen. Ich spiele nun aggressiver, fange zweimal nacheinander eine rote Kugel ein. Die Wirkung ist weniger heftig als im Fall der goldenen Kugel. »Mein Punkt«, erinnere ich mich zu sagen.

Nur einmal trifft mich eine silberne Kugel. Sie stumpft meine Sinne ab, und ich habe das Gefühl, als würde das, was mir an Empfindung verloren geht, den Gegenspielern zugeschlagen. Mich packt der Ehrgeiz; ich spiele riskanter, fange mir beinahe wieder eine silberne Kugel ein, kann sie aber im allerletzten Moment auf einen der Fremden ablenken. Sein Verlust kommt mir als Glücksgefühl zugute.

»Mein Punkt«, sage ich.

»Mein Pech«, sagt er und sieht mich mit hungrigen Augen

an. Wieder wird es licht um uns.

Ich spiele nun weniger gewagt, und es gelingt mir, den schwarzglänzenden Ball zu fangen. Seine Wirkung entspricht der, die Rot auslöst. Ich schnappe auch noch einen roten.

Der Kontakt reißt ab.

»Mein Punkt«, sage ich.

»Neun insgesamt«, sagt Liu Wen. »Fast hättest du es geschafft. Aber jetzt ist die Zeit um.«

Die Zeit ist um? »Wie lange spielen wir denn schon?« frage ich.

»Zwei Stunden«, antwortet Liu Wen. »Und für zwei Stunden haben wir bezahlt. Wäre mir bewußt gewesen, daß du schon neun Punkte hast, hätte ich dir schnell noch den zehnten zugespielt, nur um dir zu zeigen, wie das ist.«

»So wie beim goldenen Ball?« frage ich und starre auf die golden glühende Tischplatte.

Er schüttelt den Kopf. »Anders.«

Wahrscheinlich noch besser, denke ich.

Ich blicke auf. Die anderen spielen weiter; nur Hai-cao, Liu Wen und ich sind draußen. Ich würde gern wieder ins goldene Licht abtauchen, folge aber dem Beispiel der anderen und lege die Kontaktmanschette ab. Das nackte Handgelenk fühlt sich kühl an in der Luft.

Haitao macht einen gereizten Eindruck. Liu Wen scheint unverändert gut gelaunt zu sein. Ich schwitze im Nacken und auf der Kopfhaut. Die Hoden schmerzen, und mir ist, als hätte ich seit Stunden eine Erektion – was auch der Fall ist. Nur kann ich kaum glauben, daß wir tatsächlich zwei Stunden lang gespielt haben.

Ich fahre mit der Zunge über die trockenen Lippen.

»Er hat sich gut geschlagen«, sagt Haitao.

»Anfängerglück«, sagt Liu Wen.

»Vielen Dank für das Spiel«, sage ich, denn Liu Wen hat dafür bezahlt.

»Mir gefällt, wie du sprichst«, meint Haitao leise.

»Wie spreche ich denn?« frage ich.

»Immer sehr höflich. Und dann dieser Akzent ...«

»Habe ich einen Akzent?«

»Ja, der klingt exotisch und charmant. Dazu kommt, daß du sehr gewählt sprichst.«

Ich nehme mir vor, an meiner Aussprache zu arbeiten.

Liu Wen schüttelt den Kopf und schmunzelt. »Bis später«, sagt er und schlendert auf einen der anderen Tische zu. Gern würde ich ihm folgen und weiterspielen, obwohl mir alles wehtut.

»Er sieht gut aus, nicht wahr«, sagt Haitao.

»Er könnte mehr aus sich machen«, antworte ich.

»Kommst du mit mir?« *Lai gen wo ma?*

Natürlich. Wir gehen in den hinteren Teil der großen Halle und gelangen über eine enge Eisentreppe vor eine winzige Kammer, die, rund einen Meter hoch und ebenso breit, nur für eine Matratze Platz hat. Ich dachte, daß er mich einem neuen Spiel zuführt, aber es ist bloß das altbekannte.

Ich lache. Das kann ja heiter werden, denke ich skeptisch, obwohl ich sehr erregt bin.

Gebückt tritt er ein und setzt sich auf die Matratze. »*Lai, lai, lai.*« Komm, komm, komm. Ich gehe in die Knie und folge kriechend in die Zelle. Wir küssen uns. Ich zupfe an seinem

Hosenbund. Er hebt die Hüften, um sich die Hose von mir herunterziehen zu lassen, eine Prozedur, die ich immer schon als störend und wenig elegant empfunden habe. Aber ich gebe mir redlich Mühe, um ihm zu gefallen.

Später fragt er mich: »Wieso ›Gespenst‹?«

»*Waiguai*, das bin ich doch, oder?«, antworte ich. Mit diesem wenig schmeichelhaften Begriff werden in China Ausländer titulierte. Im umgekehrten Fall würden Westler von Schlitzaugen sprechen.

»Du bist kein *Waiguai*«, sagt er, »sondern ein *Huaqiao*.« Kein fremdes Gespenst, sondern ein Auslandschinese.

So heißt es in meinem Personalausweis, dem KENINDEX. Da steht nicht etwa, wie ich ursprünglich angenommen habe, *Waiguoren*, sondern tatsächlich *Huaqiao*. Laut Ausweis, den man mir ausgestellt hat, bin ich filipino-chinesischer Abstammung (so wird offenbar meinem spanischen Einschlag Rechnung getragen). Haitao weiß nicht, daß meine Mutter Ibero-Amerikanerin ist.

»Sie sehen müde aus«, sagt die Ärztin auf mandarin.

Kein Wunder. Ich habe in der vergangenen Nacht kaum geschlafen. Es ist Montag. Gestern abend bin ich mit Haitao essen gewesen. Er kam spät zu unserer Verabredung, sagte, daß er noch etwas Wichtiges zu erledigen hatte. Ich war eifersüchtig, fragte aber nicht weiter nach.

Jetzt bin ich hier zur Nachuntersuchung. Es soll festgestellt werden, ob meine neuen Nieren richtig arbeiten.

»Sie sind mein erster Patient, der das Ergebnis eines kosmetischen Gen-Splittings ist. Hier bei uns ist ein solcher Eingriff

prinzipiell verboten; Ausnahmen werden nur Fällen schwerwiegender Erbschäden zugelassen.«

Auch in Amerika kann inzwischen nur noch unter strengen Auflagen manipuliert werden. Die Ärztin hat offenbar Zugriff auf meine intimen Daten. Hoffentlich wird sie mein KENNDX nicht entsprechend verändern. Doch daran scheint ihr nicht gelegen zu sein. Trotzdem bin ich schrecklich nervös und fahrig.

Sie versetzt mich in Erstaunen. Von der besorgten, mütterlichen Art, die sie mir während meines Krankenhausaufenthalts entgegenbrachte, ist nichts mehr zu spüren. Jetzt wirkt sie eher unterkühlt und distanziert auf mich. Ganz sachlich erklärt sie mir, daß sich die alten Nieren langsam zurückbilden und nach und nach abgestoßen werden. »Falls Sie in den nächsten Tagen unter Depressionen oder Angstzuständen leiden sollten, werde ich Sie an einen Therapeuten überweisen.«

Ich nicke betroffen. Sie hat meine medizinischen Daten angezapft. Was gibt ihr bloß Veranlassung zu glauben, daß ich eine Therapie nötig haben könnte? Irgendein Hinweis von Baffinland? Oder etwa ein Defekt in meiner genetischen Ausstattung? Auf jeden Fall scheint sie nicht die Absicht zu haben, mich zu therapieren, falls es zu Komplikationen kommen sollte. Habe ich mich so sehr in ihr getäuscht?

»Ernähren Sie sich auch richtig?« fragt sie, wartet aber meine Antwort nicht ab. »Denken Sie daran: kein Alkohol und nehmen Sie nicht zu viel Proteine zu sich.« Sie steht auf. Ich stehe auf.

»Ich danke Ihnen, Dr. Cui«, sage ich.

Das Gerät, mit dem ich im Krankenhaus verbunden war, hat

mich anscheinend nicht nur ruhig gestellt, sondern auch dafür gesorgt, daß ich meiner Ärztin blind vertraute.

Von Kindesbeinen an – oder genauer gesagt: seit mir im Alter von fünf Jahren die Kontakte implantiert wurden – ist mir der Online-Betrieb vertraut. Ob in der Schule, bei der Arbeit, im Austausch mit Freunden oder bei Bankgeschäften – einzuloggen ist Routine. Doch all diese Verbindungen sind passiv, das heißt, sie dienen lediglich einer oberflächlichen Informationsübertragung. Aktive Schaltungen, also solche, die Einfluß nehmen auf das menschliche Nervensystem, sind im Westen normalerweise verboten. Es gibt Ausnahmen: die großen, von Profis geflogenen Drachen zum Beispiel; sie steuern aktiv, indem sie Flugdaten ins Nervensystem des Fliegers speisen. Solche Geräte sind allerdings genehmigungspflichtig. Beim Arzt bin ich noch nie an ein aktives System angeschlossen worden.

Jainqui, dieses an Brennball erinnernde Tischspiel, ist ebenfalls ein aktives System und, wie ich inzwischen weiß, verboten. Darum haben wir uns mit falschem Namen vorgestellt. Das System zeichnet zwar Muster des persönlichen Nervensystems auf, die identifiziert werden könnten, doch das ist wohl zu umständlich und außerdem nur dann möglich, wenn entsprechende Vergleichsdaten vorliegen. Das ist kaum anzunehmen.

Aktive Systeme sind deshalb verboten, weil sie Schaden anrichten und süchtig machen können. Ich frage mich, ob *Jianqiu* mein ohnehin schon arg strapaziertes Nervensystem angegriffen hat. Ganz ohne ist dieses Spiel sicherlich nicht. Wer weiß, ob sich jemals wieder eine Gelegenheit bieten wird. Ich wäre jedenfalls nicht abgeneigt.

Äußert sich mit dem Wunsch bereits die Sucht? Nach der

gleichen Logik wäre ich nach Entenbraten süchtig, denn auf Nanjing-Ente habe ich großen Appetit.

Am Dienstag bin ich wieder zum Unterricht bei meinem Tutor angemeldet. Ich schlendere über die belebte Einkaufsstraße und nehme den Lift. Daran, daß ich heute mein Ingenieurwissen aufbessere, glaube ich selbst nicht.

»*Lai, lai*«, sagt Haitao schlecht gelaunt, als er die Tür öffnet. Seine Nase ist gerötet. Er weicht meinem Blick aus und schaltet mit einem Handschlenker das Licht an. Es ist also doch Unterricht angesagt. Seufzend nimmt er am Tisch Platz, schlägt das Buch auf und macht keinen Hehl aus seiner Lustlosigkeit.

Er zieht eine Show ab, doch ich bin nicht Liu Wen, der jetzt ein paar bissige Bemerkungen von sich geben würde.

»Von mir aus können wir die Stunde ruhig ausfallen lassen«, sage ich.

»Ach was«, sagt er und blättert durch die Seiten.

»Wirklich«, sage ich. »Ich komme mittlerweile ganz gut allein zurecht.« So ist es in der Tat, obwohl ich ein paar Fragen zum Unterrichtsstoff hätte.

Er lächelt. »Du bist immer so höflich und entgegenkommend«, sagt er. »Sind alle amerikanischen *Huaqiao* so höflich wie du?«

»Altmodisch ist vielleicht das zutreffendere Wort«, entgegne ich und stehe auf.

Er legt mir seine Hand auf den Arm. »Achte nicht auf mich. Das tut Liu Wen auch nicht.«

»Liu Wen kennt dich besser«, sage ich.

Zu meiner Verwunderung schießen ihm Tränen in die Augen. Er steht auf, kehrt mir den Rücken zu und stellt sich vors

Fenster. Ich warte, bin verwirrt und bestürzt. Habe ich etwas Falsches gesagt?

Er sagt eine Weile gar nichts. Ich hänge in der Luft. Was soll ich tun? Ich weiß nicht was; also setze ich mich hin, werfe einen Blick ins Buch, schaue aber gleich darauf zu Haitao auf. Nein, er weint nicht; zumindest höre ich nichts davon. Sein Hemd strahlt wie gelbe Lackfarbe. Zwischen Haar und Kragen ist ein Streifen bleicher Haut zu sehen.

»Was ist passiert?« frage ich.

»Ein Freund ist festgenommen worden«, antwortet er.

Liu Wen? Unmöglich. Ich warte.

Er legt die Hände im Rücken zusammen. »Er ist ein Lehrer«, sagt er. »Ihm wird ein Verstoß gegen die Sitten vorgeworfen. Die Zusammenhänge sind allerdings viel komplexer, als es den Anschein hat.«

Der Satz stimmt immer, denke ich, erleichtert darüber, daß er nicht von Liu Wen spricht.

»Er tut mir leid«, sagt Haitao. »Er wird in die Provinz von Xinjiang geschickt. Umerziehung durch Arbeit. Wußtest du, daß man Leuten, die sich in einem Arbeitslager daneben benehmen, zur Strafe die Daumen zusammenbindet? Mit Draht, so fest, daß kein Blut mehr fließt. Sie müssen dann wie Hunde Reis aus einem Napf fressen. Schließlich werden die Daumen brandig und müssen amputiert werden. Manche sterben auch daran.«

Was soll ich sagen? Früher wurden bei uns Leute zur Strafe nach Westen in den Korridor geschickt. Heute schickt man sie zum Mars. Das kommt für chinesische Bürger nicht in Frage.

»Wir sind eine Krankheit«, sagt Haitao. »Kranke Zellen im

Organismus der Gesellschaft. Irgendwas ist mit uns schiefgelaufen.«

»Da, wo ich herkomme, lebt ein Vogel, der seine Eier in fremde Nester legt«, sage ich. »Die anderen Vögel merken davon nichts. Sie halten das Küken für den eigenen Nachwuchs und ziehen es auf. Es wächst zu einem kleinen Monstrum heran und verlangt immer mehr Futter, bis es schließlich wie jeder andere Vogel das Nest verläßt. Es ist kein Monstrum, sondern Teil des Ganzen. Ich finde, wir gleichen diesen Küken, die in fremden Nestern landen. Wir können nichts dafür, daß wir so sind, genausowenig wie unsere Eltern. Schuldig ist niemand, allenfalls unglücklich.«

»Deiner Meinung nach sind wir also eine Art Verkehrsunfall«, sagt Haitao. Er klingt sarkastisch.

Ich zucke die Achseln, obwohl er mich nicht ansieht. Ja, der Meinung bin ich. Aber von mir aus kann Haitao ruhig anders denken.

»Ich habe Angst«, sagt er. »Wenn sie meinen Freund verhören, bin ich womöglich auch dran.«

»Du hast doch Beziehungen, oder? Hat dir nicht jemand geholfen, aus der Lehrerbrigade auszutreten? Der könnte dir doch wieder helfen.«

»Nein«, antwortet er entschieden.

Mir kommt der Gedanke, daß es auch mich treffen könnte, falls man Haitao zur Rede stellt. Aber diese Möglichkeit erscheint mir viel zu abwegig; sie kann mich nicht schrecken.

Er steht immer noch am Fenster und schaut auf die Kulisse der Stadt. Für ihn ist diese Wohnung wie ein Theater, eine Guckkastenbühne. Hier inszeniert er sein Leben. Ich stehe auf,

trete hinter ihn und lege ihm die Hand auf die Schulter. Er zittert wie ein kleines Tier. Ich streiche ihm übers Haar. Er lehnt sich zurück an meine Brust, und ich schlinge den Arm um seine Taille. Er wendet sein Gesicht von mir ab. In der spiegelnden Fensterscheibe sehe ich sein Profil. Es ist ohne Ausdruck. Ich ziehe ihn fester an mich heran, spüre die Hinterbacken in meinem Schoß, den Schädelknochen unter meinen Fingern. Allmählich hört das Zittern auf.

Kein Zweifel, seine Angst ist real. Doch sein Blick zum Fenster verrät, daß er unbeirrt seine Rolle spielt und an seiner Pose feilt.

»Mach dir keine Sorgen, *Haibao*«, sage ich und denke daran, daß der Name ›Seehund‹ wirklich zutrifft, geschmeidig und glatt wie er ist. »Du gibst ein tolles Bild ab.«

Er schüttelt sich vor Lachen. »Du durchschaust mich.«

Tatsächlich ist und bleibt er mir ein Rätsel. Aber anstatt zu antworten, küsse ich sein Haar und fahre mit der Hand über seine Brust. Seine Schläfe pulsiert merklich.

»Nein, wir müssen studieren.« Er mimt nun auf streng, darum lasse ich mich nicht davon abhalten, die Hand unter den Bund der Strumpfhose zu schieben.

Er seufzt und flüstert: »Wir sollten wenigstens die Fenster verdunkeln.«

»O nein«, widerspreche ich, ziehe die Hand zurück und ordne mütterlich seine Kleider. »Wir müssen studieren.«

Knurrend fletscht er die kleinen, perlenweißen Zähne.

Ich lache. »Erst die Arbeit, dann wird gevögelt.«

Er hält die Luft an. »Habe ich richtig gehört? Vulgäre Worte aus dem Mund eines Zhong Shan?«

Wir machen uns an die Arbeit. Ich lasse mir Fragen beantworten, dehne den Unterricht in die Länge, reize ihn, lenke ihn ab und täusche Ernsthaftigkeit vor. Es ist alles eine Sache der indirekten Einflußnahme, gerade so wie beim Brennball. Wenn seine Erregung nachläßt, presse ich meinen Schenkel an seinen. Ich schenke ihm Bier ein, streiche, das Glas reichend, wie zufällig über seine Hand, trinke aus seinem Glas, ohne zu fragen, und blicke ihm über den Glasrand hinweg in die Augen.

Schließlich fallen mir keine Fragen mehr ein, und ich küsse ihn. Er packt meine Hand und zerrt mich in Richtung Schlafzimmer. Ich widerstrebe lachend, halte ihn, an den Türrahmen gepreßt, zurück und pelle ihm die Strumpfhose von den Beinen und lasse mich auf die Knie fallen. Er schnappt nach Luft, lacht und flucht. Seine Finger zerren schmerzhaft an meinen Haaren. Erst als er gekommen ist, verlagern wir das Spiel aufs Bett.

Später liegt er dösend neben mir; mein Arm ruht auf seiner Brust. Ich schaue ins Dunkle. Es ist ungefähr ein Uhr. In New York wird Peter jetzt bei der Arbeit sein und mit Rebecca herumalbern. Rebecca erledigt die Korrespondenz. Peter wäre erstaunt, mich hier neben Haitao liegen zu sehen, und sicherlich auch geschmeichelt, wenn er wüßte, daß ich gerade jetzt an ihn denke.

»Gleich einem dienenden Engel«, würde er sagen. »Eine wahre Florence Nightingale.«

Peter, der mir selber schon so oft seine Liebesdienste angedeihen ließ.

Ich habe schreckliches Heimweh.

Beim Lernen hilft mir nicht nur Haitao, sondern auch ein Kommilitone namens Wai Ling Zhung Fan. Sogar Xiao Chen hilft mir. Er versteht zwar nichts vom Ingenieurwesen, fragt mich aber anhand meiner Aufzeichnungen ab. Die Semesterzwischenprüfung ist sehr schwierig. Ich schaffe in der vorgegebenen Zeit nur einen Teil der Aufgaben und habe ein schlechtes Gefühl, was meine Lösungen angeht. Tagelang vermeide ich es, am Büro des Professors vorbeizugehen, denn an der Tür hängt ein Aushang mit den Ergebnissen. Aber dann kann ich doch nicht länger ausweichen, zumal das Büro unmittelbar neben dem Übungsraum für Werkzeuganwendung liegt. Und ich habe tatsächlich die Zwischenprüfung bestanden: mit 62 von 100 möglichen Punkten, was, mit dem Notendurchschnitt verrechnet, einer Quote von 86 Prozent entspricht. Ich wußte nicht, daß eine solche Quotierung vorgenommen wird. Unter normalen Umständen wäre ich mit 62 Punkten durchgefallen.

Natürlich mache ich mich sofort auf den Weg nach oben in die Einkaufspassage (die Uni liegt in der Basis der vier Türme). Mit dem Lift fahre ich hoch zu seiner Wohnung. Mir ist mulmig zumute. Wie immer, wenn ich auf dem Weg zu ihm bin, quält mich die Frage, ob er sich freut, mich zu sehen, oder womöglich schlecht gelaunt ist. Mal zeigt er sich aufgekratzt und voller Charme, mal ist er schweigsam und verschlossen. In jedem Falle weiß er, daß ich komme. Heute aber stehe ich zum ersten Mal unangemeldet vor seiner Tür.

Wird er mir lächelnd aufmachen? Stirnrunzelnd? Ist er womöglich nicht allein?

Ich gehe zurück zum Lift und fahre wieder nach unten, um mich per Transmitter bei ihm anzumelden. Mit dem Netz

verbunden, rufe ich mir auf chinesisch seine Nummer ins Gedächtnis, obwohl das System auch Englisch versteht. Aber weil mir chinesisch zu denken immer noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen ist, nehme ich jede Gelegenheit zur Übung wahr. Ich warte auf seine Antwort und fürchte schon, daß er außer Haus ist. Trifft er sich mit seinem Doktorvater? Ich habe Haitao noch nie bei der Arbeit an seiner Dissertation gesehen, aber ich war ja auch noch nie tagsüber bei ihm.

»Wai«, sagt er, das ist *Hey* auf chinesisch. So meldet man sich hier am Telefon. Ich höre ihn nur, sehe ihn nicht.

»Ehrwürdiger Lehrer«, sage ich. »Euer unwerter Schüler spricht.«

»Wer?« Es klingt, als sei er gerade aufgewacht.

»Zhang. Ich bin's, Zhang. Rufe ich zur falschen Zeit an?«

»Zhang?« fragt er. »Nein, du rufst nicht zur falschen Zeit an. Was ist? Hast du was?«

»Nein, ich wollte nur sagen, daß ich die Zwischenprüfung bestanden habe, und mich bei dir bedanken.«

»Oh, du hast bestanden. Prima.« Er versucht, interessiert und erfreut zu klingen, doch die Mühe ist ihm anzuhören.

»Mit einem Schnitt von 86 Prozent«, sage ich.

»86 Prozent?« sagt er. »So hoch? Seit wann weißt du Bescheid? Ich dachte, du wolltest gar nicht erst nachsehen.«

»Mußte ich doch. Bescheid zu wissen ist besser, als im Ungewissen zu bleiben. Das wollte ich dir mitteilen. Ich hoffe nur, dich nicht gestört zu haben. Sehen wir uns morgen abend? Wie üblich?«

»Ja, ja.« Eine Pause. Dann: »Wo bist du?«

»In der Passage«, antworte ich.

»Oh«, sagt er. »Hast du was vor?«

»Und ob«, witzele ich. »Hier stehen junge Männer Schlange, die sich darum reißen, den Nachmittag mit einem Ingenieurnie verbringen zu dürfen.«

Er lacht und klingt endlich wieder ganz normal. »Jag sie zum Teufel und komm her. Nein, warte, laß dich noch eine Weile unterhalten, zum Essen ausführen oder sonst was. Ich brauche noch eine halbe Stunde. Hier ist alles ziemlich ... ich will's mit deinen Worten sagen ...« Er wechselt die Tonlage und parodiert meinen amerikanischen Akzent. »Hier ist's ein wenig unordentlich, und ich hoffe, es ist nicht allzu unverfroren von mir, dich höflichst zu bitten, noch ein Weilchen auf mich zu warten.«

»*Ta ma-da*«, sage ich. Frei übersetzt: Du kannst mich mal. »Zieh dir was über und komm runter in die Kaffeebar. Laß uns zusammen einkaufen gehen, du als mein Berater in hiesigen Geschmacksfragen, denn ich bin ein Fremdling und unwissend, will aber trotzdem nicht aussehen wie von gestern.«

»Mao Zedong und Lenin! Endlich geht ihm ein Licht auf!« sagt er und unterbricht die Verbindung.

Es dauerte gut fünfundzwanzig Minuten, bis er aufkreuzt. Ich sitze in der Bar vor einer Tasse Kaffee – genauer gesagt: heißen Sirups, der hier als Kaffee durchgeht – als Haitao im Eingang auftaucht. Er schaut sich um. Die Bar ist voller Studenten. Obwohl ich winke, huscht sein Blick immer wieder an mir vorbei. Er ist bleich und wirkt verloren. Durchs Haar scheint er statt mit dem Kamm nur mit den Fingern gefahren zu sein; der lange gelb-grüne Kittel paßt nicht zur Strumpfhose. Endlich hat er mich entdeckt. Er senkt den Kopf und verschwindet in der

Menge wie ein Schwimmer im Wasser.

»Darf ich dir was bestellen?« frage ich, als er sich zu mir an den Tisch setzt.

Er schüttelt den Kopf.

»Stimmt was nicht?«

»Alles in Ordnung«, antwortet er. »Wo willst du einkaufen gehen?«

»Ich weiß nicht. Wo gehst du denn immer hin?«

»Du solltest darauf achten, daß man dir dein Schwulsein nicht auf Anhieb ansieht«, sagt er unvermittelt. »Warum trägst du dein Haar so?«

Mein Haar ist zu einem Pferdeschwanz zusammengefaßt, der allerdings nur bis zur Schulter reicht. »Heute war wieder Werkzeugpraktikum, und ich will nicht, daß mir die Haare ins Gesicht fallen.«

»Sieht hübsch aus«, sagt er.

»Typisch *Huaqiao*«, entgegne ich. »Vielleicht sollte ich es mir abschneiden.«

»Nein«, sagt er. »Bitte, nicht.«

Eine Unterhaltung ist bei dem Lärm in der Bar kaum möglich. Der nasale Sechstön-Dialekt von Nanjing dissoniert mit der schrillen, viertönigen Hochsprache. Meine nicht-chinesischen Freunde aus New York behaupten, daß sich Gespräche zwischen Chinesen immer wie Streitereien anhören. Wann werde ich wohl die runden Vokale der spanischen Sprache Wiederhören? »*Yan Chun!*« brüllt der junge Mann neben mir. »*Yan Chun! Zouba!*« Laß uns gehen! Am anderen Ende der Bar dreht sich ein lang aufgeschossener Kerl um; er scheint gerade aus der Turnhalle zu kommen und grinst in unsere Richtung.

»Shemma?« Was? Viel Vergnügen heißt auf mandarin *renao*, wörtlich übersetzt: heiß-lärmig.

»Komm, wir gehen«, sage ich.

In der Einkaufspassage herrscht reger Betrieb. Haitao hat die Hände in den Kitteltaschen vergraben und geht mit gesenktem Kopf neben mir her.

Ich will weg von hier, dahin, wo es ruhiger ist und privater. Manchmal macht es mir Spaß, in Begleitung eines Geliebten zwischen Massen von Heteros herumzustolzieren. Doch im Augenblick bin ich mit Haitao nicht wirklich zusammen; der emotionale Abstand zwischen uns ist weit größer als der räumliche. Aber es ist zwecklos vorzuschlagen, daß wir seine Wohnung aufsuchen. Der Hinweis auf den unordentlichen Zustand war schließlich deutlich genug. Ins Studentenwohnheim kann ich ihn auch nicht mitnehmen, denn wahrscheinlich hat Xiao Chen Besuch von Kommilitonen; wir wären also auch dort nicht allein und müßten uns zusammenreißen.

Also gehen wir zur Bushaltestelle. »Hast du Näheres über deinen Freund erfahren?« frage ich.

Er schüttelt den Kopf. »Gestern abend habe ich mit einem gemeinsamen Bekannten gesprochen. Er sagt, daß mein Freund vorläufig nur vom Schuldienst suspendiert sei. Was noch kommen wird, weiß keiner.«

»Wie ist die Sache um deinen Freund bekannt geworden?« frage ich.

»Das ist eine verwickelte Geschichte.« Mit anderen Worten: frag nicht.

Die Sonne brennt heiß. Es ist Mittag und nur wenig Verkehr auf der Straße. Ein Absorber, der über eine Schiene am Straßen-

rand läuft, wühlt gelben Staub auf, um ihn sogleich aufzusaugen. In einem Schaufenster jenseits der Straße stehen leere Vogelkäfige; dahinter liegt, von der Sonne beschienen, eine weiße Katze und schläft. Das Licht kommt mir eigenartig vor, ganz anders als zu Hause. Wenn ich wieder in New York bin, werde ich mir vielleicht eine Katze zulegen. Chinesen halten in der Regel nichts von Haustieren; ein Tier zum Teil der Familie zu machen, ist eine typische Schrulle des Westens.

»Der hiesige Superintendent für Erziehung ist schwul«, sagt Haitao. »Er hat mich und meinen Freund protegiert, ist aber vor kurzem in einem Park verhaftet worden. Wenig später wurde mein Freund aus dem Schuldienst entlassen. Mehr weiß ich selbst nicht.«

Anscheinend ist der Superintendent der Grund dafür, warum Haitao Ingenieurwissenschaften studieren konnte. Eine so hochgestellte Person, und als schwul ausgemacht – was für ein Skandal!

»Stellt man dir jetzt auch nach?«

»Noch nicht«, antwortet Haitao. Chinesen sagen selten nein.

Ich sehe den Bus in die Straße einbiegen. In Kurven knicken die einzelnen Segmente ein Stück auseinander.

»Ich fühle mich nicht besonders gut«, sagt Haitao. »Vielleicht sollte ich zurückgehen und mich ins Bett legen. Aber laß dich nicht aufhalten, geh und feiere die bestandene Prüfung.« Er lächelt müde. »Ich habe ganz vergessen, dir zu gratulieren.«

»Geh nicht«, sage ich. »Jetzt allein zu sein, wird dir nicht bekommen. Ich weiß, wovon ich spreche.«

»Ich werde mich aufs Ohr legen und schlafen.«

»Nein, das glaube ich nicht. Komm mit, eine Stunde bloß,

anschließend wirst du um so besser schlafen können.«

Er schüttelt den Kopf. Der Bus kommt.

»Haitao«, sage ich, »du mußt mich doch beim Einkauf beraten. Wie soll ich mich anziehen?« Ich weiß genau, wie er sich fühlt. »Aber wenn du nicht willst, begleite ich dich zurück in die Wohnung.«

Der Bus hält an, und zischend gehen die Türen auf.

Wieder schüttelt er den Kopf, steigt dann aber ein. Ich nehme seinen Fahrpreis mit auf meine Rechnung. Er läßt sich auf einen der Sitze fallen und starrt zum Fenster hinaus.

Ich finde, daß ich ihn jetzt nicht allein lassen darf. Um ehrlich zu sein, möchte ich selbst nicht allein sein. Verstohlen lege ich die Hand auf seinen Schenkel. Er sieht mich an und lächelt ein wenig.

»Du bist ein Mistkerl«, sagt er.

»Hast du mit Liu Wen gesprochen?«

»Seit der Nacht nicht mehr, als wir zusammen aus waren.«

»Er ist ein ungewöhnlicher Mensch«, sage ich.

Haitao lacht. »Wie du dich manchmal ausdrückst! Ja, aber so kann man's auch sagen. Liu Wen ist in der Tat ungewöhnlich.« Er schaut zum Fenster hinaus. »Vielleicht sollte ich ihn mal anrufen. Hast du am Freitag Unterricht?«

»Ja.«

»Dann eben Samstag. Wir könnten Brennball spielen, wenn er bezahlt.«

»Ist er reich?«

»Manchmal, wenn er eine gute Woche hatte.«

»Was macht er?«

»*Cui cui*.«

Schnell schnell? Mandarin-Slang verstehe ich kaum. »Was soll das heißen?«

»Er verkauft sich selbst.«

Mir entgleisen offenbar die Gesichtszüge, denn Hai-tao fängt schallend zu lachen an. »Du hast recht. Es ist gut, daß ich mit dir losgezogen bin. Du heiterst mich auf. Wer dich so sieht, könnte meinen, dir wäre soeben erklärt worden, daß Liu Wen kleine Mädchen um die Ecke bringt.«

»Warum zieht er sich so merkwürdig an, wenn er ... auf *cui cui* macht?«

»Weil das so gewünscht wird. Sprich leiser!«

»Spreche ich etwa laut? Ist doch gar nicht meine Art, wie du weißt«, zische ich und spüre, wie mein Blut in Wallung gerät.

»Willst du nun, daß ich ihn anrufe, oder nicht?«

»Ja, ich würde liebend gerne wieder Brennball spielen und nach Möglichkeit zehn Punkte machen. Allerdings irritiert mich der Gedanke, mit einem Mann auszugehen, der's für Geld macht. Zugegeben, als ich fünfzehn war, bin ich oft nach Coney Island hinausgefahren, um mich auf der Straße anzubieten. Später habe ich Angebote dieser Art auch für mich in Anspruch genommen. Aber nie für Geld.«

»Was stört dich daran?« fragt Haitao.

»Man kann sich schnell was einfangen«, sage ich.

Er verdreht die Augen. »Dann rufe ich ihn eben nicht an.«

»Nein«, entgegne ich. »Ruf ihn an, von mir aus ...«

»Wir werden dich schon zu korrumpieren wissen«, sagt er und lacht. Ich finde die Bemerkung gar nicht komisch.

Neue Klamotten. Die ganze Woche über habe ich mich auf den

Samstagabend gefreut. Haitao findet schön, daß ich mein Haar hinten zusammenfasse. Mein Anzug ist schwarz und – nach Haitaos Worten – »nicht mehr ganz so schrecklich konservativ. Man wird dich für einen Videokünstler oder dergleichen halten.«

Liu Wen ist wieder einmal unfrisiert. Er sitzt auf der Couch und mustert mich. »Doch, recht ansehnlich«, sagt er. »Willst du ein bißchen Geld nebenher machen?«

»Nein«, antworte ich spitz.

Er grinst Haitao zu. Liu Wen trägt einen Geschäftsanzug, der schon bessere Tage gesehen hat. Die graue Strumpfhose beult an den Knien. Haitao ist ganz in Weiß, perfekt sein Aufzug heute. Außerdem hat er gute Laune. Er hat sich die Haare schneiden lassen und duftet dezent nach Meer und ätherischen Ölen. Lächelnd reicht er mir ein Bier. Eigentlich müßte ich verzichten. Ich trinke trotzdem.

Der unterschiedlichen Aufmachung nach zu urteilen, scheint jeder von uns auf eine jeweils andere Party gehen zu wollen.

»Du siehst aus wie eine Braut«, sage ich zu Haitao.

Liu Wen lacht. »Und ich habe ihn gefragt, ob er auf eine Beerdigung gehen will.«

»Bei uns im Westen trägt man zur Beerdigung nach wie vor Schwarz«, sage ich.

»Und im Osten tragen Bräute rot«, sagt Haitao.

»Der Osten ist rot«, zitiert Liu Wen. »Wir sollten den kulturellen Austausch an dieser Stelle unterbrechen und endlich aufbrechen. Trinkt euer Bier aus, ich habe Hunger.«

Doch Haitao will noch eine Weile bleiben und vom Fenster aus den Sonnenuntergang betrachten. Also unterhalten wir uns

noch ein wenig, über mein Studium, über Liu Werts Woche (auf unverfängliche Weise). Offenbar hat er ganz gut verdient.

Das Fenster weist nach Westen, und der ist rot. Davor ragen die Türme der Oberstadt als schwarze Silhouetten in den Himmel. Rot und Schwarz, die Farben für Glück. Ich unterhalte mich mit Liu Wen, doch meine Augen sind auf Haitao gerichtet. Er wirkt übergroß im Ausschnitt des Fensters. Die Stadt verfärbt sich blaugrau, und wir sitzen da, bis es fast dunkel geworden ist und die Lichter angehen.

»Ich möchte euch beiden etwas schenken«, sagt Haitao. »Ihr seid mir als Freunde in schwerer Zeit treu geblieben.«

Liu Wen blickt spöttisch drein. Ich dagegen bin verunsichert. Haitao schenkt Liu Wen einen Ring mit einem australischen Opal. »Ich weiß«, sagt Haitao lächelnd, »er trifft wohl nicht ganz deinen Geschmack, gefällt mir aber um so besser.«

Liu Wen ist sichtlich perplex. Er probiert den Ring an; nur der kleine Finger ist schlank genug.

Mir schenkt Haitao ein kleines goldenes Kästchen mit aufgesetztem Tigerauge. »Das ist sehr alt«, sagt er. »Qing Dynastie, 17. Jahrhundert. Öffne es.«

Darin steht zu lesen: *Guai-zi*. Gespenst. »Ich finde, Tigeraugen sehen *guai-yi* aus« – seltsam oder ungewöhnlich; das erste Schriftzeichen ist identisch mit dem des Wortes für Gespenst – »ich mußte in diesem Zusammenhang an deinen Decknamen denken.«

»Danke«, sage ich. Chinesen überreichen ein Geschenk in der Regel nicht persönlich; sie hinterlegen es, und erst wenn sie gegangen sind, schaut es der Beschenkte an. Mir ist nicht wohl zumute, und auch Liu Wen wirkt verlegen.

Haitao sagt: »Kommt, gehen wir.«

Die Flurbeleuchtung ist unangenehm grell. Haitaos Augen glänzen wie unter Tränen. Aber er bewegt sich flott, wirkt aufgekratzt. »Gehen wir zu dieser neuen Adresse?« fragte er Liu Wen.

»Wenn du willst«, antwortet er. »Ist mir egal, wohin wir gehen.«

»Am besten dahin, wo die Geschäfte gut laufen«, sagt Haitao, wirft mir einen Blick zu und grinst. Auch Liu Wen grinst. Ich bin immer noch ziemlich verwirrt von der kleinen, fast rituellen Bescherung und frage mich, womit ich das Geschenk verdient habe. Ich weiß nicht, was ich sagen soll, suche nach Worten.

»Ich hätte da eine Frage«, sage ich, und mir fällt nun selbst auf, wie zaghaft und schüchtern meine Stimme klingt. Verständlich, daß mich Haitao deswegen aufzieht.

Liu Wen kneift fragend die Brauen zusammen.

»Warum habt ihr mich beim letzten Mal, als wir zusammen aus waren, zum Grabmal von Zhong Shan geführt?«

Liu Wen fängt wieder zu grinsen an. »Was glaubst du?«

»Ich habe keine Ahnung«, antworte ich.

»Da war nichts Besonderes bei«, sagt Haitao. »Ehrlich. Wir gehen oft in den Park, meist über die Allee der Steintiere. Aber wir dachten spontan, daß es sich gut trifft, dir das Grabmal zu zeigen.«

»Darf ich dir jetzt eine Frage stellen?« sagt Liu Wen, an mich gewandt.

»Nur zu.«

»Warum nennst du dich ›Zhang?«

»Angenommen, dein Name wäre Zedong; würde es dir gefal-

len, damit angeredet zu werden?«

Liu Wen schüttelt den Kopf. »Ich verstehe ja, daß dir der Name Zhong Shan nicht gefällt. Aber Zhang? Das klingt doch ziemlich – wie soll ich sagen? – vulgär, oder etwa nicht? Hast du keinen Beinamen?« Ich weiß, was er meint. Der Name Zhang ist für chinesische Ohren viel zu kurz. Chinesen lieben zweisilbige Namen.

»Rafael«, antworte ich.

»*Shemma*?«

»Rafael.«

»Ur-ah-fa ...«

Beide versuchen sich an der Aussprache. Das westliche ›r‹ kommt im Mandarin nicht vor, und sie haben Probleme mit dem auslautenden ›l‹. Chinesische Wörter enden in der Regel mit einem Vokal oder einem ›n‹- beziehungsweise ›ng‹-Laut.

»Ur-ah-fa-eh-la«, versucht sich Haitao.

Ich schüttele den Kopf. »Rafaela ist ein Frauenname.«

»Bleiben wir lieber bei Zhang«, meint Liu Wen. »Wie gefällt es dir in China?«

»Dich Xiao Zhang zu nennen, wäre wohl unpassend«, sagt Haitao. Xiao ist eine Verkleinerungsform und heißt soviel wie ›klein‹ oder ›jung‹. Die amerikanische Entsprechung wäre ›Billy‹ statt ›Bill‹.

»Lao Zhang«, lacht Liu Wen. Zhang Senior.

»Der neue Anzug macht mich wohl älter«, sage ich.

Wir essen in aller Gemütlichkeit zu abend. Schweinefleisch, Bambussprossen und Kraut à la Sezuan (scharf). Ich trinke zwei Bier, was ich nicht sollte, aber scharfe Speisen müssen einfach mit *Pijiu* hinuntergespült werden. Anschließend gehen wir in

den Bezirk, wo die Lagerhäuser stehen. Ich vermute, daß wir wieder denselben Club aufsuchen, aber Liu Wen führt uns vor eine schwere, rote Tür. Ich kann mich nicht entsinnen, schon einmal davor gestanden zu haben. Eine Treppe führt hinauf in eine rot und gold gehaltene Halle, unterteilt in mehrere Separees mit jeweils zwei oder drei Spieltischen und vergoldeten Sitzbänken ringsum. Mich überrascht, daß an einigen Tischen nicht nur Männer, sondern auch Frauen spielen.

Liu Wen bestellt für Haitao einen Mao-tai und für mich ein Bier. Dann entschuldigt er sich für eine Weile. Das goldene Licht, das wie Dunst von den Tischen aufsteigt, schlägt mich sofort in seinen Bann.

»Du hast ein ungewöhnliches Gesicht«, sagt Haitao.

Mir ist durchaus bewußt, daß ich ganz passabel aussehe, wenn auch nicht wirklich hübsch wie Liu Wen etwa. Ich glaube, ein wenig Wehmut aus Haitaos Stimme heraushören zu können, dabei habe ich viel mehr Grund, ihn, den eleganten Bürger Chinas, zu beneiden.

»Kennst du die Herkunft deiner chinesischen Vorfahren?« fragt er.

»Laut Genanalyse scheint die Familie meiner Mutter von einer philippinischen *Huaqiao*-Linie abzustammen«, sage ich. Aber das tut nichts zur Sache. Mein Studienplatz an der Universität von Nanjing ist einer der wenigen, die für *Waiguoren* reserviert sind. Ich habe mich für diesen Platz durch Arbeit auf Baffinland qualifiziert.

Und wenn ich nun, was meine genetische Struktur angeht, innerhalb jener Grenzwerte liege, die eine ethnische Zuordnung als Chinese zulassen? Bin ich dann ein Vollchinese?

Körperlich vielleicht, aber nicht kulturell. Daß meine Mutter keine Chinesin ist, steht in meiner Personalakte, doch an dieser Information scheint hier niemand interessiert zu sein. Und ich gehe davon aus, daß die Universität Bescheid weiß.

»Du bist heute abend mehr du selbst«, sage ich.

Er schaut nachdenklich drein. »Wirklich?«

»Hast du noch was von deinem Freund gehört?« frage ich.

»Reden wir nicht darüber.« Er legt eine Hand auf meinen Arm, blickt durch die Halle und seufzt.

Ich bin ein Idiot. Ich suche nach einem anderen Thema.
»Wie hast du Liu Wen kennengelernt?«

»Über Freunde«, sagt er. »Eigentlich kenne ich ihn nicht besonders gut. Aber ich mag ihn; er ist sehr nett zu mir.« Er lächelt traurig. »So wie du, mein Nachtgespenst.«

»Bist du schon einmal hier gewesen?« frage ich in der Absicht, ihn auf andere Gedanken zu bringen.

Er nickt.

Liu Wen kommt zurück; es erleichtert mich, ihn zu sehen. Wenn wir gemeinsam spielen, wird sich Haitao bestimmt ablenken lassen. »Wir sind an einem Tisch im hinteren Teil«, sagt er. Eine junge Frau mit glattem, weißem Gesicht und nachgezogenen Augenbrauen führt uns an den Tisch. Ich betrachte ihre schwingenden, schmalen Hüften in dem mit Kranichen bestickten chinesischen Kleid. Sie ist gar keine Frau.

Ich bin perplex, fasziniert und kann meine Augen nicht mehr lassen von dem Jungen. Er bewegt sich übertrieben elegant und hält mit der linken Hand den weiten Ärmel der rechten, die auf unseren Tisch deutet. Seine Augen sind niedergeschlagen; nur einmal wirft er mir einen flüchtigen Blick zu, als ich an ihm

vorbeigehe. Er verzieht keine Miene und schaut wieder zu Boden.

Bin ich erregt? Nein, bloß neugierig. Travestie reizt mich nicht.

Trotzdem sehe ich ihm hinterher, sehe seine Hüften wiegen. Als ich mich umdrehe, grinst mir Liu Wen ins Gesicht.

Golden glüht es um uns auf. Da sind fünf Kugeln; eine schwarz glänzende, eine rot glänzende, zwei silberne und in der Mitte, kaum sichtbar in der Glut eine goldene Kugel. Liu Wen schnippt eine der silbernen auf mich zu. Fast hätte ich den Fehler begangen, sie anzunehmen. Ich lasse die rote vor die Bande springen in der Hoffnung, daß sie zu mir zurückkommt, doch Haitao langt von der Seite zu und fängt sie auf. Der Kontakt reißt ab. So schnell.

»Mein Punkt«, sagt Haitao. Er ist oben auf und ganz aufgeregt. Ich glaube, es wird seine Nacht werden.

Und so ist es. Auch mit vereinten Kräften können wir, Liu Wen und ich, ihn nicht aufhalten.

Haitaos Begeisterung wächst mit jeder Kontaktunterbrechung. Es kommt Farbe in sein Gesicht; Schweiß perlt auf der Oberlippe, und fein wie Pinselstriche kleben Strähnen feucht an seinen Schläfen. Die Hände liegen leicht auf dem Tischrand. Rosarot und mit perfekten weißen Mündchen schimmern die Fingernägel. Er bewegt sich nicht, ist völlig entspannt, wirkt aber dabei wie eine Katze auf dem Sprung.

Wieder reißt der Kontakt ab, und Haitao sagt: »Sieben.« Meine schweißnassen Hände halten den Tischrand umklammert. Er lächelt. Goldenes Licht umhüllt sein Gesicht, und doch strahlen die Zähne so weiß wie seine Kleider. Golden und weiß

und stahlblau. Liu Wen mustert ihn mit abtastenden Blicken. So auch ich.

Haitao blickt auf den Tisch. Das von unten aufstrahlende Licht modelliert sein sonst recht flaches Gesicht, läßt die Jochbeine deutlich hervortreten. Die Augen sind umschattet. Liu Wen öffnet den Mund; er scheint etwas sagen zu wollen. Ich glaube zu wissen, was er will. Er will das Spiel abbrechen. Auch mir liegt daran, andererseits aber will ich nicht, daß Liu Wen mit Haitao davonzieht ... Und wieder treten wir in Kontakt zueinander.

Ich mache vier Punkte, komme aber kein einziges Mal mit dem goldenen Ball in Berührung. Liu Wen punktet häufiger als ich, wird jedoch allzu oft von einem silbernen Ball getroffen. Dann berührt er Gold; heimst sechs Punkte auf einmal ein. Unmittelbar danach: Haitao – er hat sieben Punkte – kommt mir und Liu Wen in die Quere; wir spielen uns gerade die schwarze Lackkugel zu, als Haitao Rot auf Gold stoßen läßt. Instinktiv schnappe ich nach dem Goldball, während Liu Wen versucht, mir mit Schwarz dazwischenzufunken, doch die Kugel prallt gegen Rot, worauf beide tangential voneinander wegstieben. Und mühelos schnappt sich Haitao die goldene Kugel.

Der Kontakt ist unterbrochen. Haitao hat den Kopf in den Nacken geworfen; die Augen sind geschlossen, der Rücken leicht gekrümmt. Die Hände ruhen nach wie vor am Tischrand. Er stöhnt und zittert am ganzen Körper. Dann schlägt er die Augen auf, sieht uns an und lächelt. »Zehn Punkte«, sagt er.

Liu Wen räuspert sich. »Zhang, du willst doch bestimmt weiterspielen, nicht wahr? Ich bin sicher, du wirst genügend Partner finden.« Er vermeidet es, mich dabei anzusehen.

Ich sollte mich jetzt nicht groß anstellen, sondern statt dessen leise zurücktreten so wie Liu Wen beim letzten Mal. Dennoch warte ich ab. Es ist Haitaos Nacht. Haitao hat die Wahl. Ich schlucke. Er sieht Liu Wen an, richtet den Blick auf mich, dann zurück auf den Tisch. Ich denke an den Jungen, der uns hierher geführt hat, an die Art, wie er mich angesehen hat und meinem Blick ausgewichen ist. Mein Herz fängt zu hämmern an. Ich glaube, in Haitaos Augen einen Hinweis darauf erkannt zu haben, daß er mich zu wählen vorhat. Wähl mich, Haitao.

Die Lichter auf dem Tisch flackern. Die Raumbelichtung wird dunkler. Für einen Moment sind die rohen Balken hinter dünnen, aufgespannten Tüchern zu sehen, die von farbigem Licht bestrahlt werden, um das alte, häßlich Gerippe des Gebäudes zu verhüllen. Plötzlich geht das Licht wieder an, heller als zuvor, und im Hintergrund ist zerberstendes Glas zu hören.

Der Lärm schreckt uns auf. Ich sehe, wie die Männer am Nebentisch hastig ihre Anschlüsse abreißen.

»*Turan soucha!*« zischt Liu Wen. Polizeirazzia. Er klinkt sich aus, läßt den Anschluß von der Tischkante baumeln, steht auf und geht, ohne auf uns zu warten, in den Nebenraum.

Haitao rührt sich nicht.

»Komm«, sage ich. Liu Wen wird bestimmt wissen, wie wir unbemerkt nach draußen gelangen können.

Haitao sieht mich an.

Ich packe den Freund bei der Hand, zerre ihn in den Nebenraum. Leute rufen aufgeregt durcheinander und drängen an uns vorbei in Richtung Ausgang. Aber ich vertraue darauf, daß Liu Wen einen Fluchtweg kennt. Zwei Männer und eine Frau stürmen uns entgegen, versperren mir den Blick auf Liu Wen.

Mit Haitao im Schlepp eile ich auf den Punkt zu, wo ich Liu Wen zuletzt gesehen habe. Wir erreichen eine Hintertür. Das muß der Ausweg sein. Ich öffne die Tür.

Eine Treppe, die nach oben führt.

»Verdammt«, fluche ich auf englisch. Im Hintergrund schreit eine Frau auf. Ich höre befehlende Stimmen. Umerziehung durch Arbeit. Oder aber die althergebrachte Strafe: Genickschuß. Ich gerate in Panik, haste die Stufen hinauf und zerze Haitao hinter mir her. Am nächsten Treppenabsatz versperrt eine schwere Eisentür den Weg. Ich stemme mich dagegen; sie gibt nach und öffnet sich in einen großen, finsternen Raum. Linkerhand sehe ich einen schwachen, langgezogenen Lichtstreifen. Das Dach schließt nicht dicht mit der Wand ab. Das Licht, das durch den Spalt schimmert, stammt von der Außenbeleuchtung. Mit tastender Hand laufe ich nach rechts die Wand entlang. Wir befinden uns allem Anschein nach in einer Lagerhalle. Darin muß es doch ein Büro geben und im Büro eine Tür, die nach draußen führt.

Haitao ringt nach Luft. »Zhong Shan«, hechelt er. »Zhong Shan!«

»Still!« antworte ich auf englisch und pralle im selben Moment mit Gesicht und Schulter vor einen Pfeiler. Der Schmerz zwingt mich fast in die Knie, treibt mir Tränen in die Augen.

»Zhong Shan!« ruft Haitao.

»*Xing xing*«, sage ich. Ist nicht so schlimm. *Madre de Dios*, denke ich; Mutter Gottes steh uns bei. »Paß auf den Pfeiler auf«, sage ich, führe Haitao dran vorbei und taste mich vorsichtig weiter. Wir gelangen an eine Tür, doch die ist verschlossen. Natürlich. Und weiter geht es, an der Wand entlang, bis wir auf

eine Metalltreppe stoßen. Sie führt nach oben. »Vorsichtig«, sage ich; *xiao xin* auf chinesisches, was wörtlich übersetzt ›kleines Herz‹ bedeutet.

Unsere Schritte auf den Stufen kommen mir beängstigend laut vor. Wir steigen zwölf Stufen hoch. Zu einer Tür? Nein, wir erreichen einen Absatz. Danach kommen weitere zwölf Stufen. Ein neuer Absatz. Und wieder zwölf Stufen. Ich bin Bautechniker und kenne mich mit Lagerbauten aus. Mir schwant Übles. Offenbar befinden wir uns auf der Stiege zur Brücke eines Laufkrans für schwere Lasten. Meine Schläfen pochen. Mit der Rechten halte ich Haitao bei der Hand; mit links ziehe ich mich am Geländer empor.

Unsere Schritte bringen das Metall zum Klingen. Blindlings steigen wir nach oben. Vielleicht befindet sich am anderen Brückenende eine weitere Treppe, die zur Laderampe hinabführt. *Madre de Dios*, bete ich in der Sprache meiner Mutter, die an Mao und Kierkegaard glaubt. Im Flur unserer Wohnung in Brooklyn hing ein Kruzifix mit dem gemarterten Christus. *Dios te salve, Maria, llena eres de gracia*. Heil dir, Maria, gnadenreiche. Wir sind oben auf der Brücke angekommen. Ich taste mich am Geländer vor, finde den Laufsteg. Unmöglich, im Dunklen über den Laufsteg zu gehen.

Ich tappe zurück. Wir stehen auf einer quadratischen Plattform, die Wand im Rücken, vor uns der Laufsteg, rechterhand die Treppe. Uns bleibt nichts anderes übrig, als nach unten zurückzugehen.

Plötzlich zeigt sich tief unten ein rechteckiger Lichtausschnitt. Licht fällt durch die Tür, durch die wir gekommen sind. Ich ducke mich, ziehe Haitao zu mir herab. Helle Scheinwerfer-

strahlen flackern über Wände und Decke. Ich presse Haitaos Kopf an meine Brust. Er schmiegt sich an mich. Vielleicht sollten wir es riskieren und über den Laufsteg fliehen. Schlimmstenfalls wird man auf uns schießen, oder wir treten daneben und stürzen zu Tode. Wenn sie zu uns hochkommen, bleibt uns nur dieser Ausweg offen.

Doch ich bin wie gelähmt, kann mich nicht von der Stelle rühren. Wenn sie hochkommen, werden sie uns hier auf der Plattform finden.

Ihre Stimmen sind verzerrt durch den Raum und die Entfernung. Bestimmt werden sie uns finden, Arm in Arm, wie wir dasitzen, und damit wäre für sie alles klar. Ich erinnere mich: Als Fünfzehnjähriger wurde ich einmal nach der Sperrstunde von der Polizei auf Coney Island aufgegriffen; Zuhälter überfielen und verprügelten mich Monate später an fast gleicher Stelle. Beide Male war mir so wie jetzt zumute. Ich konnte nicht glauben, was mir geschah.

Ich halte Haitao wie ein Kind in den Armen.

Die Lichter erlöschen, aber noch höre ich ihre Stimmen. »*Sigue*«, flüstere ich. Ich kann nicht auf chinesisch denken, und mir fallen nur spanische Wörter sein. Na los, kommt doch. Nehmt uns fest. Macht, was ihr wollt, nur spannt uns nicht länger auf die Folter.

Es ist still geworden. Ich lausche auf ihre Schritte, höre aber nur mich und Haitao atmen. Ich höre mein Herz schlagen und glaube, auch das von Haitao hören zu können.

Wörter gehen mir durch den Kopf. *Padre Nuestro, que estas en los cielo, santificado sea tu nombre. Venga a nos tu reino. Hagase tu voluntad asi en la tierra como en el cielo ...* Gebets-

brocken ohne Bedeutung. Ich kann zwar nichts hören, glaube aber, sie sind auf der Treppe. Im Geiste zähle ich wieder die Stufen ab. Sie kommen ohne Licht. Nein, sie würden doch nicht ohne Licht kommen. Ich wiege Haitao in den Armen. Er hat sich in meiner Jacke festgekrallt und hyperventiliert. Ich höre jetzt nur noch seinen Atem.

Wird Peter je erfahren, was mit mir geschehen ist? Vielleicht ruft er meine Mutter an; die wird es ihm dann sagen. Sie weiß, daß Peter mein Freund ist. Vielleicht ahnt sie sogar, daß mehr dahinter steckt, hat aber nie etwas in dieser Richtung verlauten lassen. Sie fragt nicht danach, wie ich lebe. Ich kümmerge mich auch nicht um ihren Kram. Jedes Jahr besuche ich sie, ihren zweiten Mann und meine Halbbrüder zu Weihnachten. Craig hat einmal, als er elf war und ich noch mein Apartment hatte, eine Zeitlang bei mir gewohnt. Wir sind zusammen zum Drachenfliegen gegangen.

Man wird meiner Mutter bestimmt Bescheid geben. Wird Craig von ihr erfahren, daß sein *Huaqiao*-Halbbruder schwul ist?

Vielleicht sind sie uns doch nicht auf der Spur.

Wir harren aus.

Wir bewegen uns immer noch nicht von der Stelle, obwohl uns nun klar ist, daß sie nicht kommen. Haitao zittert. »Ich will sterben«, flüstert er. »Ich halt's nicht mehr aus. Sorg dafür, daß Schluß ist, bitte, mach Schluß.«

Ich streichle sein Haar und wiege ihn hin und her. Wie einem kleinen Jungen drücke ich ihm einen Kuß auf den Kopf. »Schon gut«, flüstere ich. »Sie kommen ja nicht.« Vielleicht sind sie noch unten. Wir warten. »Hier oben sind wir in Sicherheit.

Es wird uns nichts passieren.«

Er zittert am ganzen Körper. Ich nicke ein, wache auf, und er zittert immer noch. Meine Arme schmerzen, mein Rücken tut weh. Ich rücke zur Seite, versuche, Haitaos Gewicht zu verlagern. Er krallt sich an mir fest. »Ruhig, ruhig. Keine Angst. Komm, leg dich hier lang.« Ich streiche über seinen Rücken, massiere ihm die Schläfen und beruhige ihn, so gut ich kann. Sein Gesicht ist naß. »Wäre ich doch bloß tot«, flüstert er. »Ich habe solche Angst.«

Doch endlich hört er zu zittern auf, und wir schlafen ein. Wir harren auf der Plattform aus, bis hinter den verdreckten Oberlichtern der Morgen dämmt.

Ich liege auf der Seite und kann mich kaum rühren, so steif sind meine Glieder. Haitao liegt eingerollt dicht neben mir. Das Licht reicht gerade aus, um Umrisse erkennen zu können. Deutlicher zu sehen ist nur Haitaos weißer Anzug.

»Haitao«, flüstere ich.

Er öffnet die Augen.

»Wir sollten jetzt besser gehen«, sage ich.

Er richtet sich auf und sieht mich an. Ich versuche, Arme und Rücken zu lockern, stehe mühsam auf und vertrete mir die Beine. Mir ist kalt bis aufs Mark, meine Zähne fangen zu klappern an. Haitao sitzt reglos da.

»Komm, steh auf«, sage ich. Ich reiche dem Freund die Hand und helfe ihm auf.

Der Laufsteg ist schmal, kaum breiter als ein T-Träger. Ich halte Haitao mit der Linken gefaßt und gehe vorsichtig voraus. Am anderen Ende sehe ich das Steuerpult der Krananlage und den Absatz einer Treppe. Wohin sie führt, ist nicht zu erken-

nen, denn der hintere Teil der Halle liegt im Dunklen. Aber wenn ich mich nicht irre, müßten wir auf diesem Weg zur Laderampe gelangen.

»Halt dich am Geländer fest.« Haitao tut, was ich ihm sage. Ich wünschte, er würde ein bißchen mehr auf sich selbst achten. Sämtliche Knochen tun mir weh, ich friere und muß mich zu allem Überfluß auch noch um Haitao kümmern. Er verhält sich wie ein Kind. Verflucht, soll er doch zusehen, wie er allein zurechtkommt.

Wut hilft; jedenfalls ist sie besser als Haitaos Apathie. Wie nannte Maggie Smallwood diesen Gemütszustand noch? *Perlerorneq*, Einsicht in die Sinnlosigkeit allen Tuns. Verzweiflung. Ohne meine Wut wäre ich jetzt genauso gelähmt wie Haitao.

Das Heft des Handelns in die Hand gedrückt zu bekommen, spornt an. Schaffen wir's, so schaffen wir's dank meiner Entschlossenheit. Vorsichtig, Schritt für Schritt balancieren wir über den Laufsteg. Ich bin erschöpft, wütend und doch überglücklich. Wir haben überlebt, wir haben Glück gehabt. Die Ketten des Krans hängen im tiefen Schatten unter uns. Über uns wird es langsam heller. Die Wirklichkeit besteht aus strengen Formen und klaren Linien; sie ist sehr schön.

Wir steigen die Stufen hinab. Ich bin so geschwächt, daß meine Knie einzuknicken drohen. Haitao folgt mir auf dem Fuß; er gibt keinen Mucks von sich. Das Tor zur Laderampe ist verriegelt, doch der Riegel läßt sich von innen öffnen. Dann sind wir draußen, und anstatt ums Gebäude herumzugehen, steuern wir eilig auf den Zaun zu. Ich lasse Haitao in meine gefalteten Hände treten und hieve ihn über den Rand. Schließlich kletterte ich selbst in den Drahtmaschen nach oben und

springe auf der anderen Seite zu Boden. Die Rostflecken auf Haitaos weißem Anzug sehen aus wie getrocknetes Blut. Zwei Blocks vom Eingang des Lagers entfernt erreichen wir die Straße.

Es ist Sonntagmorgen. Die Nacht der Angst liegt hinter uns.

»Wir haben's geschafft«, sage ich.

Haitao nickt teilnahmslos.

»Es war das letzte Mal, daß ich Brennball gespielt habe«, sage ich schmunzelnd, doch er gibt mir keine Antwort.

Ich suche nach einer Bushaltestelle. »Welchen Bus müssen wir nehmen?« frage ich.

Es scheint, als hörte er mich nicht.

»Welche Nummer hat unser Bus?« Und als er immer noch nicht antwortet: »Haitao!«

»Siebzehn«, sagt er. »Aber es fährt auch ein Sonderbus.«

Bald darauf habe ich eine Haltestelle für die Siebzehn gefunden. Haitao sackt vor einer Mauer zu Boden und schließt die Augen. Der Bus kommt. Der Fahrer mustert Haitaos verschmutzten Anzug. »Zur Universität«, sage ich.

»Hinten«, sagt er. »Oben.«

Wir steigen hinauf, gehen nach hinten durch und lassen uns auf eine Sitzbank fallen. Haitao döst vor sich hin und legt dann den Kopf auf meine Schulter. Ich schaue zum Fenster hinaus. Es ist wohlig warm im Bus. Auch ich schlafe ein, wache kurz auf, als unser Segment abkoppelt und an einen anderen Bus andockt. Später weckt mich dann ein zweites Rangiermanöver. Ich sehe, daß wir in Uninähe sind und stoße Haitao an. Verschlafen öffnet er die Augen.

Wir steigen aus. Die Haltestelle ist mir vertraut, und doch

irgendwie anders als sonst. Normalerweise beginnt hier für mich der Tag; heute steige ich hier aus wie aus einem nächtlichen Alptraum.

»Ich komme mit zu dir«, sage ich.

»Wenn du willst.«

Mit dem Lift fahren wir hinauf. In der Wohnung angekommen, schicke ich ihn unter die Dusche. »Ich will ins Bett«, protestiert er, ist aber zu schwach, um sich mir zu widersetzen. Während er duscht, setze ich eine Kanne Tee auf. Vor dem Spiegel in Haitaos Schlafzimmer untersuche ich den Bluterguß, die Schwellung im Gesicht. Die ganze linke Hälfte schmerzt. Tee und Aspirin. Ich öffne den Pferdeschwanz.

Haitao kommt im Bademantel an den Tisch. Ich gebe ihm stark gesüßten Tee und eine Tablette Aspirin. »Ein schöner Morgen«, sage ich leise und beruhigend, gerade so, wie Maggie Smallwood damals zu mir gesprochen hatte. »Dir ist jetzt wieder warm, und du wirst bestimmt gut schlafen können. Trink deinen Tee. Da ist viel Zucker drin. Und dann ab ins warme Bett. Wir verdunkeln die Fenster und tun so, als wäre es Abend.«

Ich Sorge dafür, daß er die Tasse leer trinkt, bringe ihn zu Bett und verdunkle die Fenster. Auch ich bin hundemüde und bleibe am Bettrand sitzen, obwohl ich eigentlich duschen gehen will. »Geh nicht weg«, sagt er.

»Ich bin hier«, sage ich und komme mir selbst kindisch dabei vor. »Ich bleibe.«

Er schließt die Augen. Nach fünf Minuten, die mir aber, müde wie ich bin, wie eine Ewigkeit vorkommen, stehe ich leise auf und verdunkle die Fenster. Haitao hat mir oft genug gezeigt,

wie das funktioniert. Man legt einfach die Fingerspitzen ans Glas und sagt: »Dim.« Ist es dann dunkel genug, zieht man die Hand zurück. Auf dem kleinen Tisch neben der Tür sehe ich einen Brief liegen. Er trägt den offiziellen roten Briefkopf der Universität. Obwohl ich die Augen kaum aufhalten kann, nehme ich das Schreiben zur Hand und lese.

»Genosse Yang«, steht da geschrieben. Genosse ist die übliche Anrede. »Hiermit teilen wir Ihnen mit, daß ein Untersuchungsverfahren gegen Sie eingeleitet wurde und Sie bis auf weiteres vom Studium ausgeschlossen sind ...«

Der Brief trägt das Datum vom vergangenen Freitag und ist geöffnet. Haitao hat ihn gelesen, aber nichts davon gesagt. Samstagabend war er in bester Stimmung und so aufgekratzt wie lange nicht mehr. Ich denke an seine Erregung beim Brennball. Er glühte golden und weiß.

Habe ich den Brief womöglich falsch verstanden? Ich traue meinem Chinesisch nicht und lese noch einmal. Vielleicht steht in Wirklichkeit da, daß das Verfahren gegen ihn ausgesetzt ist. Nein. Wort für Wort gehe ich den Text durch. Mein Kopf schmerzt vor Übermüdung und Anspannung. Haitao ist ausgeschlossen; es wird gegen ihn ermittelt. Ist es möglich, daß er den Brief nicht gelesen hat? Wohl kaum, schließlich hat er ihn am Freitag ausdrucken lassen.

Ich lege den Brief auf den Tisch zurück und ziehe leise die Wohnungstür hinter mir zu. Vor Müdigkeit kann ich keinen klaren Gedanken fassen. Ich werde ihn am Abend anrufen und fragen, was los ist. Im Lift stecke ich die Hände in die Taschen und finde rechts das goldene Kästchen mit dem Tigerauge, das mir Hai- tao am Abend zuvor geschenkt hat.

Xiao Chen sieht die Nachrichten im Video, als ich zur Tür hereinkomme.

»Was hast du mit deinem Gesicht gemacht?« fragt er.

»War eine lustige Party«, antworte ich grinsend. »Nur dumm, daß ich gegen eine geschlossene Tür gelaufen bin.«

Schmunzelnd schüttelt er den Kopf.

Ich dusche und gehe zu Bett. Die Sonne scheint hell durchs Fenster, als ich am späten Nachmittag aufwache, immer noch müde, immer noch konfus, aber wenn ich jetzt weiterschlafe, werde ich in der Nacht kein Auge zumachen können. Ich richte mich auf. Meine Gelenke knacken wie alte Stöcke.

Ich gehe in die Küche und wärme gebratenen Reis auf. Xiao Chen frotzelt über mein liederliches Leben und sagt, daß ein Brief für mich da sei. Vielleicht ist er von Peter. Eigentlich war ich an der Reihe, ihm zu schreiben. Weil mich das schlechte Gewissen plagt, verschiebe ich den Ausdruck bis nach dem Essen.

Es ist nur eine einzige Seite. Peter schreibt immer mindestens vier, oft fünf Seiten und verwendet zur Interpunktion alle verfügbaren Zeichen.

Liebes Gespenst,

Keine Panik, ich schicke Dir diese Zeilen aus der Einkaufspassage und nicht über mein System. Ich will mich nur bei Dir bedanken. Man hat mich suspendiert, aber ins Arbeitslager gehe ich nicht. Das kann ich meiner Familie nicht zumuten. Ich möchte Dir für alles danken und bin sicher, daß Du meinen Entschluß verstehst. Du hast mich immer schon verstanden, was ich von den wenigsten mei-

ner Freunde sagen kann. Ich habe gehofft, noch einen anderen Ausweg zu finden; darum bin ich gestern abend mitgegangen. Aber als wir fast verhaftet worden wären, ist mir endgültig klar geworden, daß ich nicht länger warten kann. Behalte mich in guter Erinnerung.

Haitao

»Was gibt's?« fragt Xiao Chen.

Ich weiß keine Antwort, weiß nicht, was der Brief bedeuten soll. Ist Haitao davongelaufen? Aber wohin könnte er gegangen sein?

Ich rufe bei ihm an, doch er meldet sich nicht. Der Brief ist heute aufgegeben worden, um genau Viertel nach fünf. Wir haben jetzt kurz nach sechs; laut ausgedruckter Empfangszeit ist er soeben erst eingegangen. Haitao hat also eine Verzögerung von fünfundvierzig Minuten einprogrammiert. Er kann doch nicht so schnell aufgebrochen sein.

Ich ziehe meinen Overall an.

»Was ist los?« fragt Xiao Chen.

»Ich weiß nicht«, antworte ich. »Mein Tutor hat mir eine Nachricht geschickt, und die verstehe ich nicht.«

Ich eile durch die Passage, wo er den Brief aufgegeben hat, fahre mit dem Lift nach oben. Im Flur zu seiner Wohnung wimmelt es von Menschen. Ein starker Luftzug schlägt mir entgegen. Die Leute stehen mit verschränkten Armen da und plappern.

Vor Haitaos Tür ist der Flur von der Polizei mit einem rot-weißen Kunststoffband abgesperrt worden. Der Luftzug kommt aus der Wohnung. Kein Zweifel, er ist verhaftet worden. Wie

auf einem Baugerüst weht mir hier ein heftiger Wind ins Gesicht.

»Was ist passiert?« frage ich eine der Umstehenden.

»Der Bewohner dieses Apartments« – sie zeigt mit dem Finger – »ist durchs Fenster gesprungen.«

»Rausgesprungen?« frage ich, und dann, törichterweise: »Ist er tot?« Wir befinden uns in einer Höhe von rund hundertfünfzig Metern.

»O ja«, sagt sie.

»Er ist mein Tutor«, sage ich. »Ich bin Ingenieurstudent.«

»Warum hat er das getan?« fragt sie.

»Ich weiß nicht.«

Ich stehe eine Weile unschlüssig da, dann ducke ich mich unter der Absperrung hinweg, obwohl es ratsamer wäre, in den Lift zu steigen und zu verschwinden. Aber ich muß sehen, was passiert ist. Der Wind pfeift durch die Tür; es zieht durch die zerbrochene Fensterscheibe. Polizisten durchsuchen die Wohnung.

Ein Mann tritt mir in den Weg. »He, was haben Sie hier verloren? Zutritt verboten.«

»Er ... er war mein Tutor«, stottere ich. »Ich bin Ingenieurstudent.«

»Heute fällt die Nachhilfestunde aus«, sagt der Beamte.

Auf dem mit Glassplittern übersäten Boden liegen ein Paar Schuhe, die weiße Hose und das weiße Hemd, beides sorgfältig gefaltet. Anscheinend hat er sich vor dem Fenster ausgezogen.

»Wie hat er das Glas durchstoßen können?« frage ich. Fensterscheiben sind eigentlich bruchfest.

»Er hat ein Lösungsmittel drübergestrichen und den Haarfön

draufgehalten, bis das Glas spröde geworden ist«, sagt der Beamte. Seine Miene entspannt sich. »Woher kommen Sie?«

»Aus Amerika«, antworte ich. »Ich bin Amerikaner.«

»Nun, Genosse *Tongxue*« – Student – »Sie können hier nichts ausrichten. Gehen Sie nach Hause.«

»Nach Hause kann ich nicht«, sage ich. »Mein Studium wird erst in achtzehn Monaten zu Ende sein.«

Er verzieht das Gesicht. »Nein, nein, ich meine natürlich Ihr Wohnheim.«

Eine Frau betritt das Apartment. »Das System ist leergeputzt«, sagt sie. »Er hat keine Spuren hinterlassen.« Ihre Füße bringen Glassplitter zum Knirschen.

Ich weiß nicht, wovon sie reden. Ich ziehe mich zurück, steige über die Absperrung und gehe mit gesenktem Kopf durch die Menge der Schaulustigen. Der Lift ist voller Menschen. Ich starre auf die Schalterleiste, dann auf den Boden.

Um nicht ins Wohnheim zurück zu müssen, setze ich mich in der Einkaufspassage auf eine Bank und grüble vor mich hin. Nach einer Weile stehe ich auf und mache einen Anruf nach New York. Dort ist es jetzt halb sechs in der Früh. Peter liegt noch im Bett.

»Rafael!« sagt er. »Wie geht's dir?«

»Mein Freund«, stammle ich. »Ich habe dir von ihm geschrieben. Erinnerst du dich? Mein Tutor ...«

»Was ist passiert?«

»Er hat sich umgebracht.«

»Wie?«

Warum interessiert uns eigentlich immer das Wie? Was macht das für einen Unterschied? »Er ist aus dem Fenster

gesprungen.«

»Kommst du zurück nach Hause?« fragt Peter.

Nichts lieber als das. Ich will hier nicht sterben. Dann wird mir bewußt, daß er wissen möchte, ob ich sofort zurückkehre.

»Nein«, sage ich. »Ich muß doch noch meinen Abschluß machen.«

Wir reden miteinander. Über alles mögliche, nur nicht über Haitao. Es ist gut, mit jemandem reden zu können. Die hohen Gebühren kümmern mich nicht.

Aber alle Worte sind leer.



Hausarbeit

Alexi

Das Haus von Martine ist sehr hübsch eingerichtet. Vor nun schon zwei Jahren bin ich eingezogen, und noch immer kommt es mir wie ein Privileg vor, hier wohnen zu dürfen. In der Ridge gibt es viele schöne Wohnungen. Früher habe ich mir das Leben auf dem Mars ganz anders vorgestellt. Aufgewachsen bin ich in einer Frontstadt am Rand des Korridors im Mittleren Westen. Mein Vater war Schrottsucher. Weil es aber im Umkreis viele kleine Farmbetriebe gab, hatte ich schon damals eine Vorstellung davon, wie beschwerlich es ist, in Frontbereichen Landwirtschaft zu betreiben. Oft fiel die Ernte aus, und in manchen Jahren kamen Freiwillige von der Volksbrigade mit Tankwagen in die Stadt, um Wasser zu bringen. Ich selbst mußte für meine Mutter Wasser holen gehen, seit ich in der Mittelschule war. Wir hatten zwei Plastikkanister, die jeweils fünfzig Liter faßten; die standen dann auf der Ladefläche des alten Dreirades, und ich mußte mächtig in die Pedale treten, um die Fuhre bewegen zu können. Ich wollte auch bei der freiwilligen Volksbrigade mitmachen, aber es gab zu viele Bewerber. Statt dessen heiratete ich nach meinem Schulabschluß, um mit Geri eine Familie zu

gründen. Dann hieß es von der Partei, daß die durchschnittlichen Jahrestemperaturen dank der neuen, abgasvermeidenden Energiegewinnung sinken würden und daß man darangehen könne, den Korridor, die Wüste im Westen, wieder fruchtbar zu machen. Also siedelten wir um. Es folgten sehr schwere Zeiten, aber dann hatten wir es geschafft und guten Ackerboden gewonnen. Als ich die Erde verließ, war immer noch die Rede davon, daß die Temperaturen sinken, ungefähr um ein Grad in fünfzig Jahren. Drei Grad weniger, und die Temperaturen wären wieder da, wo sie im neunzehnten Jahrhundert gestanden hatten. In Idaho würde es wieder regnen, womöglich sogar in Zentralafrika und auch über Bejing. Wer weiß, vielleicht gäbe es bald blühende Blumen in der Antarktis. Aber Geri starb, und Theresa verbrachte ihre halbe Kindheit in Umsiedlungslagern.

Die Ridge verlangt uns viel Arbeit ab. Für Martine und mich ist die Nacht schon um fünf zu Ende. Ich glaube, so fleißig wie jetzt bin ich noch nie gewesen; dennoch geht mir die Arbeit viel leichter von der Hand als damals im Korridor, denn dort war alle Mühe vergeblich. Martine und ich haben einen neuen Tunnel angelegt als zusätzlichen Stall, um die Herde zu vergrößern. Die besteht inzwischen aus neunzehn Ziegen, und vier davon sind trächtig. Und wir haben ein Zimmer für Theresa angebaut. Martine wollte es so. Wir stehen in der Kreide, und es wird ein paar Jahre dauern, bis die Schulden bei der Kommune beglichen sind. Solange die Ziegen nicht krank werden, können wir unseren Verpflichtungen nachkommen. Martines Honiggeschäft läuft recht gut, und ich verdiene ein bißchen nebenher durch Programmierarbeit. Wir werden wohl über die Runden kommen, auch dann, wenn morgen alle Ziegen tot umfallen.

Dann müßten wir eben aufs Bier verzichten und die Erdbeeren verkaufen, statt sie selber zu essen.

Keiner weiß, was werden wird. Wenn wir im Korridor in Not gerieten, bin ich wie mein Vater auf Schrottsuche gegangen. Landwirtschaft war zu Anfang reine Zeitverschwendung. Kaum war die Saat aufgegangen, verwelkte auch schon alles. Ich fuhr auf meinem kleinen Scooter los und sammelte ein, was es an den Rändern alter Straßen zu finden gab. Viel Geld konnte ich auf diese Weise nicht verdienen. Wir lebten von der Hand in den Mund. Schließlich ging der Scooter zu Bruch, und ich mußte die noch verbleibenden fünfundzwanzig Kilometer zu Fuß nach Hause zurückgehen. Wäre ich weiter weg gewesen, hätte ich es wahrscheinlich nicht geschafft; ich wäre wohl unterwegs verdurstet. Auf die Einkünfte aus dem Schrottverkauf mußten wir nun verzichten. Wir wußten nicht wie, waren aber doch zuversichtlich, daß es irgendwie weitergehen würde. In jungen Jahren lassen sich Durststrecken leichter bewältigen.

Hier in der Kommune ist alles anders. Solange der Vorrat reicht, sorgt das Gemeinwesen dafür, daß jeder ausreichend zu essen hat. Wir müssen nicht hungern, und es sieht so aus, als würde sich Martines erweiterter Betrieb auf lange Sicht rentieren, falls es zu keinen größeren Schwierigkeiten kommt. Wir, Martine und ich, ergänzen uns gut. Sie kennt sich mit den Tieren aus, und ich verstehe mich darauf, alles in Gang zu halten.

Wir sind Geschäftspartner, Martine und ich. In dieser Hinsicht kommen wir bestens miteinander aus.

Mittwochnachmittag. Ich sitze am Monitor und sehe mir die Aufzeichnung einer neuen Unterrichtseinheit an. Um fünf Uhr ist Tutorienkurs. Eigentlich wollte ich mich schon gestern abend darauf vorbereitet haben, aber dann dauerte die Reparatur an der Steuerung für die kommuneneigene Motorwinde doch länger als erwartet.

Ich studiere Systemanalyse im Rahmen eines Fernstudiums, das von der Universität von Nanjing ausgeht. Das ist, glaube ich, eine sehr gute Schule. Zu Hause bin ich nie auch nur in die Nähe einer Universität gekommen und hatte nicht die geringste Chance zu studieren, geschweige denn an einer chinesischen Universität. Aber inzwischen bieten etliche Universitäten patriotische Sonderprogramme an, die Frontbewohnern zugute kommen sollen. Also habe ich mich für diesen Fernkurs eingeschrieben. Die Partei trägt alle Kosten und klopft sich auf die Schulter, zufrieden darüber, etwas für die eigenen Ideale getan zu haben.

Ich sitze vor der zweiten Unterrichtseinheit. In der ersten wurden Allgemeinplätze zum Thema Programmierung breitgewalzt. Die Lehrmethode ist typisch chinesisch: auf dem allerneuesten Stand und ideologisch unterfüttert, viel Theorie, aber wenig Praxisbezug. Ich sehe in diesem Studium keinen großen Nutzen, weder für mich noch für die Kommune, die die Transmitter-Rechnung bezahlt. Aber vielleicht werde ich ja doch noch genug lernen, um das gesamte Kontrollsystem der Gemeinde auf Vordermann bringen zu können.

Die Übersetzung ist gut. Der Professor spricht natürlich chinesisch. Ich kann nur ein paar Brocken, die ich aus der Schulzeit behalten habe. *Ni hao. Ni hao mal Wo hen hao, xiexie.*

Hallo, wie geht's? Mir geht's gut, danke. Meine Aussprache ist bestimmt hundsmiserabel.

Die zweite Unterrichtseinheit kommt gleich zu Anfang voll zur Sache. Ich halte die Aufzeichnung an und muß das Buch zur Hand nehmen, um nachzulesen, wovon eigentlich die Rede ist, bevor ich das Band weiterlaufen lasse. In nur einer Stunde hat der Professor das Kapitel abgehandelt. Im zweiten Kapitel fängt es tatsächlich an, interessant zu werden, obwohl ich immer noch nicht einsehen kann, was mir dieser Unterricht am Ende einbringt. Trotzdem mache ich fleißig Notizen.

In der Mittelschule habe ich damals Chemie als eines meiner Hauptfächer gewählt. Wir waren zu fünft in diesem Kurs, und unser Lehrer nahm uns tüchtig ran, da er uns für die Aufnahmeprüfung an der Universität von Salt Lake City vorbereiten wollte. Er ließ uns Experimente machen und stellte unmögliche Aufgaben. Zum Beispiel:

Unter Erhitzung wird eine Probe Eisenoxid in Verbindung mit Wasserstoff vollständig in reines Eisen umgewandelt. Zu Anfang wog die Probe 3,5 Gramm, das Endprodukt wiegt indes nur 2,45 Gramm. Wie lautet die Formel des Ausgangsstoffes?

Das war natürlich ein Witz. Lachen könnte ich wieder, wenn ich die Fragen lese, die es heute zu beantworten gilt.

Ein Modul der Kategorie 3 mit einer Grundfrequenz von 10^7 Hz kann Handschriften entziffern. Im folgenden sind drei verschiedene Handschriftenproben aufgeführt. Ent-

werfen Sie zwei mögliche Empfindlichkeitsmuster unter der Verwendung des Wortes ›Katze‹.

Na bitte. Die ersten zwei Sätze stimmen auf eine Fehlerquotenbestimmung ein. Darin bin ich Spitze. Als ich bei der Armee zum Piloten und Systemtechniker ausgebildet wurde, mußten wir ständig irgendwelche Fehlerberechnungen anstellen, die Auskunft geben über die Wahrscheinlichkeit von Systemabstürzen. Davon kann ich auch heute noch profitieren. Was interessieren mich Empfindlichkeitsmuster?

Ich blättere im Text zurück und lese Teile des Kapitels noch einmal durch. Vielleicht ist falsch aus dem Chinesischen übersetzt worden, auf jeden Fall komme ich mit dem Stoff nicht zurecht.

Wozu habe ich einen Tutor? In anderthalb Stunden sind wir verabredet. Theresa ruft an und fragt, ob sie im Hort bleiben und mit Linda spielen dürfe. Ich erinnere sie daran, daß um sechs zu Abend gegessen wird. Martine kommt von den Ziegen zurück.

»Im neuen Stall ist der CO₂-Gehalt gestiegen«, sagt sie.

Ich soll also wieder mal nach dem Rechten sehen.

»Um fünf schaltet sich mein Tutor ein; aber ich werde mich schon drum kümmern, sofort nach dem Abendessen. Theresa bleibt noch eine Weile im Hort und kommt erst um sechs zurück.«

Pünktlich um fünf piept der Apparat; der Bildschirm bleibt aber dunkel. Es wird wohl noch rund siebeneinhalb Minuten dauern, bis ich meinen Tutor sehe, denn solange brauchen die Funksignale, um hier anzukommen. Irgendwo in China sitzt

jetzt mein Tutor vor einem Monitor, der ebenso leer ist wie meiner. Ich stelle mich vor. »Mein Name ist Alexi Dormov«, sage ich und komme mir albern dabei vor, mit einem leeren Schirm zu sprechen. Ich berichte ihm oder ihr, wieweit ich mit den Aufgaben bin und erkläre mein Problem. Dann blättere ich wartend durchs Buch.

Sieben Minuten können sehr lang werden, wenn man nur dasitzt und wartet. Endlich baut sich das Bild auf, und ich sehe mich einem jungen Chinesen gegenüber. Er liest in einem Buch, schaut dann aber auf. Genaugenommen tat er das vor rund siebeneinhalb Minuten. Im Moment empfängt er, was ich ihm zu sagen hatte, und sieht mir dabei zu.

Er sagt: »Ich heiße Zhang und studiere im zweiten Jahr Ingenieurwesen an der Uni von Nanjing. Genaugenommen bin ich schon im dritten oder vierten Studienjahr, denn ich habe früher bereits ein Zwei-Jahres-Zertifikat erworben. Ich bin Ihr Tutor. Meine C-Mail-Nummer ist NJDX167, meine persönliche Durchwahl 7994. Wie wär's, wenn Sie mir zu Anfang erzählen, was Sie schon durchgenommen haben. Vielleicht gibt es dazu die ersten Fragen. Ich schlage vor, daß Ihre Fragen dann neu für Sie eingespielt werden, wenn meine Antworten bei Ihnen ankommen; im Kontext wird die Sache wahrscheinlich verständlicher. Um die Wartezeit zu überbrücken, will ich Ihnen schon einmal vorweg auf allgemeine Fragen antworten, die immer wieder gestellt werden.« Auf dem Bildschirm läuft die Zeit mit; sein Vortrag dauert ungefähr drei Minuten. Danach schaut er in sein Buch und macht Notizen.

Seine Lippen bewegen sich synchron zur Stimme. Er spricht also englisch, und zwar sehr gut. Offenbar hat er Englisch

studiert. Wie kommt er bloß dazu, auf Systemanalyse umzusatteln? Wieso ist ausgerechnet er mein Tutor? Haben alle höheren Semester einen Tutorenjob? Ich ertappe mich dabei, daß ich auf den Bildschirm gaffe. Ob er sich von mir taxiert fühlt, obwohl mein Blick, wenn er bei ihm ankommt, seit siebeneinhalb Minuten Vergangenheit ist?

Ich erkläre mich einverstanden mit seinem Vorschlag. Wenig später höre ich die Fragen, die ich vor einer Viertelstunde gestellt habe. Er schaut auf den Schirm, dann wieder in sein Buch. Ist es etwa in China Mode, die Haare so lang zu tragen? Er nickt. »Schlagen Sie doch mal Seite ... Augenblick, sechsundzwanzig auf«, sagt er. Wenn das so weitergeht, kommen wir in einer Tutoriumsstunde nur viermal zu Rede und Antwort. Nun, vielleicht kann ich ja demnächst ein wenig vorarbeiten und ihm dann einen ganzen Katalog von Fragen vorlegen.

»Okay«, sagt er, »legen Sie mir bitte in der nächsten Stunde eine Liste der Fachbücher vor, die Ihnen zur Verfügung stehen; ich meine Literatur über Qia ... ähm ...« Er scheint übersetzen zu müssen. »Literatur über die diversen Systemtypen.«

Und damit ist die erste Stunde beendet.

Ich schalte den Apparat aus. Das ganze Arrangement scheint mir alles andere als vielversprechend zu sein. Die Ridge zahlt erhebliche Gebühren für eine Stunde Transmission. Zwar werden im Funksignal jede Menge Informationen gleichzeitig mitübertragen und bei Empfang separiert, aber trotzdem finde ich den Aufwand für diese Art von Tutorium unangemessen.

Der Kurs wird sich insgesamt wohl kaum lohnen; ich sehe nicht, wie er mir helfen könnte, mit den hiesigen Problemen besser zurechtzukommen. Unser System ist völlig überfordert

und einfach nicht ausgelegt für das, was wir ihm abverlangen. Wir brauchen leistungsfähigere Hardware. An den Programmen herumzustricken, reicht bei weitem nicht aus.

Theresa kommt ins Wohnzimmer und läßt den Beutel mit ihren Schulbüchern auf den Boden fallen. Martine bereitet das Abendbrot vor und fragt mich, wie das Tutorium gelaufen sei. Ich gebe ihr Auskunft und sehe dabei zu, wie sie in der Küche hantiert. Sie ist eine große Frau, ein kleines Stück größer als ich, kräftig gebaut. Nicht hübsch. Daß sie Offizierin bei der Armee war, sieht man ihrer Haltung an.

Was habe ich heute geleistet? Vormittags habe ich die Ställe ausgemistet, dann den Abfallverwerter und den Destillator laufen lassen; der Nachmittag ist fürs Studium draufgegangen. Martine hat, wie ich weiß, den ganzen Tag durchgearbeitet. Auch ich hätte noch so viel zu tun. Ich müßte in den Hof raus, im Garten nach dem Rechten sehen und mich, wie versprochen, um den CO₂-Gehalt kümmern.

Sie räumt den Tisch leer. »Ihr könnt ja eure Hausaufgaben gemeinsam machen«, sagt sie.

»Du hast Hausaufgaben auf?« fragt Theresa.

»Und wie.«

Theresa kichert.

Am Donnerstagmorgen prüfe ich als erstes den Stand des Kohlendioxidgehalts im neuen Hof. Eskimo, der alte Bock, stemmt die gespreizten Vorderläufe in den Boden und senkt drohend den Kopf, als er sieht, daß mich sämtliche Ziegen freudig umringen. Theresa hat die Tiere verwöhnt, denn jeden Morgen, bevor sie zur Schule geht, bringt sie ihnen was zum Naschen nach draußen. Ich reiße das Lackmus-Päckchen auf

und klebe den Indikatorstreifen an die Wand. Dann schaufle ich Dung in den Abfallverwerter. Martine legt Wert darauf, daß der Hof ebenso sauber ist wie das Haus. Damit bin ich einverstanden, doch die Ziegen sind wenig kooperativ.

Der CO₂-Gehalt liegt über der Norm. Das ist zwar weder für Mensch noch Tier bedrohlich, aber ungewöhnlich. Ich gehe in den alten Ziegenhof und reiße ein zweites Päckchen auf, um den Test zu machen. Lilith folgt mir auf Schritt und Tritt. Sie ist trächtig und sehr anhänglich. Meine Lieblingsziege. Ich glaube, Martine ist eifersüchtig. Vor kurzem sagte sie, daß Lilith ein leichtes Mädchen sei. Den Vorwurf kann man ihr, Martine, gewiß nicht machen. Ich streichle Lilith und scheuche sie dann fort, um ungestört ausmisten zu können.

Auch im alten Hof ist der CO₂-Gehalt zu hoch.

Ich klebe einen Teststreifen in den Garten. Merkwürdig, hier ist außergewöhnlich viel Sauerstoff in der Luft. Der wird natürlich von den Pflanzen produziert, aber das System schöpft diesen Überschuß normalerweise ab. Als Martine sagte, daß es Probleme im neuen Hof gebe, dachte ich sofort an ein Leck, denn selbst ein winziges Leck kann die Regulation stören. Aber gleich überall, in beiden Höfen und dem Garten?

Die Regulatoren sind einfache Meßgeräte, durchaus mit Thermostaten zu vergleichen. Daß alle drei Regulatoren gleichzeitig ausfallen, erscheint mir äußerst unwahrscheinlich. Ich klebe einen Teststreifen in die Küche.

»Wieso denn das?« will Martine wissen.

»Ich fürchte, die Regulation stimmt überall nicht mehr«, antworte ich.

»Liegt's am Programm?«

»Das hat bisher keine Scherereien gemacht«, sage ich, ohne mir anmerken zu lassen, daß ich nervös werde. Um den neuen Hof einrichten zu können, war es nötig, das Betriebssystem zu erweitern, und wie gesagt, mit den technischen Dingen befasse ich mich. Martine kümmert sich um die Ziegen.

Sie mustert mich mit kritischem Blick. »Nun, liegt es etwa am System?«

»Keine Ahnung«, antworte ich. »Ich weiß nicht, was ich davon halten soll.« Wenn tatsächlich das System streikt, müssen wir bei der Kommune Ersatz beantragen. Das heißt neue Schulden. Falls überhaupt Ersatz zu haben ist. Wenn nicht, müssen wir eine Bestellung aufgeben und abwarten. Zwei Jahre mindestens, denn zur Zeit entfernen wir uns von der Transferbahn. Zwei Jahre ohne System würde unser Anwesen nicht überstehen. Wir müßten dichtmachen und in zwei Jahre neu anfangen. Nach fünf Minuten ziehe ich den Teststreifen von der Wand und werfe ihn in den Mülleimer.

Martine hat die Arme vor der Brust verschränkt und sieht mich an.

»Wie im Garten, zu viel Sauerstoff. Vielleicht bringt ein Leck alles durcheinander.«

Sie öffnet eine Schublade und holt eine Kerze daraus hervor. Ich schließe den Lüftungsschacht zum neuen Hof, und gemeinsam machen wir uns auf die Suche. Martine hat einen Riecher für undichte Stellen, aber auch sie hat nach Stunden kein einziges Leck gefunden. Verbindungsstellen und Schweißnähte sind allesamt in Ordnung, die Dichtungen schlagen nirgends Blasen. Ich schalte die Ventilation wieder ein, sperre nun die Lüftung zum alten Hof ab und gehe in den Garten. Ich finde zwar auch

hier kein Leck, aber immerhin die Katze, die hoch oben auf einer der Rohrleitungen liegt und schläft. Dahin also zieht sie sich immer zurück.

Martine kommt herbei. »Irgendwas gefunden?« fragt sie.

»Nein«, antworte ich. »Hier scheint alles in Ordnung zu sein. Ich werde mir jetzt einmal das Programm vornehmen und einen Diagnosedurchlauf starten.«

»Was glaubst du? Steckt der Fehler im Programm oder im System?«

»Martine«, entgegne ich scharf, »laß gut sein! Wir werden den Fehler schon beheben.«

Ich eile ins Haus, logge mich ins System ein und laß ein paar Tests laufen. Als ich mich wieder ausklinke, steht Martine hinter mir. Ich hocke neben der Steckerleiste auf dem Boden und muß zu ihr aufschauen. Sie blickt wieder einmal besonders kritisch drein. Wer sie nicht kennt, könnte sich durch diesen Blick beleidigt fühlen.

»Es dauert ein Weilchen«, sage ich. »Die Tests laufen noch.«

»Ich bin nur gekommen, um dich ans Mittagessen zu erinnern.« Sie legt mir die Hand auf die Schulter; ich lege meine darauf. Daß sie mich berührt, ist untypisch für sie. Ich weiß nicht, soll ich die Geste als Zärtlichkeit deuten oder als Hinweis auf den Ernst der Lage?

Wir essen zu Mittag. Anschließend gehe ich hinaus in den Garten, um die Filter zu säubern. Martine kommt und öffnet das Oberlicht. Draußen weht ein leichter Wind. Der Himmel ist kobaltblau, unnatürlich intensiv in seiner Farbe. Sand fegt rauschend über das Dachfenster. Das Glas ist dünn, aber hart; es filtert sogar das ultraviolette Licht. Wir arbeiten durch bis

zum frühen Nachmittag. Die Bienen summen im Hintergrund. Wir sind auf dem ganzen Berg das einzige Anwesen mit Fliegengittertüren. Das Bienengesumm gefällt mir, aber die Fliegengitter sind mir auch lieb, eine Selbstverständlichkeit wie auf der Erde.

Um halb vier geht die Tür zwischen Haus und Garten auf. Theresa kommt mit Linda.

»Hallo, kleines Herz«, grüße ich, bereue aber sogleich meinen Fehler. Sie wirft mir einen strafenden Blick zu. Es gehört sich nicht, eine Achtjährige im Beisein ihrer Freundin so zu nennen.

»Hallo, Genosse Alexi«, sagt Linda höflich. »Hallo, Genossin Martine.«

»Paps, können wir Limonade haben?«

Martine nickt mir zu. »Na gut. Geht nicht ans System. Es läuft gerade eine Diagnose.«

»Okay.«

Linda kommt seit fast einem Jahr regelmäßig auf Besuch. Sie und Theresa sind dicke Freundinnen. Zu Anfang dachte ich, daß sich das Mädchen hauptsächlich vom Fruchtsaft im Kühlschrank anlocken läßt, aber es geht den beiden wahrscheinlich vor allem um Gesellschaft. Es gibt nicht viele Kinder bei uns. In der Jerusalem Ridge leben weniger als fünfhundert Menschen.

Um vier gehe ich wieder ins Haus. Ich höre die Mädchen in Theresas Schlafzimmer plappern und lachen und logge mich ins System ein. Die Diagnose meldet einen Fehler. Vielleicht ist mit einer kleinen Programmänderung tatsächlich alles getan. Wenn es nur daran liegt, brauche ich mir keine Sorgen zu machen.

Martine muß auf eine Ratssitzung. Zum Abendessen wärme

ich Suppe und ein paar Brötchen auf. Lindas Mutter kommt kurz vor fünf mit ihrem Scooter an. Die Kinder laufen zur Rampe, um sie zu empfangen.

Es ist alles so normal, so vertraut und familiär. Aber was wird, wenn sich das Problem doch nicht durch Programmierung lösen läßt? Wenn das System kaputt ist?

Martine zieht ihre Ratstracht an, Bluse und Hose. Wir essen zu Abend, und Theresa erzählt, daß sie einen Aufsatz schreiben muß, und zwar über einen Führer der Zweiten Amerikanischen Revolution. Nach dem Essen schicke ich sie zum Ziegenfüttern in den Stall. Das ist eine Pflicht, die sie übernommen hat; dennoch muß ich sie jedesmal daran erinnern. Martine meint, wenn ich das Mädchen ständig aufs neue an seine Pflicht erinnere, wird es nie lernen, selbständig zu denken. Ich erinnere Martine immer wieder daran, daß das Mädchen erst acht Jahre alt ist.

Martine nimmt den Scooter; sie bricht früh auf, um sich mit Aron Fahey noch in ein paar Dingen abzusprechen. Theresa und ich setzen uns an den Küchentisch und machen unsere Hausaufgaben.

Sie kann sich nicht entscheiden, über welchen Revolutionshelden sie nun schreiben soll, über Zhou Xiezhong oder über Christopher Brin. »Kann ich jetzt an das System ran?«

»Na los«, antworte ich. Sie ruft ein Verzeichnis auf, und ich helfe ihr bei der Auswahl der Quellen. Theresa kann für ihr Alter ausgezeichnet lesen. In Mathematik dagegen hängt sie ein wenig zurück, aber die Lehrerin meint, daß sie den Anschluß bald geschafft haben wird. Sie liest mir die Geschichte von Zhou Xiezhong vor:

Zhou Xiezhi war der Sohn eines Arztes. Als Junge hielt er sich täglich auf der Farm seiner Großmutter auf. Die Großmutter hatte viele Tiere, darunter auch ein großes, rosafarbenes Schwein. Zhou Xiezhi liebte das Schwein, unterhielt sich mit ihm, gab ihm Äpfel zu fressen und nannte es ›Alter Mann‹. So oft das Schwein fröhlich zu grunzen anfang, mußte Zhou Xiezhi herzhaft lachen.

An einem Neujahrstag lud die Familie zu einem großen Mahl ein. Es gab Huhn und Rindfleisch und Fisch, denn das chinesische Wort für Fisch klingt fast so wie das Wort, das ›mehr essen‹ bedeutet. Außerdem standen Klöße und Rippchen auf dem Tisch. Zhou Xiezhi lief hinaus, um dem rosafarbenen Schwein ein glückliches neues Jahr zu wünschen.

Aber das Schwein war verschwunden. Wo steckte es bloß? Die Großmutter gab ihm Bescheid. »Das Schwein war Teil des Neujahrmahles.«

Zhou Xiezhi weinte bitterlich und aß sein Leben lang kein Fleisch mehr.

Ich erinnere mich an die Geschichte des sanftmütigen Zhou Xiezhi; natürlich habe auch ich sie als Kind in der Grundschule zu lesen bekommen. Später mußte ich zu meiner großen Enttäuschung erfahren, daß jene berühmten Vegetarier aus China, die als Anführer der sowjetischen Revolution nach Amerika kamen, kaltblütig den Befehl dazu gaben, jeden dritten Kriegsgefangenen zu töten, also eine mörderische Auslese veranlaßten, die solange durchgeführt wurde, bis sich die kapitalistischen Verteidiger von Gatlinburg schließlich ergaben.

Nicht, daß ich mißverstanden werde. Der Tod von rund

sechzig Gefangenen hat letztlich Tausenden von Soldaten das Leben gerettet, die bei der Eroberung von Gatlinburg sonst gefallen wären. Aber daß dieser Mann zu einer solchen Rechnung fähig war, verwundert mich noch heute, zumal seine Tagebucheintragungen von großen Zweifeln zeugen.

Theresa schreibt ihren Aufsatz über Zhou Xiezhi, das strategische Genie aus China, das seine Heimat verließ, um die amerikanische Volksarmee zu gründen und als Märtyrer in der Revolution zu sterben. Ich helfe Theresa, die historischen Daten in ihren Zusammenhang zu bringen. Um halb acht sieht sie noch eine halbe Stunde Video, dann geht sie ins Bad. Um halb neun liegt sie im Bett. Ich erlaube ihr, noch eine halbe Stunde zu lesen. Aber dann soll sie das Licht ausmachen.

Ich blättere durch mein Handbuch, suche nach Hinweisen, die mir helfen könnten, den Systemfehler zu beheben. Martine kommt nach Hause und geht sofort zu Bett. Ich brüte bis kurz nach elf über dem Problem und verziehe mich dann, um Martine nicht zu stören, ins dritte Schlafzimmer, wo ich zu Anfang unserer Ehe schlief. Am Morgen ist das Bett durchwühlt; ich muß wohl sehr unruhig geschlafen haben.

»Ich habe Ihre Fragen und die Literaturliste erhalten«, sagt mein Tutor. »Lassen Sie mich wissen, ob Sie meine Liste empfangen haben.« Er sieht mich an. Er hat einen seltsamen Blick. »Danke für Ihr Kompliment in bezug auf mein Englisch. Ich stamme aus Brooklyn.«

Brooklyn? New York?

Er räuspert sich und beginnt mit der Beantwortung meiner Fragen. Einige Fragen sind schnell abgehakt, bei anderen läßt er

sich mehr Zeit. Die siebeneinhalbminütige Verzögerung frustriert mich zunehmend.

»Genosse Zhang«, sage ich, als drei Viertel der Stunde um sind. »Ich habe eine Frage, die nicht direkt mit dem Unterrichtsstoff zusammenhängt. Als Techniker stehe ich vor dem Problem, Systeme nutzbar zu machen für Aufgabenbereiche, für die sie nicht ausgelegt sind. Ich suche Möglichkeiten der Kapazitätserweiterung. Können Sie mir Informationen darüber geben? Ich wäre Ihnen sehr dankbar.«

Er sucht im Textbuch nach einem Fallbeispiel. »Schlagen Sie Seite siebenundsechzig auf.« Er liest ein Weile still vor sich hin, blickt dann in den Schirm und entschuldigt sich lächelnd. »Hören Sie zu.« Er holt in seinen Erklärungen weit aus, referiert Dinge, die mir längst bekannt sind. Leider kann ich ihm nicht ins Wort fallen.

Fünfzehn Minuten später höre ich die Wiederholung meiner Frage. »Ah«, meint er, »dazu kann ich im Moment nicht viel sagen. Ich werde mich aber um Informationen bemühen.«

Ende der Unterrichtsstunde. Aus Brooklyn ist er. Amerikaner vermutlich, es sei denn, in Australien, England oder sonstwo gibt es ebenfalls einen Ort, der Brooklyn heißt. Allerdings spricht er wie ein Amerikaner.

Offenbar ist er einer von der ganz gescheiten Sorte.

Wir beziehen unseren Sauerstoff aus der Marsatmosphäre, und der Großteil unserer Energie ist solar. In New Arizona macht man sich die Fusion nutzbar, aber darauf brauchen wir nicht zurückzugreifen, da uns große brachliegende Flächen zur Verfügung stehen. Bevor ich mich darangebe, das Programm zu

ändern, will ich zunächst die Sonnenkollektoren und CO₂-Tanks inspizieren. Von der ultravioletten Strahlung wird ein Teil des CO₂-Gehalts aufgelöst, aber nicht genug. Den Rest besorgen Algenkulturen. Manchmal geht ein Tank zu Bruch; dann gehen die Algen verloren, und ganz New Arizona schreit auf und wirft uns vor, das ökologische Gleichgewicht auf dem Mars zu schädigen. Dabei kann hier auf diesem Planeten von einem solchen Gleichgewicht kaum die Rede sein. Es gibt ein paar heimische Pseudoalgen und Flechtengewächse an den Polen, mehr aber auch nicht, und außerdem werden unsere Algen sowieso über kurz oder lang verstrahlt werden. Trotzdem überprüfe ich die Tanks alle sechs Monate. Die Sandstürme setzen ihnen – wie allem anderen auch – mächtig zu.

Unter der Decke des Tunnels, der das Haus mit dem Garten verbindet, ist eine enge Luftschleuse eingebaut. Ich muß mal wieder ins Depot der Kommune, um mir einen Raumanzug auszuleihen. Weil wir ihn nur selten brauchen, haben wir uns keinen eigenen zugelegt. Außerdem läßt sich das Ding nicht zusammenfalten und ist darum nur unter großem Aufwand auf dem Scooter zu transportieren. Offiziere der Armee würden Zustände kriegen, wenn sie unsere Ausrüstung sähen, die allen Sicherheitsstandards Hohn spricht. Die Gelenkverbindungen sind von Anno dazumal, und im Grunde taugt das ganze Ding nichts. Wenn ich von einer Exkursion nach Hause zurückkomme, pumpe ich den Anzug jedesmal voll Luft und stelle ihn eine Stunde lang hinaus in den Garten. Ist er auch nur halbwegs dicht, kümmerge ich mich nicht weiter drum.

Mintessa, die Katze, ist neugierig und verstört zugleich. Sie streicht durch den Garten, während ich mich am Anzug zu

schaffen mache, den ich mir inzwischen besorgt habe. Der letzte Leihanzug heizte so sehr, daß ich darin fast zum Sieden gekommen wäre. Außerdem roch er schrecklich streng nach allen, die schon vorher darin geschwitzt hatten. Mintessa verzieht sich fauchend, als ich die Stiefel auspacke. Vielleicht haben die Füße von Hundehalter Geoff Kern zuletzt darin gesteckt, oder aber sie stört sich an der reflektierenden Oberfläche der Schäfte.

Der Anzug stinkt nach Desinfektion. Ich stehe im Garten und ordne unter den argwöhnischen Blicken der Katze meine Unterwäsche. Dann steige ich in das Ding, streife Stiefel, Helm und Handschuhe über und versiegele die Dichtungen. Immerhin scheint der Innendruck konstant zu bleiben. Der Rucksack ist alles andere als ergonomisch geformt; die flache, nach unten hin gegabelte Batterie drückt mir gegen die Nieren, wenn ich mich aufzurichten versuche.

Ich stelle die Leiter unter die Luftschleuse und hieve mich hinein. Was auf der Erde kaum möglich wäre, ist hier der geringen Schwerkraft wegen ein Kinderspiel, und so steige ich durch die Schleuse und schließe die Luke hinter mir. Hoffentlich stellte Martine die Leiter nicht weg. Aber meine Sorge ist natürlich übertrieben. Sie weißt doch, daß ich draußen bin.

Um die Luft nicht verfliegen zu lassen, wird die Schleuse leergesaugt von einer kleinen Pumpe, die sich zwar mächtig anstrengt, aber dennoch kein Vakuum herstellen kann. Daß immer ein Rest wertvoller Atemluft verlorengeht, ärgert mich. Ich öffne nun die Außenluke, krieche hervor und stemme mich gegen den Wind, der mir entgegenschlägt. Meine Gesichtsmaske polarisiert das Licht. Ich kann mich nicht erinnern, welche Jahreszeit wir haben, und blinzele zum Himmel empor, der, von

der Maske gefiltert, fast schwarz ist. Es scheint, die Sonne steht im Norden. Na klar, wo sonst? Immerhin sind wir ziemlich weit unten in der südlichen Hemisphäre. Auf dem gewölbten Oberlicht blinkt helles Sonnenlicht. Hinter mir erhebt sich die Ridge. Der Rest unserer Siedlung liegt jenseits der Hügelkette. Das rostrote Gelände vor mir ist übersät mit schwarzen Felsbrocken.

Ich habe mir die Marslandschaft immer so vorgestellt wie die Wüste, in der ich aufgewachsen bin. Tatsächlich aber läßt sich allenfalls die Trockenheit miteinander vergleichen. Zum einen ist die Farbe des Bodens ganz anders, und zum anderen sorgt auf dem Mars nur der Wind für Erosion. Außerdem gibt es hier sehr viel mehr Gestein an der Oberfläche. Nur an den Polen gleicht der Boden der festgebackenen Erdkruste meiner Heimat, doch sind die einzelnen Schollen dort kleiner und die Risse dazwischen weniger breit. Hier auf dem Mars wirkt alles übertrieben und vereinfacht. Jedes Schulkind kennt Fotos vom Mons Olympus, dem riesig hohen Bilderbuchberg, der auf der ganzen Erde nicht seinesgleichen hat. Sein Krater mißt neunzig Kilometer im Durchmesser.

Ab und zu gehe ich ganz gerne hinaus in Freie, obwohl die Landschaft keine besonders schönen Ansichten bietet. Auch fehlt der Blick in die Weite; hier ist alles gedrängt. Aber darauf kommt es mir nicht an. Wenn ich draußen unter der Sonne bin, möchte ich die Glieder recken. Zwar stößt mir dann der Rucksack in die Lenden, trotzdem fühle ich mich wohl.

Auf dem Mars zu gehen, ist nicht leicht. Ich habe versucht, einen befestigten Pfad bis zum Tank anzulegen, aber bislang ohne Erfolg. Die Steine wackeln unter den Füßen, und ich muß jeden Schritt behutsam setzen, die Arme ausstrecken, um

Balance zu halten.

Die Filter am Tank sind voller Sand. Ich klopfe sie aus, aber der nächste Sandsturm wird sie wieder füllen. Der große, schwarze Sauerstofftank scheint in Ordnung zu sein. Ich nehme die Instrumentenabdeckung ab. Meine Finger sind kalt. Es wäre auch zu schön, wenn einmal etwas stimmen würde. Der letzte Anzug brachte mich zum Schwitzen, dieser hier wärmt überhaupt nicht. Der Wind bläst von hinten; immerhin schützt der Rucksack ein wenig, aber eben nur den Rücken. An den Beinen friere ich um so mehr. Auf den antiquierten LCD-Anzeigen sind Meßwerte abzulesen, die durchaus in der Norm liegen. Ich habe keine Möglichkeit, mich hier draußen ins System einzuklinken; dem Anzug fehlt die nötige Steckverbindung.

Schlotternd vor Kälte gehe ich zurück und beeile mich, in die Schleuse zu kriechen, schließe die Tür und warte, bis die Pumpe das Kohlendioxid abgesaugt hat.

Die Leiter steht an Ort und Stelle. Ich steige hinunter.

Martine kommt mir an der Gittertür mit zwei Steigen voller Setzlinge entgegen, dabei wollte sie eigentlich am Bienenhaus weiterarbeiten. Vielleicht ist sie schon fertig, oder aber sie legt eine Pause ein. »Wie sieht's aus?« fragt sie, als ich den Helm abgezogen habe.

»Gut«, antworte ich. »Ich habe die Filter gereinigt. Bei dem Ding hier klappt die Heizung nicht.«

»Lange warst du ja nicht draußen.« Sie stellt die Stiegen ab.

»Hast du die Katze gesehen?« frage ich.

»Min ist oben in der Installation und schmolzt.«

»Ihr gefällt der Anzug auch nicht«, sage ich. Tiefsinnige Worte.

Ich habe nicht damit gerechnet, daß die Erklärung für unser Problem draußen zu finden ist. Vielleicht liegt es doch nicht am System. Vielleicht steckt der Fehler im Programm.

»Siehst du dir jetzt noch mal das Programm an?« will Martine wissen.

»Heute nicht mehr«, antworte ich und weiche Martines Blicken aus. »Seit Tagen bastle ich daran rum und komme nicht weiter. Ich habe mich wohl verrannt und muß erst einmal Abstand gewinnen.« Hat Martine eine Sache angefangen, dann bringt sie sie zu Ende, und wenn es noch so lange dauert. Aber ich bin nicht Martine.

Das Bett ist zu warm, mir ist unbehaglich. Um Martine nicht weiter zu stören, sollte ich lieber in ein anderes Zimmer umziehen. Aber wenn ich jetzt aufstehe, wird sie fragen, warum. Mir ist nicht klar, ob es ihr recht ist, daß wir im selben Bett schlafen, oder nicht. Sexuell stimmt es zwischen uns ganz gut, glaube ich. Gegenteiliges habe ich jedenfalls noch nicht von ihr gehört; und obwohl sie einmal gesagt hat, daß sie ans Alleinschlafen gewöhnt war, glaube ich, daß ihr an meiner Nähe inzwischen gelegen ist. Ich bemühe mich, sie fühlen zu lassen, daß es eine gute Idee war zu heiraten, daß mir die Ehe genausoviel bringt wie ihr. Ich bin dankbar, nicht zuletzt für Theresa.

Manchmal kommt mir die Ehe allerdings auch wie eine Bürde vor. Das war schon damals mit Geri der Fall. So sind auch die Verpflichtungen als Vater mitunter schwer zu ertragen, aber das ist wohl normal, und Martine wird sich bestimmt ebenso ab und zu fragen, warum sie uns bei sich überhaupt aufgenommen hat. Trotzdem glaube ich, daß unsere Ehe das ist, was Martine

auch tatsächlich will.

Der Alarm reißt mich aus dem Halbschlaf. Es kann doch noch nicht Morgen sein, denke ich. 2:18 Uhr steht in blau leuchtenden Ziffern auf der Uhr zu lesen, und dann fällt mir auf, daß der Alarm eine Störung signalisiert. Irgendwo ist das Luftgemisch durcheinandergeraten. Ein Leck. So etwas passiert mitunter dreimal im Monat. Manchmal bleiben wir auch drei Monate lang davon verschont.

Ich höre, wie Martine aus dem Bett steigt und ins Wohnzimmer geht. Bevor sie nicht nach draußen gegangen ist, werde ich kaum wieder einschlafen können, und zum entspannten Schlafen komme ich wahrscheinlich auch nicht, ehe sie nicht wieder zurück ist. Da sie erfahrungsgemäß zwei, drei Stunden wegbleiben wird, muß ich diese Nacht wohl ohne Schlaf auskommen.

Im Wohnzimmer ist Licht. Sie kommt ins Schlafzimmer zurück. Ich will mich drücken und vergrabe das Gesicht in der Armbeuge. »Alexi?« sagt sie.

»Hmmm?«

»Der Alarm kommt aus den Ställen.«

»Was?«

»Der Alarm.« Sie flüstert zwar nicht, spricht aber leise. »In den Ziegenställen stimmt die Luft nicht. Besonders schlimm sieht's im neuen Stall aus.«

Ich steige aus dem Bett, ziehe mir die Hose an und überprüfe das System. Für den alten Stall zeigt unser System einen zu hohen CO₂-Gehalt an. Also klinke ich mich ein, um die Sauerstoffmenge zu vergrößern, doch die Anlage läßt sich nicht manipulieren. Die Relais sind wie festgefroren.

Ich trete aus der Verbindung aus, lösche die Eingabe und klicke mich wieder ein. Ich spüre die Anspannung, die ein Zeichen dafür ist, daß ich Zugriff auf den Regulator habe. Aber er läßt sich einfach nicht steuern. Mir ist klar, jetzt wird es ernst, und der Grund dafür liegt nicht im Programm; der Fehler steckt tatsächlich im System.

Martine wartet. »Das System hakt«, sage ich. »Es reguliert weder das Haus noch die Ställe.« Ich schalte aus und werfe das kleine, manuell steuerbare Notaggregat an, klicke mich ein und mache Licht in der Küche und in den Ställen. »Wie hoch der CO₂-Gehalt draußen ist, läßt sich nicht sagen, weil unklar ist, ob das System überhaupt richtig gemessen hat.«

»Ich mache den Test«, sagt Martine.

»Kleb auch einen Streifen in die Küche.« Mit dem Notaggregat sauge ich CO₂ aus den Ställen ab. Das kann Stunden dauern. Ein Blick aufs Thermometer zeigt, daß es im Haus ein bißchen zu kühl geworden ist.

Der Sauerstoffgehalt in der Küche liegt ein wenig über normal. Seltsam, denke ich; wie kommt es zu diesem Gefälle zwischen Haus und Ställen? Martine ruft von draußen.

»Alexi, hier ist viel zu viel Kohlendioxid. Die Ziegen sind schon ganz groggy.«

»Und wie sieht's im Garten aus?«

»Alles okay.« Auf dem Monitor sehe ich, wie sie die Stirn in Falten legt. »Aber ich kann die Ziegen nicht in den Garten treiben.« Die hätten ihren Spaß, aber wir würden nie mehr Erdbeeren ernten können.

»Dann hol sie in die Küche«, sage ich.

Martine mustert mich, als hätte ich den Verstand verloren.

»Neunzehn Ziegen in unserer Küche?«

»Was bleibt uns anderes übrig? Es wird mindestens noch zwei Stunden dauern, bis die Luft im Stall wieder in Ordnung ist.«

Ich verschiebe Möbel, um den Durchgang zum Wohnzimmer zu verbarrikadieren.

»Was machst du da?« fragt Theresa. Sie steht mit weißem Nachthemd und zerzaustem Haar im Hur, das Kinn auf die Hand gestützt, wie es seit eh und je ihre Gewohnheit ist.

»In den Ziegenställen stimmt das Luftgemisch nicht«, sage ich. »Wir müssen die Tiere in die Küche holen. Du kannst helfen und Martine die Tür aufhalten. Aber zieh vorher ein Paar Schuhe an.«

Martine kommt. Unter beide Arme hat sie je eine Ziege geklemmt. Als sie die Tiere auf dem Boden absetzt, knickt eines – ich glaube, es ist Charlotte – in den Knien ein und schließt die Augen. Ich steige über die Möbel und folge Martine nach draußen in den neuen Stall. Die Luft riecht verbraucht. Oder fällt mir der Geruch nur auf, weil ich weiß, was los ist? Apathisch liegen die Ziegen am Boden. Sie achten nicht auf uns. Ein merkwürdiger Anblick diese Ziegen, reglos, weiß, schwarz-weiß und struppig. Ich greife mir Einstein, dem es trotz seiner Benommenheit gelingt, mir einen heftigen Kopfstoß gegen die Rippen zu versetzen. Als ich wenig später mit der zweiten Fracht in die Küche komme, steht er im Türrahmen und droht mir mit gesenktem Kopf.

»Theresa?« rufe ich. Sie klettert über die Barrikade. »Kümmere dich um Einstein, ja?«

Sie zieht den Bock weg von der Tür und setzt sich neben ihm

auf den Boden. Martine und ich schleppen Ziegen an. Schwer sind sie nicht, aber auch nicht gerade gut zu tragen. Martine kommt viel besser mit ihnen klar. Mir versucht sich jedes Tier zu widersetzen.

Als ich mit der vierten Armladung durch den Garten komme, höre ich Hufgetrappel in der Küche. Charlotte steht auf den Beinen. »Na, immerhin werden sie keinen Gehirnschaden davontragen«, sagt Martine und überholt mich mit zwei Ziegen.

»Wäre das bei den blöden Viechern überhaupt festzustellen?« frage ich.

Neunzehn Ziegen füllen die Küche. Leider erholen sie sich sehr schnell und trappeln umher.

»Glaubst du, daß wir sie bis zur Melkzeit wieder in den Stall zurücktreiben können?« fragt Martine.

»Ja«, antworte ich. »In knapp zwei Stunden ist alles wieder in Ordnung. Geh ins Bett. Du auch, Theresa. Ich werde auf die Tiere aufpassen.«

»Ab mit dir, Theresa«, sagt Martine.

»Muß ich morgen in die Schule?«

»Na klar. Was soll die Frage?« sage ich.

»Nach der Nacht? Ich werde doch gar nicht richtig ausgeschlafen sein«, antwortet sie.

»So ist es nun mal«, erwidere ich. »Geh ins Bett und schlaf.«

»Aber ich würde lieber helfen«, sagt sie.

»Es gibt nichts mehr zu tun. Geh jetzt.«

Schmollend wünscht sie uns eine gute Nacht und klettert über die Möbel. Ich setze mich auf die Anrichte.

»Paps?« ruft Theresa aus dem Flur.

»Was ist?«

»Bei mir geht das Licht nicht an.«

Ich höre Martine antworten: »Du brauchst kein Licht.«

»Leg dich endlich schlafen!« rufe ich, betont energisch, streng genug, wie ich hoffe. Die Lichter hängen am System – wie alles andere auch. Das erinnert mich daran, die Küche mit Sauerstoff zu versorgen. Neunzehn Ziegen verbrauchen jede Menge Luft. Ich steige – ziemlich unbeholfen, wie ich zugeben muß – über meine Möbelbarrikade. Im Flur kommt mir Martine entgegen. »Ich will hier im Haus für mehr Sauerstoff sorgen«, sage ich. »Leg dich wieder schlafen.«

»An Schlaf ist jetzt nicht mehr zu denken«, entgegnet sie.

»Dann ruh dich einfach nur aus.« Im Hintergrund rumpelt und poltert es. Einstein hat die Barrikade überwunden und ist im Wohnzimmer. Ich hetze hinter ihm her, durch die Wohnung und den Flur. Martine kann ihn schließlich im Bad einsperren.

»Von ein paar Möbelstücken läßt er sich nicht aufhalten«, sagt sie. Einstein ist ein zotteliger, weißer Bock. Er sieht aus, als hätte man ihm einen Fransenteppich übergeworfen.

»Was machen wir mit ihm?« frage ich.

»Soll er sich doch austoben«, sagt sie. »Da drin kann er nichts kaputtmachen.«

Seine Hufe klappern auf den Fliesen. Es ist dunkel im Bad. Er meckert. So nervös habe ich ihn noch nie erlebt. Womöglich trifft ihn noch der Schlag. Sei's drum. Ich will nicht sagen, daß er mir zuwider ist, aber manchmal finde ich ihn ziemlich anstrengend. Martine behauptet, er sei clever.

»Habt ihr Einstein im Bad eingesperrt?« ruft Theresa aus ihrem Schlafzimmer.

»Ja«, antworte ich. »Mußt du mal?«

»Nein.« Ich bin erleichtert.

»Schlaf jetzt, Theresa.«

Ich helfe Martine über die Barrikade und schiebe zusätzlich den Küchentisch davor. Wir waten durch Ziegen und nehmen Seite an Seite auf der Anrichte Platz.

»Willst du dir nicht ein Hemd überziehen?« fragt Martine.

»Mir ist nicht kalt«, antworte ich. »Es sei denn, der Anblick stört dich.«

»Ach was.« Martine wirkt befangen und plättet das Haar mit der Hand.

»Du siehst gut aus«, sage ich.

Irritiert läßt sie die Hand in den Schoß fallen. Martine kann mit Komplimenten nicht umgehen. »Cleo!« Sie herrscht eine Ziege an, die sich an der Barrikade zu schaffen macht. Doch Cleo hört nicht auf damit, und Martine läßt sie gewähren.

Oh, bin ich müde. Es ist alles zum Verzweifeln. »Die Indikatoren gehen uns langsam aus, stimmt's?« frage ich.

»Ja«, antwortet Martine. »Ich werde morgen welche holen und bei der Gelegenheit im Depot sagen, daß unser System streikt. Kannst du es reparieren?«

»Nein«, gestehe ich.

»Dachte ich mir«, seufzt sie.

»Was sollen wir tun?«

»Läßt sich das Luftgemisch manuell regulieren?« fragt sie.

Ich zucke die Achseln. »Mehr schlecht als recht. Ich könnte versuchen, eine Automatik einzubauen. Ob die aber für Haus, Garten und beide Ziegenställe ausreicht, ist fraglich.«

»Dann machen wir den neuen Stall dicht und verkaufen ei-

nen Teil der Ziegen«, sagt Martine. »Mal sehen, vielleicht kommen wir so über die Runden, bis ein neues System da ist.«

»Wir müßten warten, bis wir wieder im Bereich der Transferbahn sind«, sage ich. Das wird erst in über einem Jahr der Fall sein.

»Womöglich läßt sich eins auf dem freien Markt in New Arizona besorgen«, meint Martine.

»Und wovon sollen wir das bezahlen?«

»Wir könnten eine Anleihe machen.«

Darauf sage ich nichts.

Nach einer Weile nimmt sie meine Hand. »Alexi«, sagt sie. »Keine Sorge, wir halten durch. Auf Bier und Limonade werden wir vielleicht fürs erste verzichten müssen. Und über den Verkauf von Erdbeeren und grünen Bohnen kommt Zusätzliches in die Kasse.«

»Es geht um sehr viel Geld«, sage ich.

»Du siehst immer nur schwarz«, antwortet sie leicht verärgert. »Du hättest mal zu Anfang hier sein sollen; da ging's mir wirklich dreckig.«

»Es läuft nicht immer alles nach unseren Wünschen«, sage ich.

»Aber es läuft auch nicht immer alles zuwider. Und sprich nicht so leise! Das ist komisch an dir; so oft du Kummer hast, murmelst du vor dich hin, ohne jede Betonung in der Stimme.«

»Soll ich lieber schreien und toben?« Meine Stimme klingt tatsächlich merkwürdig hohl; selbst mir fällt das auf. Ja, ich fühle mich auch hohl.

»Wie du meinst, Alexi«, sagt sie. Nicht nur der Tonfall, ihre ganze Haltung verrät Enttäuschung. Wir halten uns immer

noch bei der Hand, aber ich bin sicher, daß ihr das gar nicht mehr bewußt ist.

»Ich habe dich nicht gebeten, mich zu heiraten«, sage ich, um mich zu verteidigen.

»Shit«, sagt sie, ohne mich dabei zu adressieren. Es klingt, wie ein allgemeiner Kommentar zur Lage. Ich bin mehr als überrascht, denn Martine flucht äußerst selten.

»Ich hätte es wissen sollen. Also gut. Wenn du die Scheidung willst, dann trennen wir uns eben.«

Das ist der Beweis, der Beweis dafür, daß ich sie und unser Arrangement völlig falsch eingeschätzt habe. »Ich will keine Scheidung«, sage ich. »Ich will, was du willst.« Wir geben bestimmt ein komisches Bild ab, wie wir Hände haltend auf der Anrichte hocken, die Füße in ein Meer von Ziegeln baumeln lassen und über Scheidung reden. Cleo ist drauf und dran, die Barrikade einzureißen. »Verdammt.« Ich springe von der Anrichte, schiebe Theresa-die-Ziege beiseite und zerre Cleo von der Möbelsperre weg. Als ich mich umdrehe, sehe ich mich von Martine beobachtet. Ihr Blick ist so traurig, so ... wie heißt das Wort, nach dem ich suche? So resigniert. Martine hat große, dunkle Augen. Seltsam, daß mir die Größe bislang nicht aufgefallen ist. In dem bleichen, schmalen Gesicht wirken ihre Augen überdimensional groß.

»Alexi«, sagt sie mit brüchiger Stimme und fängt zu weinen an, was mich tief bestürzt, denn ich habe Martine noch nie weinen sehen. Martine ist hart, soldatisch diszipliniert. Ich bin für einen Moment fassungslos, bahne mir einen Weg durch die Ziegen zurück zur Anrichte, setze mich neben sie und nehme sie in die Arme.

»Ach, komm«, sage ich und tröste sie mit all den Worten, die man sagt, wenn jemand weint.

»Ich bin alt, ich weiß«, schluchzt sie. »Ich weiß auch, daß es nicht fair war, dich mit meinem Anwesen zu ködern. Aber ich dachte, es wird schon alles gut gehen.« Ihre kräftige, lange Nase wird rot. Wenn sie weint, sieht sie älter aus. Beileibe nicht hübscher.

»Du bist nicht alt«, sage ich.

»Ich bin vierundvierzig«, sagt sie. »Zehn Jahre älter als du ...«

»Acht«, korrigiere ich.

»Männer ziehen jüngere Frauen vor.«

»Du bist viel zu gut für mich«, sage ich aus tiefster Überzeugung. Aber sie weint nun um so heftiger.

»Ich will, daß du mich gern hast«, sagt sie und macht sich von mir frei, springt zu Boden und schiebt Lilith beiseite, um die Schublade öffnen zu können, aus der sie ein Abtrockentuch holt.

»Ich habe dich doch gern«, sage ich perplex. »Ich mag dich, ja, ich liebe dich sogar.«

»Was du auch tust, es scheint, es geht dir nur darum, irgendeiner mehr oder weniger lästigen Pflicht nachzukommen«, sagt sie. »Den Eindruck vermittelst du ständig und in allen Belangen. Du glaubst, Theresa verpflichtet zu sein, weil ihre Mutter gestorben ist. Mir glaubst du verpflichtet zu sein, weil ich euch aufgenommen habe. Und der Kommune glaubst du verpflichtet zu sein, weil sie unseren neuen Stall vorfinanziert hat. Deshalb machst du auch diesen Fernkurs. Du willst dich erkenntlich zeigen und möglichst nützlich sein. Aber kein Mensch interes-

siert sich dafür, welchen Nutzen du aus diesem Kurs ziehst. Es geht nämlich in dieser Sache allein um Politik, Alexi. Um das gute Gewissen der Partei.«

Ich bin sprachlos. Nach einer Minute sage ich: »Du tust grad so, als wäre es ein Verbrechen, dankbar zu sein.«

»Dankbarkeit hat auch eine Kehrseite«, sagt sie. »Ressentiment. Du bist nicht mein Sklave, und ich will nicht, daß du dich als mein Sklave verstehst.«

»Nicht so laut«, sage ich. Die Ziegen werden merklich unruhig, und ich fürchte, daß uns Theresa hören könnte. Ich fasse sie beim Arm. »Komm«, sage ich und ziehe sie hinter mir her hinaus in den Garten. »Du übertreibst maßlos. Ich komme mir nicht wie dein Sklave vor. Zugegeben, ich bemühe mich, meinen Beitrag zu leisten, und will nicht, daß du mich für jemanden hältst, der sich gemütlich ins gemachte Nest setzt. Du hast mir schließlich nie gesagt, ob du zufrieden bist mit der Art, wie wir zusammenleben. Ich weiß nicht, wie du zu mir stehst oder ob du gern meine Frau bist. Verdammt, ich weiß nicht einmal, ob es dir gefällt, mit mir zu schlafen.«

»Du brauchst nicht so zu schreien«, sagt Martine.

»Soeben hast du dich noch darüber beklagt, daß ich zu leise spreche.«

Martine fängt zu lachen an. Mir drängt sich die Frage auf, ob sie womöglich nervlich am Ende ist; immerhin ist es schon früh am Morgen.

»Was ist los?« frage ich.

»Es ist zu komisch«, sagt sie lachend.

»Was?«

»Die Küche ist voller Ziegen, und wir haben unseren ersten

Ehekrach.«

»Ist es wirklich unser erster?« frage ich und versuche, mich an zurückliegende Streitigkeiten zu erinnern.

»Der erste richtige«, sagt sie.

»Wir haben über Theresa gestritten. Du hast mir gesagt, ich solle sie nicht ständig mahnen, die Ziegen zu füttern.«

»Das war doch kein Streit. Du hast gesagt, sie sei erst acht, und damit war die Diskussion beendet.« Ihre Nase ist noch immer gerötet, aber nun grinst sie mir zu.

»Wenn das unser erster Ehekrach war ...«, sage ich nachdenklich.

»Und wir haben sogar geflucht, was die Sache wirklich ernst macht«, flüstert sie dazwischen.

»... dann sind wir wohl wirklich verheiratet. Ein richtiges Ehepaar.«

»Mit Pflichten, die auch angenehm sein können«, schmunzelt sie. »Allerdings ...«

»Ja?« frage ich.

»Die Küche ist voller Ziegen, Mr. Dormov. Wie dem auch sei ...« Ihre Stimme zittert ein wenig. »Ich schlafe gern mit dir.«

»Und ich mit dir. Außerdem finde ich nicht, daß du alt bist, Mrs. Jansen.« Ich schlinge die Arme um sie und drücke sie fest an mich. »Wie wär's, wir gehen zurück in die Küche, setzen uns auf die Anrichte und sind nett zueinander?«

»Solange die Ziegen nicht die Möbel anknabbern«, sagt sie.



Daoistische Ingenieurskunst

Zhang

Der Zug liegt lang und leuchtend weiß auf Gleis drei. Weiß ist im Osten auch die Farbe des Todes, und bestattet wird früh am Morgen. Mein Atem ist weiß. Der Bahnsteig ist voller Menschen, die mit mir darauf warten, den Zug besteigen zu können. Ich habe eine Polsterplatzkarte und stehe am Ende des Bahnsteigs unter Leuten, die ebenfalls einen Polster- beziehungsweise Liegeplatz reserviert haben. Daß ich einer dieser Privilegierten bin, ist ein schierer Glücksfall. Ingenieur Zhang auf dem Weg zur Baustelle. Zwar bin ich eigentlich noch gar kein richtiger Ingenieur, aber die Firma, bei der ich mein Praktikum absolviere, hat die Fahrkarte für mich gelöst.

Meine Mitreisenden sind samt und sonders Geschäftsleute, Männer, die schwarze Anzüge und rote Hemden tragen. Auch ich trage diese Uniform der *Bailing jieceng de*, der Weißkragen-Klasse (warum heißt es hier eigentlich ›weiße Kragen‹, obwohl doch jeder rote Hemden trägt?). Darunter sind auch einige *Qingderen*, ›grüne Männer‹, also Angehörige der Armee, doch die tragen Silbergrau und Rot. Die Geschäftsleute stehen mit krummen Schultern da, die Aktentasche zwischen die Beine

geklemmt, und lesen Zeitung, während die Offiziere, drei an der Zahl, einen kleinen Gesprächskreis bilden und trotz der frühen Morgenstunde die Schultern straffen.

Ich finde ein Faxgerät, lasse mir die neusten Nachrichten ausdrucken und kehre mit dem Zettel zu den Wartenden zurück, von denen ich mich nun durch nichts mehr unterscheide. Zuerst die Meldungen aus dem Ausland: Im Mittleren Westen, also im Korridor von Amerika, herrscht wieder einmal Dürre; die Bewohner der Randgebiete werden evakuiert. Dem steht die Nachricht gegenüber, daß der CO₂-Gehalt weltweit nun schon seit drei Jahren sinkt und daß, sollte diese Abnahme konstant bleiben, in fünfzig Jahren mit Regenfällen über Nordafrika, Australien, der Mitte Chinas und dem Westen Amerikas zu rechnen sein wird. In Paris hat ein Konstruktionsfehler zum Einsturz eines Wohnkomplexes geführt; zweiunddreißig Personen werden noch vermißt. Gering ist die Aussicht, sie lebend aus den Trümmern zu bergen.

Auf der Rückseite lese ich einen Artikel über eine Kommune in Hubei, die den hundertfünfzigsten Jahrestag ihrer Gründung feiert. Hundertfünfzig Jahre, das muß man sich mal vorstellen! Haitao hat keine fünfunddreißig Jahre überlebt.

Zischend gehen die Türen auf. Weiter unten am Bahnsteig bricht Tumult aus. Ein jeder drängt vor, um einen Sitzplatz zu ergattern. Von den Fenstern mahnen Schaffner freundlich, aber bestimmt: »Bitte einzeln eintreten.« Wir am anderen Ende des Bahnsteigs stehen geduldig Schlange, hat doch jeder von uns einen Polsterplatz sicher.

Die Luft im Zug riecht frisch. Alles ist blitzsauber und neu. Die Polster sind blaßgrau; eine ähnliche Klangfarbe hat die

Musik, die aus den Lautsprechern rieselt. Die Offiziere passen zum Dekor. Ich finde meinen Platz am Fenster, hieve mein Gepäck auf die Ablage und hoffe, daß es bald losgeht. Die Bahn serviert sowohl Kaffee als auch Tee, und darauf freue ich mich schon. Nach einer Weile spüre ich endlich den Magnethub, und dann gleitet der Zug sacht aus dem Bahnhof. Draußen ziehen bleiche Gesichter vorbei, die dem Zug nachschauen. Von der Decke senkt sich ein Gestell in den Mittelgang. Ich nehme mir eine Tasse Kaffee herunter, öffne den Verschuß und warte, bis der Kaffee heiß geworden ist. Ich beuge mich über den aromatischen Dampf, der einen tief verborgenen Winkel in meinem Kopf zu erreichen scheint, denn plötzlich ist mir, als wäre ich zu Hause. Einen Atemzug lang fühle ich mich glücklich und entspannt. Zu Hause.

Wuxi. Der Name bedeutet ›frei von Zinn‹ und bezieht sich auf die alten Zinnminen, die schon vor über tausend Jahren ausgebeutet wurden. Wir überqueren den Großen Kanal und erreichen unmittelbar darauf die Station. In meinem Wagen bin ich der einzige, der hier aussteigt. Die nächste Haltestelle ist Suzhou, dann kommt Shanghai, die Finanzmetropole Chinas. Die Tür geht auf, und ich steige aus, das Gepäck vor mir hertragend. Es ist nebelig und feucht; das Vordach über dem Bahnsteig kann den Sprühregen nicht abhalten.

»Ingenieur Zhang?«

Ich drehe mich um und sehe mich einem dunklen, adretten kleinen Mann gegenüber. »Noch nicht«, antworte ich lächelnd. »Noch bin ich Student Zhang.«

Er lacht höflich. »Ich bin Ingenieur Xi und werde dafür sor-

gen, daß auch Sie mit Ingenieur angeredet werden, wenn die Zeit für Sie hier um ist.«

Wir tauschen Artigkeiten aus, wie sich das bei einer Begrüßung auf dem Bahnsteig gehört. Ob ich eine gute Reise gehabt und schon gegessen habe? Über das Wetter reden Chinesen kaum. Hinter uns baut sich das Magnetfeld der Schiene auf. Wer nicht genau hinsieht, merkt nicht, wie sich der Zug um wenige Zentimeter hebt. Lautlos gleitet er davon. Ich folge Ingenieur Xi durch den Bahnhof zum Ausgang.

Studenten führen ein vergleichsweise bescheidenes Leben. Das ist wohl auf der ganzen Welt so. Das Studium wird verstanden als Vorbereitung auf die Zukunft. Karge Mittel und schlechte Wohnverhältnisse dienen in diesem Sinne der Erziehung, sind also alles andere als abträglich. So heißt es jedenfalls. In Brooklyn hausen sechs Studenten in einem Zimmer. Mit einunddreißig Jahren kommt mir ein solches Leben ganz und gar nicht mehr zupaß. Ich habe mich lange genug bescheiden müssen. Zum Glück geht es mir als Student an der Uni von Nanjing ein bißchen besser. Immerhin steht uns heißes Wasser in Mengen zur Verfügung. Ich dusche täglich, ohne auf die Kosten Rücksicht nehmen zu müssen. Die Unterkünfte sind sauber und auch ganz nett eingerichtet. Behaglich. Für einen Ausländer ist das Leben an einer chinesischen Universität geradezu ein Vergnügen und voll von unerwarteten Annehmlichkeiten. Überrascht war ich zum Beispiel von den Thermobehältern. Daß ich eine fertig abgepackte Tasse Kaffee aus dem Schrank nehmen und aufwärmen kann, indem ich einfach nur den Deckel abziehe, verwundert mich immer wieder aufs neue. Natürlich weiß ich, daß die innere Isolierschicht des Bechers

mit dem einfallenden Licht reagiert und die Wassermoleküle in Bewegung versetzt, trotzdem staune ich darüber, daß es so etwas überhaupt gibt.

Hier in Wuxi wird mir nun endgültig klar, daß Armut relativ ist und in China etwas ganz anderes bedeutet als zum Beispiel in Amerika. Der erste Hinweis darauf ist die Tatsache, daß ein Auto auf uns wartet.

»Ingenieur Zhang«, sagt Ingenieur Xi, »das ist Chauffeur Shi.«

Chauffeur Shi nickt mir grinsend zu. Das Auto ist ein *Renminde-Hou*, ein ›Volkstiger‹. Renmin-Autos kannte ich bislang nur vom Hörensagen. Ingenieur Xi hält mir die Fondtür auf. Ich steige ein. Die Tür geht zu, und ich fühle mich wie in dem Flugzeug, das mich nach China gebracht hat. Der Innenraum scheint hermetisch abgeschlossen zu sein. Anders als erwartet ist auch der Geruch; es duftet süß und nach Limonen. Das Interieur ist einheitlich grau. In einem Auto zu sitzen, ist mir nicht neu. Um genau zu sein, habe ich schon dreimal in einem Auto gesessen. In einem Taxi brachte mich meine Mutter ins Krankenhaus, als ich mir den Arm gebrochen hatte; mein Vater mietete einen Wagen, um mit uns zu seinem Elternhaus nach Kalifornien zu fahren (das Auto war rot, und auf dem Armaturenbrett klebte ein Sticker mit der Aufschrift: ›Die Revolution ist kein Zuckerschlecken‹). Kurz nach der Mittelschule fuhr ich in einem Hochzeitswagen mit; Freund Janvier heiratete, und ich gehörte zur Hochzeitsgesellschaft. Der Wagen war ebenfalls rot. Das Taxi, in dem ich ins Krankenhaus gebracht wurde, war natürlich gelb.

In einem Auto spürt man die Fahrbewegung viel deutlicher

als im Zug. Die Beschleunigung drückt mich ins Polster zurück, und wenn der Wagen in eine Kurve einbiegt, wirft es einen zur Seite. Beim ersten Mal bin ich nicht darauf gefaßt gewesen und Ingenieur Xi beinahe auf den Schoß gefallen, was mir sehr peinlich war.

Die nächste Überraschung ist der Bürokomplex der Technologieanstalten von Wuxi. Wie ein Hügel geschwungen ist das rot lackierte Ziegeldach. Die Fassaden sind matt schwarz. Ingenieur Xi macht mich aufmerksam auf Details der traditionellen Baukunst Chinas, auf die Verbindung der verschiedenen Gebäudeteile und die aufragenden Dachkanten. Modern sind die schwarzen Außenwände, die Licht und Strahlung absorbieren und in Energie umwandeln. Chauffeur Shi wirft mir einen Blick zu und fragt: »Wissen Sie, warum die Dachkanten nach oben gebogen sind? Das ist wegen der Dämonen. Die können nur geraden Linien folgen. Wenn also ein Dämon vom Himmel aufs Dach steigt und den First hinunterrutscht, wird er über diese Schanze in den Himmel zurückkatapultiert.«

»Uns kann also nichts passieren in den Technologieanstalten von Wuxi«, sagt Ingenieur Xi, und wir alle lachen.

Innen ist alles rot und schwarz. Schwarze Teppiche, die wie Seide aussehen und in der Mitte mit großen, roten Medaillons verziert sind, rot lackierte Wände. Der junge Mann am Empfangsschalter trägt natürlich auch Rot und Schwarz, doch hier scheint es, als gehörte er zur Innenausstattung.

Die Wunder summieren sich auf verrückte, kaum zu fassende Weise. Hier braucht sich niemand mehr einzuloggen; statt dessen, so erklärt Ingenieur Xi, stimmt sich das System selbständig auf mich ein. Ich bin also sozusagen permanent ange-

schlossen und in der Lage, jederzeit Informationen abzurufen. Bei Formulierungsschwierigkeiten kann ich sogar mein Mandarin syntaktisch und lexikalisch korrigieren lassen, doch das sei, wie Ingenieur Xi höflich hinzufügt, in meinem Fall kaum nötig.

Er zeigt mir mein Büro und den Schreibtisch, an dem ich arbeiten werde. Die schwarzen und roten Oberflächen glänzen wunderschön. Anschließend führt er mich ins Rechenzentrum, wo ich mit dem System kompatibel gemacht werde. Ich brauche mich bloß kurz einzuloggen; ein Techniker beauftragt das System, sich auf meine Person einzustellen, und so geschieht es. Ich klinke mich aus und erfrage die genaue Uhrzeit. 10 Uhr 52. Die Information ist sofort da. Wenn ich, wie sonst üblich, über den implantierten Kontakt Informationen abrufe, habe ich das Gefühl, immer schon zu wissen, was mir das System als Antwort liefert. Aber jetzt ist es fast unmöglich zu differenzieren: Was kommt vom System, und was kommt von Zhang?

Wir essen in der Kaderkantine. Die Arbeiter haben ihre eigene Cafeteria, aber mir wird versichert, daß das Essen aus derselben Küche stammt. Auf unserem Tisch stehen kalte Platten mit geschnittenem Tofu, sauer eingelegtem Gemüse, Kimchee und Erdnüssen. Weil niemand davon ißt, halte auch ich mich zurück. Uns wird Bier angeboten. Dem Beispiel von Ingenieur Xi folgend, lehne ich dankend ab. Die Eßstäbchen sind aus Cloisonné, die Teller aus Porzellan. Wir haben Stoffservietten. Die Mahlzeit besteht aus weißem Fisch, gekocht in Ingwer, Schalotten und Gemüse.

Ich habe den Eindruck, daß man mich zu durchleuchten versucht, daß ich als einfacher *Huaqiao*-Student entlarvt werde, der sich in einem Anzug versteckt. Alle tragen ihre Haare kurz.

Ich gelobe, meinen Pferdeschwanz nicht herzugeben.

Überwacht mich das System, jetzt, da ich permanent mit ihm verbunden bin? Es wird doch wohl nicht meine zufälligen, unkonzentrierten Gedanken lesen können. Damit wäre jedes noch so große System überlastet, oder?

Ich bin völlig verunsichert, weiß nicht einmal mehr, ob diese Frage unsinnig ist oder nicht. Mir ist immer versichert worden, daß wir, die Menschen, die Systeme kontrollieren. Was aber könnte ein System davon abhalten, uns zu kontrollieren? Vielleicht leben wir bereits mit ihnen in einer Art Symbiose, ohne es zu wissen. Womöglich wird bald nicht mehr zu unterscheiden sein, wo der Mensch aufhört und die Maschine anfängt.

Ingenieur Xi muß arbeiten. Ein Kollege führt mich zurück an meinen Schreibtisch und stellt mich einer Ingenieurin vor, der die Aufgabe zufällt, mir bei meinem Praktikum Hilfestellung zu leisten. Sie ist eine großgewachsene Frau, stammt aus Korea und heißt Woo Eubong. Wir sind ungefähr im gleichen Alter. »Gut«, sagt sie. »Ich bin es leid, mit Jugendlichen zu arbeiten.«

»Nehmen Sie auch so junge Praktikanten an?« frage ich.

»Der Durchschnitt ist einundzwanzig. Zugegeben, das sind keine Jugendlichen mehr, aber von Erwachsenen kann man da auch noch nicht reden.«

Ich weiß nicht, wie ich sie nehmen soll, und fürchte, daß mir ihr Humor entgeht. Ironie läßt sich nicht übersetzen. Sie hält mich bestimmt für schrecklich ernst. Aber vielleicht warnt mich ja das System vor ironischen Spitzen.

Ich wohne in einem phantastischen Apartment; in der Hinsicht werde ich mich wohl nie mehr verbessern können. Es besteht

aus drei Zimmern und einem kleinen Innenhof mit Kiesbelag und bizarren Felsgebilden an der Rückwand. Die Räume sind etwas größer als das Wohnzimmer meiner Brooklyner Wohnung. Was mich so beeindruckt, ist die Inneneinrichtung. Das Bett, mit weißer Gaze verhängt, steht in einer Nische. Sie ist wie die anschließende Wand (hinter der sich ein Schrank verbirgt) mit Holz vertäfelt, das in den Ecken kunstvolle Gitterschnitzereien aufweist. Überall liegt schwarz-roter Teppich, bis auf die Küche, die rot-weiß gekachelt ist. Vor der Couch stehen zwei kleine Fußbänke, nur zur Zierde. Die Wände schmücken kalligraphische Gemälde. Über dem schwarz lackierten Schreibtisch (das gleiche Modell wie im Büro) hängt eine Schriftrolle; der Überschrift ›Untätigkeit‹ folgt ein Vers aus dem *Dao De Ching*.

»Tut mir leid, daß es hier so standardmäßig aussieht«, sagte Woo Eubong am Abend zuvor, als sie mir die Wohnung zeigte. »Ziemlich unpersönlich, nicht wahr? Aber es ist ja nur für fünfzehn Wochen und immerhin besser als die Unterkunft im Gästehaus.«

Wenn es mir nach ginge, würde ich mich liebend gern auf Dauer hier einrichten.

Am Morgen mache ich mich im blitzblanken Labyrinth des Komplexes auf den Weg zur Arbeit, durchquere Gänge mit geschnitzten Handläufen und steige über makellose Steinsrufen. Die Kollegen bedauern mich, daß ich so lange hier bleiben muß. Woo Eubong lädt mich für Samstag zu sich nach Hause zum Essen ein, damit ich, wie sie sagt, ›mal rauskomme‹. Mir scheint niemand zu glauben, daß ich mich hier sehr wohl fühle.

Vormittags, von acht bis zwölf, bin ich mit Aufgaben beschäftigt, die andere gern von sich abwälzen. Ich kontrolliere

Zahlen, rufe Daten ab und überprüfe dies und jenes. Diese Art von Schreibtischarbeit ist den Ingenieuren verhaßt, stupide Routine, die nur selten unterbrochen wird durch ein Problem, zu dessen Lösung ein innovativer Einfall nötig wäre. Ich aber kann viel dazulernen. Vor mir liegen Baupläne. Das System zeigt mir jeden Ausschnitt im Detail, setzt Kapazitäten in meinem Kopf frei und macht es mir somit möglich, sämtliche Planungsdaten im Gedächtnis zu speichern und nach Belieben abzurufen. Für andere mag diese Arbeit Routine sein; ich komme zu Anfang allerdings nur langsam voran, weil ich mich erst einmal mit den Möglichkeiten des Systems vertraut machen muß. Darum schaffe ich nur fünf Teilabschnitte an diesem Morgen. Woo Eubong macht mir Mut und sagt, daß ich in spätestens zwölf Wochen an einem Vormittag mindestens dreißig bis vierzig Teilabschnitte schaffen werde und im Laufe eines Arbeitstages die komplette Planung für zwei oder drei Bauprojekte abschließen könnte.

»Sie brauchen nur ein bißchen Erfahrung«, sagt sie. »Die Arbeit als solche schaffen Sie so schnell wie jeder andere. Was Sie noch aufhält, sind die Installationen, die Versorgungseinrichtungen und der optische Entwurf.«

Ja, vor allem die Installationen und der optische Entwurf.

Woo ist eine Ingenieurin, die nach der organistischen Methode verfährt, das heißt, sie versteht den zu planenden Bau als Organismus. Im Grunde plant sie gar nicht mehr, jedenfalls nicht in Einzelschritten. Daoistische Ingenieurskunst. Ich spreche sie daraufhin an und frage, ob ich das so richtig sehe. »Genau«, antwortet sie ohne mit der Wimper zu zucken. Ironie läßt sich nicht übersetzen.

Von Woo Eubong erfahre ich, daß jeder Dao-Ingenieur aufs engste mit seinem Lehrer zusammenarbeitet. In Nordamerika gibt es nur eine Handvoll Ingenieure dieses Schlages. Bei uns zu Hause ist nur wenig Bedarf für sie, denn dort wird in der Regel ganz anders gebaut, weniger subtil. Dao-Ingenieure bauen äußerst komplexe Gebäude nach dem Vorbild lebender Organismen mit Nervensystemen, Zirkulation und Muskulatur. Zur Hausaufgabe trägt sie mir auf, den Gebäudekomplex der Technologieanstalten von Wuxi zu studieren.

Am Abend sitze ich mit Computerausdrucken am Schreibtisch und informiere mich über Energieverteilung und Milieukontrolle. Normalerweise herrschen in den einzelnen Räumen unterschiedliche Temperaturen, bedingt durch die Ausmaße und Lage der Räume, die Fensterformate und durch die Lüftung. Das System des Wuxi-Komplexes mißt Temperatur und Luftfeuchtigkeit. In einem Organismus aber ist die Temperatur eine relative Größe. Meine Hände und Füße sind kühler als Kopf und Brust. Im Sitzen kommt mir die Zimmertemperatur niedriger vor als im Zustand der Bewegung. Außerdem reagiert jede Person unterschiedlich auf eine gegebene Temperatur. Manchen ist es immer zu kalt, anderen ständig zu warm. Die jeweilige Befindlichkeit hängt nicht zuletzt vom Licht ab. Ein hell erleuchteter Raum wird subjektiv für wärmer gehalten als ein dunkler Raum, und die durchs Fenster einfallende Strahlungswärme wirkt sich immer nur auf bestimmte Raumteile aus. In vielen Gebäuden wird die Zimmertemperatur entsprechend reguliert. Darüber hinaus registriert das System des Wuxi-Komplexes das subjektive Empfinden der angeschlossenen Personen. Wenn einem zu kalt oder zu warm ist, kommt es

zur entsprechenden Korrektur. Die Personen sind sozusagen die Nervenenden des Systems. Außerdem sind die Räume so genial konstruiert, daß eine optimale Verteilung der Wärme zwischen hellen und dunkleren Bereichen gewährleistet ist und das Licht von draußen dosiert hereingelassen werden kann. Damit erklärt sich auch die labyrinthische Aufteilung im Innern. Ich studiere Detail um Detail und denke immer wieder: Mann, das ist aber wirklich clever gemacht.

Von diesen genialen kleinen Details gibt es eine unvorstellbare Fülle. Dabei steht keine dieser Besonderheiten isoliert da; alles greift zweckmäßig ineinander. Der Grundriß der einzelnen Räume gewährt nicht nur eine optimale Wärmeverteilung, sondern erlaubt auch eine sinnvolle Nutzung. Die Büros haben kleine private Rückzugswinkel, ohne daß eigens dafür Sichtblenden oder Schallschutzwände eingezogen werden mußten.

Probehalter gebe ich dem System den Auftrag, eines der Details zu verändern, um zu sehen, was passiert, wenn beispielsweise das Fenster woanders eingebaut wird, und stelle fest, daß zwar mehr Licht einfällt, dafür aber weniger Energie absorbiert oder die Lüftung beeinträchtigt wird. Mir drängt sich der Eindruck auf, als sei das gesamte Gebäude Ergebnis einer evolutionären Entwicklung.

Den ganzen Nachmittag über konstruiere ich Häuser auf dem Papier. Drahtlos eingeloggt, hocke ich da und stelle mir einfache Bauwerke vor.

»Das System macht die Planung von ganz allein«, sagt Woo Eubong. »Sie können Ihrer Phantasie freien Lauf lassen.«

Während der ersten beiden Tage produziere ich nur unbrauchbare Kritzeleien. Dann aber, am dritten Tag, entsteht ein

recht windschiefes Ding, das entfernt wie eine Pyramide aussieht. Ein Zufallsprodukt, wie ich glaube. Doch Woo nickt und meint: »Die Pyramide hat eine sehr zweckmäßige Form, die mit einem Minimum an Oberfläche auskommt; nur die Kugel ist in dieser Hinsicht noch optimaler.«

»Ingenieurin Woo«, sage ich. »Glauben Sie mir, normalerweise sind meine Entwürfe sehr viel genauer und detaillierter.«

»Gewiß«, antwortet sie. »Aber könnten Sie auch unseren Komplex hier spezifizieren?«

»Dafür wäre doch wohl ein ganzes Team aus Architekten und Ingenieuren nötig«, entgegne ich.

»Die Technologieanstalten von Wuxi wurden nicht von einem Team entworfen, sondern von einer einzigen Frau, natürlich in Rücksprache mit denjenigen, die in diesem Komplex arbeiten würden.«

Ich staune nicht schlecht.

»So ist es«, sagt sie lächelnd. »Hätte man ein Team an die Arbeit gestellt, wäre keine Einheit entstanden, sondern ein Wust aus Kompromissen und Notlösungen.«

»Ich kann's nicht glauben. Eine einzige Person würde doch Jahrzehnte daran sitzen.«

»Zugegeben, es hat etwas lange gedauert, aber nach gut zwei Jahren stand der Entwurf. Ich persönlich wäre dazu auch nicht in der Lage. So etwas schaffen nur einige wenige.«

»Aber all diese Details ...«

Sie läßt sich mit der Antwort Zeit. Wie schon erwähnt, ist sie eine großgewachsene Frau mit kantigem Gesicht. Daß sie von der Belegschaft absticht, liegt aber weniger an ihrer Gestalt als vielmehr an der Tatsache, daß sie einfach anders ist. Ingenieure

ihres Schlages sind legerer – Woo trägt heute einen schwarzen Overall –, und sie bestimmen ihre Arbeitszeit selbst. Sie kommen in der Regel später und nehmen oft Arbeit mit nach Hause. Zu Anfang glaubte ich, daß in den Anstalten ein Zweiklassensystem herrscht, bestehend aus Kaderfunktionären und einfachen Arbeitern. Doch was Woo und ihresgleichen auszeichnet, ist nicht die Zugehörigkeit zum Kader, sondern ihr besonderes Talent als organistische Ingenieure.

»Ich will Ihnen das an einem Beispiel erklären«, sagt sie schließlich. »Stehen Sie auf.«

Ich stehe auf und werde ein bißchen nervös.

»Gehen Sie hinüber zum Schreibtisch von Hai-hong.«

Gehorsam setze ich mich in Bewegung. Hai-hong blickt zu mir auf; ihr Blick sagt: »Was wollen Sie?«

»Woo Eubong macht ein Experiment mit mir«, erkläre ich unaufgefordert.

Hai-hong nickt und widmet sich wieder ihrer Arbeit. Ich gehe zurück zu Woo Eubong. »Und?« frage ich.

»Als Sie an Ihrem Schreibtisch vorbeikamen, haben Sie die Richtung geändert. Um wieviel Grad? Wie viele Schritte haben Sie zurückgelegt? Wie groß ist der Abstand zwischen Ihrem Schreibtisch und dem von Haihong?«

»Ich weiß nicht«, antworte ich achselzuckend.

»Haben Sie etwa nicht mitgezählt?« fragt sie. »Haben Sie die Situation nicht analysiert und ermittelt, welcher Weg zum Schreibtisch von Hai-hong der kürzeste ist?«

»Natürlich nicht«, sage ich schmunzelnd. »Ich bin einfach drauflos gegangen.«

»So einfach ist das nicht. Sie haben sehr wohl jeden Schritt

genau berechnet. Während Sie hier vor mir stehen, sind etliche Muskeln damit beschäftigt, Ihren Körper aufrecht zu halten, stimmt's? Ständig müssen Beine und Füße für Ausgleichsbewegungen sorgen, damit Sie nicht umkippen.«

»Ja, so kann man es sehen«, sage ich.

»Ob Sie stehen, gehen oder tanzen, darüber denken Sie nicht nach. Auch Turner rechnen nicht bewußt, wenn sie ihre Purzelbäume schlagen.« Sie erwidert mein Lächeln.

»Ich verstehe.«

»Gut. Ich möchte, daß Sie Ihre Häuser mit der gleichen Selbstverständlichkeit entwerfen, mit der Sie zu Hai-hong an den Schreibtisch gegangen sind. Denken Sie an das Ziel, nicht an den Weg dorthin.«

»Sie wollen also, daß ich im Geiste Purzelbäume schlage«, sage ich.

Sie schüttelt den Kopf. »Nein, ich will Ihnen nur das Gehen beibringen. Übrigens war Li Jian-fen, die Frau, die diesen Komplex errichtet hat, tatsächlich eine Turnerin.«

Ich übe mit Hilfe einer Rückkopplungseinrichtung, die das System ausschaltet, sobald ich anfangе, analytisch zu denken. Ich setze mich hin und versuche, mir einen Freiraum vorzustellen, der dann nach meinen Wünschen Gestalt annimmt. In meiner Vorstellung errichte ich weiße Wände. Spontan mache ich mir Gedanken um mögliche Dachkonstruktionen, überlege, welche wohl die geeignetste ist und ...

Das System wirft mich raus und schickt einen Ausdruck mit wirrem Gekritzel hinterher. Bei genauerem Hinsehen sind die vier Wände auszumachen. Die Stoppuhr zeigt an, daß ich genau

zweiundzwanzig Sekunden lang den richtigen Vorstellungsmodus beibehalten habe.

Woo Eubong schaut mir über Schulter. »Sie sind ein störrischer Kerl«, sagt sie.

Ich weiß nicht, was sie damit meint, und zucke die Achseln.

»Sie wollen alles selbst machen. Nutzen Sie doch das System; das hat eine viel größere Kapazität.«

Mir ist immer noch nicht klar, worauf sie hinauswill.

Sie seufzt. »Worte können nicht erklären, was du zu tun hast. Du mußt es tun, dann wirst du Bescheid wissen. *Dao kedaow, feichang dao.*« Das ist die erste Zeile des *Dao De Ching* und heißt grob übersetzt: Der Weg, der besprochen werden kann, ist nicht der richtige.

Woo sieht beileibe nicht aus wie eine dogmatische Verfechterin des Daoismus, jener Philosophie aus den Versen des *Dao De Ching*. Sie hat kurze Stoppelhaare und einen athletischen Körper. Als Schwimmerin könnte ich sie mir gut vorstellen.

»Ich bezweifle, daß aus mir ein organistischer Ingenieur wird«, sage ich.

»Der Zweifel ist angebracht«, erwidert sie, was mich verblüfft, da ich im stillen Zuspruch erhoffte.

»Versagen viele Ihrer Schüler?« frage ich.

»Bisher hatte ich nur zwei; einer hat's geschafft, der andere nicht.«

»Waren beide jung?«

Sie nickt. »Und entsprechend flexibler als wir, die älter sind. Vielleicht wäre es angebracht, ganz früh zu beginnen, mit zehn Jahren etwa.« Sie lächelt. Offenbar hat sie das nicht ernst gemeint. »Voraussetzung ist natürlich, daß die Zehnjährigen

bereits erfahrene Konstrukteure sind.«

»Verstehen Sie sich als Architektin?«

»Ja«, antwortet sie.

»Aber Architekten tüfteln und rechnen.«

Sie schüttelt den Kopf. »Nicht die organistischen Architekten. Sie stoßen zwar auf ähnliche Probleme, nähern sich denen aber aus einer ganz anderen Richtung. Im Unterschied zu den meisten Architekten geht es mir jedoch vor allem um die Zweckmäßigkeit von Bauten und weniger um deren äußeres Erscheinungsbild.«

»Kann ich mal ein paar Arbeiten von Architekten sehen?« frage ich.

»Natürlich«, sagt sie. Sie richtet den Blick in die Ferne, und ihre Augen bewegen sich langsam nach links wie bei den meisten Leuten im Moment der Systemsteuerung. »Der Anschluß in Ihrer Wohnung druckt gerade einige Pläne aus.«

»Aus einem gemütlichen Feierabend wird also nichts.«

»Sie haben's erfaßt«, erwidert sie lachend.

Grinsend mache ich mich wieder an die Arbeit und produziere Kritzeleien.

Daß mir die ganze Prozedur äußerst schwerfällt, behalte ich für mich. Ich kann mich glücklich schätzen, überhaupt hier sein zu dürfen. Über meine zu erwartenden und tatsächlichen Leistungen wird in der Uni Protokoll geführt. Ich hatte einmal einen Tutor, und der verhalf mir zu guten Noten. Als er starb, wurden meine Noten seltsamerweise noch besser, denn ich studierte um so energischer, was mich äußerst sauer ankam. Aber dann, im zweiten Semester, belegte ich einen Kurs über Systemanalyse, der mich regelrecht begeisterte. Was ich dort

lernte, kam mir auch in allen anderen Fächern zugute. Alle meine Projekte waren bezogen auf den Bereich der Systemanalyse. Ingenieur Xi, der die Praktikantenstellen bei den Technologieanstalten besetzt, bekam eines meiner Projekte zu lesen und holte mich nach Wuxi, wo ich nun intensiv an Systemen arbeiten kann.

Erst als ich meine Berufung in den Händen hielt und mit Glückwünschen überschüttet wurde, fing ich an zu verstehen, daß ich eine große Auszeichnung erhalten und zum ersten Mal in meinem Leben Erfolg hatte.

Doch jetzt versage ich auf der ganzen Linie und besetze einen Platz, der anderen zustünde, die mehr aus dieser Chance würden machen können.

Frustration macht sich vor allem abends breit, wenn ich in meiner wunderschönen Wohnung sitze und nichts als Kritzeleien zu Papier bringe. Mir ist kalt, obwohl eine Nachfrage im System ergibt, daß die Zimmertemperatur höher ist als normal. Ich trage jenen lächerlich dicken Pullover mit Lederriemen, den ich aus New York mitgebracht habe, und, obwohl hundemüde, gehe ich zum wiederholten Male die Pläne des Gebäudekomplexes durch. Wie ist es möglich, daß Li Jian-fen lernen konnte, ein solches Werk zu vollbringen? Auf meinem schwarzen Schreibtisch liegt ein kleines Walroß aus poliertem Stein. Maggie Smallwood hat es mir damals auf Baffinland zu Weihnachten geschenkt. Ich glaubte, am Polarkreis Ausgeglichenheit und innere Ruhe gefunden zu haben. Haitao dagegen meinte, daß ich dieser Zeit einen nachhaltigen Schaden verdanke. Vielleicht hat er recht. Gewiß waren wir sehr verschieden voneinander. Kann auch sein, daß ich einfach schon zu alt bin.

Ich stelle mir einen Raum vor, einen sauberen, klaren, weißen Raum, durchflutet von frostigem Licht. (Die klaren, traurigen, runden Augen der Seehunde im Lancaster Sund drängen sich der Erinnerung auf, doch die ist ebenso unscharf wie das Bild von Haitaos weißem, ordentlich zusammengefaltetem weißen Anzug vor der zerbrochenen Fensterscheibe.) Ich versuche, diese Vorstellung festzuhalten, obwohl sie kaum greifbar ist, weil völlig formlos. Sei's drum, das Gebäude wird schon irgendwie Gestalt annehmen. Ein Zimmer tut sich auf, aber es ist schwer, das Bild zu fixieren; es ist schwer, Konzentration zu üben, ohne den Willen dazu aufbringen zu dürfen. Das System hat die Fähigkeit, das Bild für mich festzuhalten, so wie es ganze Bauwerke festhalten kann, an denen ich tagsüber arbeite. Nur ist mir dann die Leistung des Systems stets bewußt. Jetzt aber darf mich der Gedanke ans System nicht stören.

Mir wird schwindelig, ich verliere jede Orientierung. Eine Unzahl von Möglichkeiten, Materialien und Formen schwimmt wie Treibeis durch meinen Kopf. Alles erscheint wandelbar, unstet, ohne Begrenzung. Bislang habe ich mir nie Gedanken gemacht über die Grenzen meiner Einbildungskraft; jetzt aber habe ich den Eindruck, mich jenseits meiner alten Vorstellungswelt zu verlieren ...

Siebenundvierzig Sekunden. Mein Herz pocht. Die Skizze ist differenziert, schön, abstrakt und seelenlos. Sie hat nichts mit einem Gebäude und schon gar nichts mit meiner Person zu tun. Ich gerate in Panik, mein Herz flimmert. Am liebsten würde ich weit weglaufen, verziehe mich aber nur ins Schlafzimmer, stütze mich auf die Sessellehne und atme tief durch in der Hoffnung, Ruhe zu finden.

Luftholen, eine Sekunde anhalten, ausatmen. Luftholen, eine Sekunde anhalten, ausatmen. Ich möchte mit jemanden reden können. Ich will nicht allein sein. Mein Herzschlag wird nicht langsamer.

Angst hält mich gepackt, ungerichtete Furcht. Wie kann ich mich davon befreien? Ich weiß doch nicht einmal, wovor ich Angst habe. Doch was sie ausgelöst hat, ahne ich sehr wohl.

Ich rufe Peter an. Mit zitterigen Händen mache ich mir Kaffee und warte darauf, daß mich das System verbindet. Wie spät ist es. Das System gibt mir Bescheid: 22:41 Uhr.

In New York ist es Morgen; Peter arbeitet jetzt bestimmt. Ich muß noch sechs Monate hierbleiben. Mit geschlossenen Augen versuche ich mich zu entspannen (meine Gedanken knistern wie trockenes Laub). Alle bewährten Entspannungsübungen empfehlen: Stell dir einen friedlichen, stillen Ort vor. Aber der Ort, der mir in den Sinn kommt, ist die alptraumhafte Landschaft von Borden Station. Der lange, weiße, menschenleere Hang, der bis an den Sund reicht, der schwarze Meeresstreifen vor der fahlen Spur des Horizonts, über den sich der dunkle Himmel spannt.

Ich stelle den Kaffee ab und krieche hinter dem weißen Gazevorhang ins Bett. Das Bett hat Platz für zwei. Ich lasse das Licht an und gebe dem System Order, auszuschalten, sobald ich eingeschlafen bin, und wieder einzuschalten, wenn ich aufwache. Ich liege da und lausche dem Herzschlag, was mich nervös macht und den Puls beschleunigt (der bekannte Rückkopplungseffekt). Doch schließlich läßt die Angst vor Erschöpfung nach. Ich schließe die Augen in schmerzlicher Erinnerung an Peter, an sein Wohnzimmer, an die Couch. Ich stelle mir vor,

auf dieser Couch zu liegen und die vertrauten Gegenstände um mich herum zu sehen. Auf dieser Couch schlafe ich ein. Ich denke an Peter und an Ingenieur Xi. Es ist Morgen, Zeit, meinen rot-schwarzen Anzug anzuziehen und zur Arbeit zu gehen.

Müde, aber ansonsten okay betrete ich mein Büro, mittlerweile gewöhnt daran, daß mich dieser Raum immer wieder hartnäckig darauf hinweist, nicht zu Hause zu sein. Ich lege meine letzte Kritzelei Woo Eubong vor.

Sie breitet den Zettel auf ihrem Schreibtisch aus. »Interessant«, sagt sie. »Was ist das?«

»Siebenundvierzig Sekunden im System«, antworte ich.

»Alle Achtung. Sieht aus wie Kalligraphie.«

»Ein Kunstwerk, meiner Tutorin gewidmet«, sage ich.

»Ein bißchen flach«, kritisiert sie. »Zu westlich. Vielleicht ist das Ihr Problem. Ihr westlicher Maßstab.«

Ich weiß nicht, ob sie das ernst meint. »Kann sein«, sage ich.

In meiner Arbeit komme ich nur langsam voran. Ich kann mich kaum konzentrieren und muß ständig über chinesische Kalligraphie nachdenken. Sie betont die Linie, den Verlauf, die variierende Breite des Pinselstrichs. Es wird viel vom Rhythmus dieser Schriftzeichen geredet. Schreibe ich zum Beispiel das englische Wort ›talk‹, setze ich den Querstrich beim ›t‹ erst dann ein, wenn das ›k‹ fertig ist. So kommt es zu einer Kreisbewegung: der Stift kehrt vom Ende an den Anfang zurück, wobei er oft eine dünne Spur zurückläßt. In der Kalligraphie ist diese dünne Spur nicht bloß zufällig, sondern Bestandteil des gesamten Zeichens und Intention des Zeichners, wobei es letztlich unerheblich ist, ob dieser Strich vollzogen wurde oder nicht. Hauptsache, die Kreisbewegung kommt zum Ausdruck.

Darüber denke ich nach, obwohl ich doch meine Aufgaben zu erledigen habe. Ich denke darüber nach, wie sich Kalligraphie verbinden läßt mit der Vorstellung von Bauwerken.

Um ehrlich zu sein: Ich sehe keinerlei Verbindung.

Am Samstag meiner vierten Woche in Wuxi esse ich in Woo Eubongs Apartment zu Abend. Sie hat eine hübsche Wohnung; sie ist zwar nicht so perfekt wie meine Unterkunft, aber sehr viel wohnlicher. Woo Eubong hat zwei Töchter. Von Staats wegen ist zwar nur ein Kind die Norm, aber die Genehmigung für ein zweites läßt sich in der Regel ohne weiteres bekommen.

Zuvor war ich in der Stadt, um ein Geschenk zu kaufen. Nach langem Zögern habe ich mich schließlich für eine Tee-kanne entschieden. Sie besteht aus brauner Keramik; Tülle und Henkel sehen aus wie aus Holzzweigen gemacht, täuschend echt. Das Ding hat mich ein kleines Vermögen gekostet und stammt aus der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts. Die wirklich wertvollen sind noch älter und wurden in der Zeit vor der Befreiung hergestellt, also im feudalen China. Trotzdem ist auch mein Geschenk eine Antiquität. Zu der winzigen Kanne gehören vier Tassen, in die bestenfalls ein kleines Schlückchen Tee hineinpaßt. Von dem Verkäufer weiß ich, daß die Kannen früher vollgestopft wurden mit Teeblättern, so daß das Gebräu enorm stark war. In die Tassen kamen nur einige Tropfen, die dann mit heißem Wasser verdünnt werden mußten. »So aufgegossen, wird dieser Tee nie kalt«, sagte der Verkäufer. Er hat mir alles hübsch eingepackt und das Papier so gefaltet, daß zum Verschluß kein Klebestreifen nötig war.

Kanne und Tassen sind wirklich winzig. Vielleicht gefällt ihr das Geschenk nicht. Sie kann es ja wegpacken; es soll ohnehin

nur eine Geste sein.

Ich fahre mit dem Bus zu dem Häuserkomplex am Stadtrand, wo sie wohnt. Die Gebäude sind drei- beziehungsweise viergeschossig und vermitteln den Eindruck sorglos fließender Unregelmäßigkeit. Ziegelgedeckte Dächer ragen auf, Balkone kragen über, auf begrünten Terrassen erheben sich geschwungene Mondtore. Ich betrachte alles mit geschultem Auge. Ist diese Anlage von einem organistischen Ingenieur oder Architekten gebaut worden. Womöglich von Woo Eubong selbst?

Am Eingang werde ich automatisch gemustert. Die Tür schwingt auf und ich gehe, der Wegbeschreibung von Woo folgend, an drei Häusern vorbei und biege dann nach links in einen Nebenweg bis zu einem Bogengang. Dort steht ein Kinderdreirad, das so rot ist wie die Dachziegel.

Über eine Treppe gelange ich zum Aufzug, der mich in den zweiten Stock befördert. Der Flur ist frisch gebohnt. Es wird ziemlich teuer sein, das Gebäude so sauber zu halten. Die Tür zu Woo Eubongs Wohnung ist blau. Bevor ich anklopfen kann, wird mir die Tür geöffnet. Von einem Kind. Ich schätze es auf vier. Es lutscht an einem violetten Eis und blickt stumm zu mir auf.

»Hallo«, sage ich.

Das Mädchen mustert mich mit ernstem Blick und läuft dann in die Wohnung zurück, läßt mich in der Tür stehen. Es trägt einen blauen Overall und gelbe Schuhe.

Ein älteres Mädchen mit langen Zöpfen lugt um die Ecke und plärrt: »Mama, er ist da!« Grinsend zeigt es mir seine Zahnlücken und verschwindet.

Jetzt kommt ein Mann in die Diele; er ist groß und hat eine

helle Haut. »Ingenieur Zhang?« sagt er. »Ich bin Zhang Chunqing, Eubongs Ehemann. Treten Sie ein.«

Die Wohnung ist voller Kochdünste. Aus irgendeinem Zimmer höre ich Woo Eubong rufen: »Ich komme gleich. Macht euch schon mal miteinander bekannt.«

Zhang Chunqing ruft: »Kinder, kommt ihr?« Er nimmt mir die Jacke ab, und die Mädchen schlittern übers blanke Parkett herbei. »Das sind meine ungezogenen Töchter Xiu-ping und Xiu-lin.«

Kichernd laufen die Mädchen in die Küche.

Er seufzt: »Sie müssen entschuldigen. In unserem Haushalt geht alles drunter und drüber.«

Zu entschuldigen ist da nichts. Ich fühle mich gleich wie zu Hause. Woo Eubong kommt und bringt Klöße und geschnittenes Rohgemüse. Zhang Chunqing holt Bier. Die Mädchen wollen Video sehen und werden nach nebenan geschickt. Nach einer Viertelstunde tauchen sie wieder auf, besorgen sich was zu naschen und betrachten mich mit unverhohlener Neugier, bevor sie kichernd wieder davonsieben. Zhang Chunqing sagt, daß Xiu-ping, die ältere der beiden, eine Spezialschule besucht, wo sie Klavierunterricht nimmt und Japanisch lernt, und wir unterhalten uns über Methoden der Fremdsprachenvermittlung. Woo Eubong will wissen, wie ich Mandarin gelernt habe. Chunqing ist Biologielehrer an einer Mittelschule und hat die Aufgabe, seine Schüler auf ein Hochschulstudium vorzubereiten.

Vor der Balkontür stehen zwei kleine rote Schuhe. Ein Stoß Zeitungen liegt auf einem Regal voller Keramiksachen (vielleicht war meine Geschenkwahl doch richtig). Die Wohnung ist

längst nicht so tipptopp wie mein Apartment, doch sie gefällt mir. Das Bier tut seine Wirkung, und ich entspanne mich zunehmend. Es fällt mir schwer, völlig entspannt zu sein, da ich ständig mein Verhalten kontrolliere und darauf aus bin, ganz und gar chinesisch zu sein. Ein *Huaqiao*-Sprichwort besagt, daß, wer China betritt, unwillkürlich zum Chinesen wird. Vielleicht trifft das für die erste Generation zu, womöglich auch noch für San-xiangs Kind, dem Enkel von Vorarbeiter Qian, aber sicherlich nicht für mich. Ich glaube, ich komme doch mehr auf meine Mutter hinaus.

Ich mag Woo Eubong sehr, und mit ihrem Mann kann ich mich gut unterhalten. Das Essen ist vorzüglich: ›hundertjährige‹ Eier, süß-saures Schweinefleisch, mit Anis gewürzter Kohl, gebackenes Hähnchen (der Kopf klemmt unterm Flügel), frische Tomatenscheiben, mit Puderzucker bestreut, und kandierte Yamwurzeln. Die Mädchen müssen sich ermahnen lassen, die Reisschale näher an den Mund zu führen, damit nichts daneben geht, wenn sie mit den Stäbchen essen. Woo Eubong ist ein wenig verlegen, aber ich bin froh, wieder einmal richtiges Familienleben erfahren zu dürfen. Wuxi hat für mich bislang nur aus polierten Oberflächen und müheloser Perfektion bestanden – mit mir als einzigem Makel darin. Es ist gut zu sehen, daß selbst hier Kinder noch Kinder sind.

Nach dem Essen unterhalten wir uns, und ich fühle mich gelöst genug, um unumwunden zugeben zu können, daß mich die Arbeit frustriert.

»Sie sind zu ehrgeizig«, sagt Woo Eubong. »Und Sie glauben, daß, was Sie da versuchen, viel zu schwer ist. Aber das ist es nicht. Wenn Sie erst einmal den Einstieg gefunden haben,

kommt alles weitere wie von selbst.«

Der Einstieg? Wohin?

Montagsmorgen sitze ich wieder im Büro und tue meine Arbeit, die mir nun, nach der dritten Woche, schon bedeutend leichter von der Hand geht. Mit Woo Eubong esse ich in der Kaderkantine zu Mittag (am Tellerrand sind fünf rosafarbene Krabben wie Dachziegeln aneinandergereiht; dazu gibt es in Scheiben geschnittene Kiwis aus Australien, gekochte Gurken und Tomaten).

»Heute werden Sie keine Kritzeleien zeichnen, sondern Türen entwerfen«, sagt sie.

»Wieso?«

»Ich will mal etwas anderes ausprobieren.«

Aha. Von mir aus. Am Nachmittag entwerfe ich also Türen. Ich stelle mir eine Tür vor, und das System liefert die entsprechende Zeichnung. Eine Holztür. Eine Metalltür. Ein Garagentor. Eine große chinesische Doppeltür, deren Flügel jeweils an einundachtzig Messingscharnieren aufgehängt sind. Ein Mondtor mit kreisrundem Ausschnitt. Und dann wieder Holztüren. Ohne Fenster, mit Kassetten und Schnitzereien, mit Fenster, mit quadratischen Scheiben, mit fächerförmigen Scheiben. Ich lege alle Skizzen meiner Mentorin vor. Sie nickt.

»Weiter so«, sagt sie.

»Noch mehr Türen?«

»Noch mehr Türen«, sagt sie.

Also konstruiere ich Türen mit Querbalken. Türen mit Sicherheitsschlössern. Falt- und Schiebetüren. Doppeltüren. Weil mir die Ideen ausgehen, entwerfe ich Türen mit unterschiedli-

chen Formaten und Oberflächen. Eine Steintür. Dann wage ich mich an Portale heran, aber Woo Eubong, die mir über die Schulter schaut, hält mich zurück. »Nur Türen«, sagt sie.

Vollglastüren, bleiverglaste Türen. Drehtüren. Rundtüren, Türen, die oben spitz zulaufen und mit Schindeln verkleidet sind. Ich suche krampfhaft nach immer neuen Variationen. Rolltüren, Pendeltüren, Jalousietüren, halbe Türen, Türen aus Bambusstangen. Auf dem Schreibtisch stapeln sich die Skizzen. Leute, die vorbeikommen, bleiben stehen und schütteln den Kopf. Es ist mittlerweile halb fünf, und ich bin sicher, alle denkbaren Türformen rekonstruiert zu haben. Aber Woo Eubong läßt mich noch eine halbe Stunde nachsitzen.

Auf dem Nachhauseweg springt mir jede Tür, die ich passiere, ins Auge.

Ich sehe Türen, an die ich nicht im entferntesten gedacht habe. In meiner Wohnung angekommen, stelle ich fest, daß mir nicht einmal die Tür zum Wandschrank in den Sinn gekommen ist. Kurzenschlossen setzte ich mich hin und entwerfe noch eine Serie von Türen. Anschließend nehme ich mir die Baupläne der Technologieanstalten vor und gehe sämtliche darin enthaltenen Türen durch.

Li Jian-fen war unglaublich einfallsreich, was Türen angeht.

Langsam wird mir bewußt, wie wichtig Türen sind. Sie lassen den Charakter eines Hauses erkennen und sind sozusagen der Dreh- und Angelpunkt in der Beziehung zwischen Mensch und Gebäude. Ich denke an das schwarze Eingangsportal der Technologieanstalten. Die Flügel haben eine undurchsichtige, matte Oberfläche, die nicht nur den Zweck erfüllt, Energie zu absorbieren, sondern auch einen bestimmten Eindruck erweckt bei

dem, der diesen Eingang durchschreitet. Das Portal ist wie eine Wand, die schützt.

China und seine Wände beziehungsweise Wälle – das ist ein Thema für sich. Hier ist alles von einem Wall umschlossen: die Universitäten, jede Fabrik, jede Schule, jeder Büro- oder Hotelkomplex. Darum sind Türen und Tore von großer Bedeutung; sie repräsentieren Verwundbarkeit und Chance gleichermaßen und gelten in dieser Doppelsinnigkeit als Metapher für jedes Bemühen schlechthin.

Ich brenne darauf, Woo Eubong mit meinem neugewonnenen Verständnis von Türen zu überraschen. Ich weiß jetzt, warum sie mich all diese Türen hat entwerfen lassen. Doch als ich sie am nächsten Morgen zu sprechen versuche, ist sie beschäftigt und läßt sich entschuldigen. Auch zur Mittagszeit ist sie nicht zu sprechen. Ich gehe mit Kollegen aus der Abteilung essen. Als ich aus der Kantine zurückkehre, finde ich eine Nachricht von Woo Eubong im System.

Entwerfen Sie Fußböden.

Also entwerfe ich Fußböden. Am nächsten Tag muß ich Treppenaufgänge machen (was mich arg strapaziert); am Donnerstag sind Fenster dran – eine Erholung nach den Treppen. Am Freitag beschäftige ich mich mit Beleuchtungen. Samstags habe ich für gewöhnlich nach Mittag frei, doch meine Mentorin verlangt von mir weitere Beleuchtungsentwürfe. So auch am Montag. Zum Glück kommen am Dienstag Spülbecken an die Reihe.

Die Nachmittage sind mir ein Graus, weil enorm langwierig. Immerhin gelingt mir nun mehr als bloßes Gekritzel nach zwanzig-, dreißigsekundenlanger Versenkung. Ich produziere

einen Berg von Beleuchtungseinrichtungen, Spülbecken und Treppen und suche meine Beispiele nun auch außerhalb der Technologieanstalten und studiere die Entwürfe anderer organischer Architekten. Nie zuvor habe ich mir so viele Gedanken über Treppenabsätze oder Entresols gemacht. Li Jian-fen ist, was diese Dinge angeht, besonders erfinderisch gewesen.

Um halb vier sitze ich immer noch am Schreibtisch und mühe mich mit Spülbecken ab aus Angst, Woo Eubong könnte vorbeikommen und mich beim Faulenzen ertappen. Sie würde mir zwar keine Vorwürfe machen, registriert aber alles sehr genau.

Ich mache Wände und Decken, lerne dazu und komme auf immer neue Ideen. Doch die sind nun im Handumdrehen umgesetzt, und so sitze ich eigentlich nur noch meine Zeit ab. Was ich da treibe, könnte auch ein Kind schaffen. Stupide Variationen um ein Thema. Traut man mir konkrete Ingenieursarbeit nicht zu? Abgesehen von einem einzigen Auftrag zur Installation von Beleuchtungskörpern, habe ich seit drei Wochen nichts mehr getan, was meiner Ausbildung entspräche. Ob Woo Eubong über meine Leistung Buch führt? Registriert das System die Zeit, in der ich untätig herumsitze?

Am Samstagabend hocke ich wieder da und kritzele. Vier Wände, indirekte Beleuchtung. Was für Fenster soll ich einsetzen? Ich denke an all die Fenster, die ich entworfen habe, und versuche zu entscheiden, welche mir am besten gefallen ...

Sechzehn Sekunden. Was für ein Rückschlag!

Ich gebe es auf.

Nach der neunten Praktikumswoche eröffnet mir Woo Eubong, daß meine Mithilfe an einem Projekt erforderlich sei. Es geht um die Beteiligung an der öffentlichen Ausschreibung zu einem Bauvorhaben, das konventionell durchgeführt werden soll und nicht organistisch. Vier Tage lang bin ich nun mit echten Ingenieuraufgaben beschäftigt. Das Team, dem ich beitrete, ist schon eine Woche bei der Arbeit. Wir sammeln Ideen, lassen vom System unsere Plandaten durchrechnen, modifizieren und konstruieren. An einem Samstagabend um neun Uhr schicken wir unsere Pläne ab und gehen in die Stadt, um den Abschluß der Arbeit zu begießen.

Ich fühle mich als gleichberechtigtes Mitglied der Gruppe, habe ich doch über vier Tage, jeweils zwölf Stunden lang mit den anderen zusammengearbeitet. Sie akzeptieren mich als ihren Kollegen. Zufrieden mit mir trinke ich mein Bier. Ja, jetzt bin ich ein richtiger Ingenieur, denke ich. Im Grunde kann nichts mehr schiefgehen. Ich habe ein Diplom als Bauingenieur, ausgestellt von der Universität von Nanjing, und bin obendrein Experte für Systemanalyse, ganz zu schweigen von meiner besonderen Fähigkeit, Türen zu entwerfen. In New York werde ich ein gemachter Mann sein.

Das ist tröstlich und läßt den Kummer über meine letzte Sechzehn-Sekunden-Kritzelei vergessen.

In der Folgezeit erledige ich Routinejobs und entwerfe Variationen über Themen, die mir von Woo Eubong vorgegeben werden. So vergehen weitere zehn, elf Wochen. Es ist Ende Mai. Am ersten Juli werde ich zurück in New York sein.

Jetzt muß ich nur noch für die Uni einen Abschlußbericht über meine Praktikantenzeit verfassen und beschließen, das

Ausschreibungsprojekt zum Thema dieser Arbeit zu machen. Die Arbeit ist zwar durchaus interessant und abwechslungsreich, und doch fehlt mir die rechte Lust dazu. Obwohl meine finanzielle Situation nichts zu wünschen übrig läßt, und obwohl ich mich in meiner schönen Wohnung überaus wohl fühle, zieht es mich mit aller Macht nach Hause zurück. Dort werde ich wieder Brathähnchen und Toastbrot zu essen bekommen, Pasta, mit Käse überbacken (in China ist nur ganz selten Käse zu bekommen). Peter hat mir versprochen, zur Feier meiner Rückkehr eine Woche lang Lasagne zu kochen. Danach gibt es Reis und Bohnen. Die koche dann ich, denn davon versteht Peter nichts.

Woo Eubong zeigt mir die Unterlagen ihrer neusten Bauvorhaben, das sind: ein Wohnkomplex, ein Büroturm und ein Strandhaus.

Mich interessiert vor allem das Strandhaus. Es soll auf der Insel von Hainandao gebaut werden. Hainandao war neben Hongkong, Shenzhen und Taiwan eine der ersten Freihandelszonen und ist dies immer noch. Was dort auf erzkapitalistische Weise erwirtschaftet wird, soll dem sozialistischen System zugute kommen. Bauherr des Strandhauses ist der Chef eines alteingesessenen Familienunternehmens.

Woo Eubong macht mich auf die Besonderheit des Projektes aufmerksam. Es seien keinerlei Vorgaben zu beachten, sagt sie. »Daß der Auftrag an uns und nicht an ein Architekturbüro gegangen ist, hat einen bestimmten Grund: Genosse Gao, der starke Mann in unserem Haus, ist mit Genosse Wang befreundet und will ihm eine Reihe von Entwürfen vorlegen. So ist zum Beispiel Ingenieurin Li Jian-fen mit einem Entwurf betraut und ...«

»Und Sie sollen auch einen machen«, sage ich.

Sie schaut zu Boden.

»Auch geringe Verwalter bauen Gärten«, sage ich in Anspielung auf den *Zhouzheng*, den ›Garten des geringen Verwalters‹ in Suzhou, der einer der berühmtesten Parkanlagen in China ist.

Sie antwortet nicht und wirft mir nur einen flüchtigen Blick zu. Ich frage mich, ob ich sie verletzt habe.

»Ich will, daß Sie sich daran versuchen«, meint sie schließlich.

»Aber ich taue doch nicht als organistischer Ingenieur«, wehre ich ab.

»Na schön, dann versuchen Sie sich an der Klimaanlage«, sagt sie. Ich bin perplex und aufgebracht. Warum macht sie mir diesen Vorschlag? Traut sie mir tatsächlich zu, ein Gebäude komplett entwerfen zu können? Sie hat meine kümmerlichen Fingerübungen nie kommentiert, und ich weiß nicht, was sie von meiner Arbeit hält.

Wie dem auch sei, ich mache mich daran, Heizungs- und Lüftungssysteme zu entwerfen. Wärmeübertragung. Isolation. Altmodische Installationen. Aufwendige und weniger aufwendige Konstruktionen. Ein weites Feld, das mich vermutlich noch eine Weile beschäftigen wird.

Hainandao. Südseeinsel. ›Hai‹ heißt Meer und entspricht der ersten Silbe im Namen Haitaos. Meereswooge. Ich denke über Heiz- und Kühlsysteme nach. (Auf der Insel wird vor allem letzteres nötig sein, denn dort gibt es jede Menge Sonnenschein.) Ich stelle mir ein Haus am Strand vor, umgeben von dichtem Wald. Vielleicht sind Blenden aus Papier angebracht,

so wie sie in Japan Verwendung finden.

Ich kritzele eine Klimaanlage nach der anderen hin. An Hainandao denke ich schließlich gar nicht mehr, genausowenig wie an Haitaos ordentlich zusammengefalteten, weißen Anzug vor der zerborstenen Fensterscheibe.

Am Abend verbringe ich viel Zeit in der Küche, wo ich mein Lieblingsgericht (Reis und Bohnen) aus Zutaten der Umgebung zu kochen versuche. Das Ergebnis ist passabel, aber kaum zu vergleichen mit dem, was ich von zu Hause gewöhnt bin. Meine Mutter kocht auf einem Herd. Hier aber stehen mir nur Mikrowelle und Schnellkoch-Wok zur Verfügung. Gerichte mit langer Garzeit lassen sich so kaum angemessen hinkriegen.

Während das Essen kocht, setze ich mich an den Schreibtisch und zapfe das System an. Ich will mir bloß ein Strandhaus vorstellen und verzichte auf den Ausdruck einer Skizze. Ich suche nach einer Form, die so leicht und durchlässig ist wie Papier und eventuell aus verschiebbaren Wänden besteht.

Dreiundzwanzig Sekunden.

Enttäuscht stehe ich auf und sehe nach dem Reis. Doch der gart auch ohne mein Zutun. Also tauche ich wieder ab in die Vorstellung.

Achtundzwanzig Sekunden.

Zurück in die Küche. Und dann ein neuer Versuch.

Neunzehn Sekunden.

Woo Eubong schafft zwanzig, dreißig Minuten an einem Streifen. Sie sitzt stundenlang am Schreibtisch, arbeitet, beantwortet Fragen und findet immer wieder zum Entwurf zurück. Ich habe sogar ihre Mimik und Sitzhaltung zu kopieren versucht. Vergeblich. Am liebsten würde ich meine Wut an den

Möbeln auslassen, zwingt mich aber zurück an den Schreibtisch. Ich werde nicht lockerlassen, bis mir ein akzeptabler Entwurf gelingt. Ich stelle mir ein Strandhaus vor.

Der Kontakt bricht ab.

Ich stelle mir ein Strandhaus vor.

Der Kontakt bricht ab.

Ich klinke mich zum wiederholten Male ein.

Und wieder wirft mich das System nach kurzer Zeit raus.

Die Skizzen stapeln sich vor dem Drucker. Ich befähle dem System, ohne meinen ausdrücklichen Wunsch keine weiteren Skizzen mehr auszudrucken.

Schließlich werfe ich das Handtuch. Ich stehe auf, räume die Küche auf und gehe, ohne gegessen zu haben, ins Bett. Aus mir wird nie und nimmer ein Dao-Ingenieur.

Ich wache auf. Eine schwere Last ist von mir gewichen. Ich habe mir meine Unfähigkeit eingestanden und brauche mich nicht länger abzustrapazieren. Wenn ich heute abend nach Hause komme, werde ich Reis und Bohnen essen und dann an meinem Bericht für die Uni weiterarbeiten.

Die Arbeit im Büro geht mir locker von der Hand. Woo Eubong hatte recht, als sie sagte, daß ich gegen Ende meines Praktikums dreißig bis vierzig Jobs am Tag erledigen könnte. Ich habe viel dazugelernt und bin ihr dankbar, obwohl ihre Lehrmethoden nicht immer nach meinem Geschmack waren.

Es wird Feierabend, und ich bin zufrieden mit mir und meiner Leistung. Darum juckt es mich auch wenig, daß mir Woo Eubong Hausaufgaben aufgibt, obwohl ich lieber meinen Bericht zu Ende schreiben würde, da mir nur noch knapp drei

Wochen bleiben.

»Ich möchte, daß Sie wieder Skizzen machen wie zu Anfang.«

»Wie viele?«

»Drei«, antwortet sie.

Einverstanden. Für den Bericht habe ich dann auch noch genügend Zeit. »Gut«, sage ich. Wenn der Bericht fertig ist, werde ich groß einkaufen gehen und ein paar Sachen nach New York schicken.

Ich gehe nach Hause, hole die Bohnen und den Reis aus dem Kühlschrank und setze mich hin, um ein wenig zu kritzeln. Die drei Skizzen sind bestimmt schnell erledigt. Danach werde ich essen und mir den Bericht vornehmen. Den Vers über die ›Untätigkeit‹, der auf der Schriftrolle überm Schreibtisch an der Wand hängt, kenne ich längst auswendig.

Mir ist mittlerweile alles einerlei. Ich bin völlig entspannt, ohne Ehrgeiz. Mein Kopf ist wie leergefegt.

Ich klinke mich ein und gebe den Befehl zum Ausdruck meiner Entwürfe. Ich denke an nichts anderes als daran, ein paar Skizzen zu produzieren. Das Strandhaus kann mir zu diesem Zweck recht sein. Alles ist weiß, aber diesmal stelle ich mir nicht ein Stück Papier vor, das es zu füllen gilt, sondern Eis. Wieder taucht Borden Station in meiner Erinnerung auf. Im Geiste sehe ich durchs Fenster hinaus in die Weite. Was mir dazu einfällt, ist alles andere als chinesisch und entspricht eher den Glas- und Stahlkonstruktionen von New York. Meine Vorstellungen geraten in Fluß. Da hebt sich ein großer Raum ab, ein Küche mit kleiner Trennwand, geringfügig höher als das langgestreckte Zimmer, dessen Fenster zum Sund hinausweist.

Zunächst fehlt jede Perspektive. Panik kommt auf, doch bevor sie mich packen kann, gebe ich nach; ich verliere mich in der Leere, lange nach allen Seiten hin aus und lasse das System zum Teil meiner Erinnerung werden. Ich werde die Grenzen meines Verstandes gewahr, weiß, wie wenig ich auf einmal zu denken vermag, doch dann dehnen sich diese Grenzen ins Unermeßliche aus; ich finde zu mir selbst, zu jenem Bewußtsein, das aus eigener Kraft und ohne Verstandeskontrolle Vorstellungen entwickelt. Das System übernimmt die Konzentration; es ist Teil von mir. Will ich das Haus modifizieren, reicht ein einziger Wunsch, und der Wunsch erfüllt sich. Ich stehe davor und sehe den langgestreckten Teil des Hauses, in dem die Küche sowie ein großer Raum untergebracht sind. Von diesem Teil aus führen Stufen hinunter an den Strand (oben auf dem Treppenabsatz kommt mein papierner Schirm zur Anwendung; allerdings muß ich mir noch ein Material einfallen lassen, das zwar so durchscheinend ist wie Papier, aber weniger empfindlich). Hinter der Küche liegen die Schlafzimmer, leicht erhöht in den Hang gebaut (die Vermessungsdaten liefert der Speicher). Das Gebäude sieht amerikanisch aus; ich finde, es braucht ein Ziegeldach. Blaue, chinesische Ziegel. Variierende Höhen lassen das Dach zu einer Welle werden.

Ich halte inne und sehe mich im Zimmer um. Seufzend entläßt der Drucker einen Ausdruck. Auf dem Blatt erkenne ich den Entwurf in allen Einzelheiten wieder. Er ist noch längst nicht fertig und sieht vorläufig aus wie eine Muschel. Vierzehn Minuten.

Ich zittere vor Erregung. Wird es mir gelingen, noch einmal solange durchzuhalten? Ich schließe die Augen, klinke mich ein,

sehe das Strandhaus vor mir ...

Ich breche den Versuch mutwillig ab und schaue auf den Ausdruck in meinen Händen. Aus dem System ausgestiegen, fühle ich mich ohnmächtig und limitiert. Wieder schließe ich die Augen und lasse der Vorstellung freien Lauf ...

Und während ich dasitze und meine Strandhausmuschel vor mir sehe, spüre ich, wie mir Tränen in die Augen schießen. Ich habe es geschafft. Ich habe es geschafft.

Jetzt, da es Zeit ist, nach Hause zu gehen, bin ich endlich soweit.



Drei Düfte

San-xiang

Es ist schrecklich aufregend, mit einem neuen Gesicht zur Arbeit zu gehen. Ständig befühle ich die neue Kieferpartie und das Kinn. Soll ich Make-up auflegen oder nicht? Ist es recht, daß ich versuche, besser auszusehen? Ist es recht, daß ich an meinem neuen, hübschen Gesicht weiter herumzupfuschen versuche? Oder ist der Verzicht auf Make-up womöglich als Arroganz zu werten nach dem Motto: So etwas habe ich nicht mehr nötig?

Bei Cuo weiß jeder, daß ich mir ein neues Gesicht habe machen lassen. All die Glückwunschkarten! ›Sanxiang. Hübsches Kind. Mag das neue Gesicht zu deinem Herzen passen.‹ Ich hätte mich der Operation schon vor Jahren unterziehen sollen, aber Vater hat ja alles Ersparte ausgegeben, um *Quanxi*, Beziehungen, zu pflegen in der Hoffnung, nach China umsiedeln zu können. Dabei war daran gar kein Denken, nachdem Amerika im Zuge der Großen Läuterung außer Rand und Band geriet. In China wären wir natürlich davon verschont geblieben, denn dort sind die Verhältnisse wohlgefügt und durch solche Turbulenzen nicht zu erschüttern.

So oft ich in den Spiegel blicke, muß ich an all die Wochen denken, in denen das Virus meine Knochenzellen zur Teilung veranlaßte. Ich hatte furchtbare Angst, obwohl mir der ganze Vorgang haarklein erklärt worden war. Nachts schreckten mich Alpträume auf und die Vorstellung, der Prozeß könnte womöglich nicht mehr aufzuhalten sein: immer weiter auswuchernde Kieferknochen und schmerzende Zähne, die sich wie Geröll im Berg bewegten. Ich malte mir aus, wie ein Pavian auszusehen oder wie eine Gottesanbeterin. Und dann wurde mir ein zweites Virus injiziert, dessen RNA-Boten dem Wachstum meiner Knochenzellen Einhalt gebieten sollten. Und sie hörten zu wachsen auf.

Ich bin sehr zufrieden mit meinem Gesicht. Mama findet, daß ich ganz normal aussehe und fast so hübsch wie ein Video-star. Ich kann es immer noch nicht fassen. Meine Augen sind größer, natürlich nicht so groß wie die von *Waiguoren*, aber immerhin deutlich größer als zuvor. Das Kinn ist wunderschön geformt. Ich habe mich auch schon auf die Straße gewagt und war mit Mama einkaufen. Die Leute reagieren nun ganz anders auf mich; sie sind weniger zuvorkommend. Es ist herrlich, nicht länger nur bemitleidet zu werden.

In der Firma wird mich bestimmt jeder anstarren, was mir angst macht, obwohl ich weiß, daß ich nicht mehr häßlich bin. Sie werden an mein altes Gesicht zurückdenken und mich daran messen. Ich will nicht mehr die alte San-xiang sein, das bedauernswert häßliche Ding, das mit seinen winzigen Augen und nicht vorhandenem Kinn geradezu blödsinnig aussah. Von nun an wird alles anders. Ich werde mein Leben von Grund auf ändern. Ich werde mir eine neue Arbeitsstelle und neue Freun-

de suchen. Ich werde ein neuer Mensch sein.

Ich lege Make-up auf. Wenn ich eine neue Stelle habe, wird keiner der Kollegen wissen, daß ich einmal häßlich war; und dort werde ich wie selbstverständlich Make-up tragen. Was spricht dagegen, daß ich jetzt schon damit anfangen? Übung kann nicht schaden. Wenn ich den neuen Job antrete, werde ich mich an mein neues Gesicht gewöhnt haben, und niemand wird von meiner häßlichen Vergangenheit etwas ahnen. Ich ziehe meine neuesten Sachen an. Der neue Haarschnitt steht mir gut. Die Schläfen sind ausrasiert, und der Pony fällt tief in die Stirn. Ich kann's mir erlauben. Die Welt ist neu für mich.

Den ganzen Tag über höre ich Komplimente. »Wie schön du bist.« »Komm mit auf einen Drink«, sagt Celia. »Laß uns feiern. Es wird auch nicht spät werden.«

Nach der Arbeit gehen wir ins In-Between, wo alle nach der Arbeit noch auf einen Drink hingehen. Ich bestelle mir ein Bier. Celia und Carol lassen sich neonfarbene Cocktails geben, in denen jene Plastikfasern stecken, deren Enden hell aufglimmen. Ich sehe sie immer nur in Drinks. Woher nur beziehen Bars diese Dinger? Tim und Qing Yang trinken *Baijiu*, den harten Drink für »echte« Männer. Ich halte mich an Bier; daran habe ich mich inzwischen gewöhnt.

»So ein braves Chinesenmädchen«, neckt Tim, »nippt an ihrem Bier.«

»Von *Baijiu* wird mir schwindelig«, antworte ich wahrheitsgemäß, doch Tim und Qing Yang lachen. Sie lachen ständig über das, was ich sage. Zuerst macht es mich nervös, aber dann denke ich, daß sie wohl nur nett zu sein versuchen. Sie lachen

auch, als ich sage, daß ich meine Mutter anrufen muß, um ihr mitzuteilen, daß ich später nach Hause komme.

»Mama«, sage ich auf mandarin. »Es wird etwas später werden. Ich bin noch mit Kollegen in einer Bar.«

»*Hao, hao*«, sagt sie und nickt ihr Einverständnis. Beim Anblick ihres Doppelkinns geht mir überraschend der Gedanke durch den Kopf, daß ich hübscher bin als sie.

»*Qing ni gaosu baba*«, sage ich. Bitte, sag auch Papa Bescheid.

»*Meishi*«, antwortet sie, »*ni gen nide pengyou, wanba*.« Mach dir keine Sorgen; vergnüg dich mit deinen Freunden.

Seltsam, wie das klingt. Sie spricht chinesische Worte nach Art des Westens. Daß ich in einer Bar sitze, scheint ihr nichts auszumachen. Ich gehe zu meinen Kollegen zurück.

Da ist die Bar, ein kleiner Zwischenraum für das Personal, dann der Tresen, auf dem jede Menge Flaschen stehen, und davor thront auf einem Hocker eine hübsche Chinesin im Geschäftsanzug. Sie wirkt ein bißchen nervös, amüsiert sich aber gut. Das ist ihr deutlich anzusehen.

Qing Yang fragt, ob ich mit ihm am Donnerstag ins In-Between gehe. Obwohl ich an dem Tag meine politische Runde habe, sage ich ja. Ich werde Gu anrufen und ihm sagen, daß ich Überstunden machen muß.

Qing Yang ist ein ABC. Es gefällt mir, daß er mit mir ausgehen will. Er hat eine kleine, runde Glatze, gerade so wie ein Mönch. Außerdem ist er ziemlich klein. Nein, gut sieht er wirklich nicht aus, längst nicht so gut wie Zhang, der ABC, mit dem ich früher ein paarmal ausgegangen bin. Er war überhaupt der erste Mann, der mich ausgeführt hat, und das auch nur

deshalb, weil ihn mein Vater darum gebeten hatte. Ich frage mich, was Zhang wohl sagen würde, wenn er mich jetzt sähe.

Qing Yang ist nett. Gutaussiehende Männer sind für gewöhnlich weniger nett; das haben sie anscheinend nicht nötig. Wir gehen also zusammen ins In-Between, und ich trinke Bier. Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Zu Anfang grinsen wir uns immerzu an, was mir zunehmend peinlich wird. Aber dann reden wir über seinen Job, und er spricht von Leuten, die er trifft, von Leuten, denen er Systeme verkauft. Bislang wußte ich nicht, welchen Posten Qing Yang in der Firma hat. Daß Cuo Vertreter beschäftigt, die die Anlagen verkaufen, ist mir ebenfalls neu.

Es scheint, daß Qing Yang ein guter Verkäufer ist. Er verrät mir seine Verkaufsmasche, die darin besteht, daß er die Kunden davon überzeugt, mit ihm etwas gemein zu haben. Da war zum Beispiel eine Frau, die Vorurteile gegen Amerikachinesen hat und ihn darum abwimmeln wollte, bis sie von ihm erfuhr, daß er wie sie aus West Virginia stammte. »Wir waren quasi Nachbarn, verstehst du?« sagt er. »Auf der persönlichen Beziehungsebene kommt man an jeden Kunden ran.«

Ich täte mich schwer damit. Was, wenn er zufällig nicht aus West Virginia stammte? Ich jedenfalls bin noch nie in West Virginia gewesen.

Qing Yang entschuldigt sich, um auf die Toilette zu gehen. Ich schaue auf die Uhr. Wir sind schon eine Stunde hier. Ich weiß nicht, wann es Zeit für mich wird, nach Hause zu gehen. Außerdem kriege ich langsam Hunger. Er kommt zurück. »Darf ich dich zum Essen einladen?« fragt er.

»Gern«, antworte ich.

Wir gehen in ein indisches Restaurant an der Seventh Avenue. Es ist über hundert Jahre alt, wie auf dem Schild über der Tür zu lesen steht. »Warst du schon mal indisch essen?« fragt Qing Yang.

»Ist es wie thailändisch?«

»So ungefähr.« Der Gastraum besteht aus altmodischen Ziegelwänden. Auf den Tischen liegen silbern-weiße Damastdecken. Es sieht hier nicht besonders indisch aus, eher so wie in jenen altertümlichen Restaurants, wo zu jedem Gedeck zwei Gläser und drei Gabeln gehören und auf den Tischen kaum mehr Platz ist für das Essen. Qing Yang übernimmt die Bestellung und rät mir zu einem Gericht, das ›Tandoori Chicken‹ genannt wird: Hühnerstücke in Yoghurt mariniert und gebacken. Vom Yoghurt ist nichts zu sehen, aber es schmeckt nicht schlecht. »Köstlich«, sage ich. Das Brot wird ›Poori‹ genannt und sieht aus wie ein Luftkissen. Damit werden die würzigen Saucen aus den Saucieren geschöpft. Das Brot ist wirklich gut.

Zum Essen trinke ich ein Bier. Es ist indisches Bier und heißt ›Golden Eagle‹, aber ich schmecke keinen Unterschied zu den hiesigen Sorten heraus. Bier ist Bier.

Nach dem Essen führt mich Qing Yang in eine Kneipe, wo Musik gespielt und getanzt wird. »Nur für eine Stunde«, sagt er und fordert mich zum Tanz auf. Ich kann nicht tanzen. Doch er überredet mich und zeigt mir ein paar einfache Schritte. Es sind insgesamt zwölf. Nach jeder Folge macht die Dame einen Knicks; der Mann verbeugt sich und küßt der Partnerin die Hand. Beim Knicks streifen meine Rockschöße den Boden. Ich komme mit dem Zählen durcheinander, doch Qing Yang versteht es, mich zu führen. »Ich bringe dir die Quadrille bei«,

verspricht er. »Die tanzt das Paar da drüben, schau!«

Der Mann hält die Hand der Frau in die Höhe; sie trägt einen Ring, der blau und weiß funkelt. Beide machen zwei Schritt nach vorn, rutschen auf den Sohlen ein Stück weiter und wirbeln auf dem Absatz herum, so daß sie vor ihm zu stehen kommt. Jetzt legt er ihr die Hände auf die Hüften, und gemeinsam wiegen sie auf der Stelle hin und her und weg voneinander wie grazile Bäume, wie große Vögel auf der Balz. Dann tanzen sie weiter. Die Schrittfolge sieht sehr kompliziert aus. Viel zu schwer für mich, denke ich. Aber der Anblick ist hübsch. Dazu plätschert sanfte Musik. Zuerst kann ich gar keinen Takt ausmachen, doch dann spüre ich den Rhythmus und schwingen mit.

Qing Yang muß kurz verschwinden; er sagt, daß er gleich wieder zurück ist und mich dann zur U-Bahn-Station bringt. Ich warte an der Bar.

»Entschuldigung, wie spät ist es?«

Daß ich angesprochen bin, merke ich erst, als der Mann die Frage wiederholt. »Entschuldigen Sie, wissen Sie, wie spät es ist?«

»Oh«, sage ich und werfe einen Blick auf die Uhr. »Kurz nach neun.«

Er ist ein *Waiguoren*. Er lächelt mich an, und ich lächle zurück; Das hellbraune Haar ist dick und im Nacken zu einem Schwanz zusammengefaßt. Ich fühle mich durch ihn an Zhang erinnert, den ABC, der mich damals ausgeführt hat. Er trägt ein burgunderrotes Blouson mit Kapuze. Von der Arbeit scheint er nicht zu kommen.

»Ihr Freund?« fragt er und nickt in Richtung Toilette.

»Ein Arbeitskollege«, antworte ich. Der beiläufige Ton, den

ich anschlage, gefällt mir. Qing Yang könnte mein Freund sein, aber er ist es nicht; er ist bloß ein Kollege.

»Wie heißen Sie?«

»Qian San-xiang«, antworte ich.

»San-xiang«, wiederholt er. »Ein hübscher Name. Was bedeutet er?«

»Drei Düfte.«

»Mein Name ist Bobby«, sagt er achselzuckend. »Das hat leider gar nichts zu bedeuten.«

Ich muß kichern. Er ist so komisch.

»Wohnen Sie in der Nähe? Ich habe Sie hier noch nie gesehen.« Er hat große, wunderschöne Augen. Wie die eines Hündchens. Daß ich einmal häßlich war, weiß er nicht.

»Nein«, antworte ich. »Ich arbeite für Cuo, unten in der Water Street. Aber zu Hause bin ich in Brooklyn.« Ich sehe Qing Yang von der Toilette zurückkommen und frage mich, ob es sich gehört, daß ich mich auf ein Gespräch mit Bobby eingeladen habe. Doch der lächelt mir kurz zu und dreht sich taktvoll um. Na bitte, nicht alle gutaussehenden Männer sind unverschämt.

Ich spüre, wie sich mir ein neues Leben öffnet, so wie eine jener Papierkugeln, die sich im Wasser zu Blüten entfalten.

Am Arbeitsplatz erhalte ich eine Mitteilung von Aron Fahey. Aron Fahey ist ein Marssiedler, mit dem ich Kontakt aufgenommen habe aufgrund eines Interviews, das in dem politischen Magazin *Xin Gongshe* zu lesen stand. Aron Fahey äußerte sich darin zu Fragen über kommunale Selbstverwaltung im allgemeinen und über die politischen Strukturen seiner Kom-

mune im besonderen. Wir – das heißt meine Freunde aus der politischen Runde und ich – wir hoffen, irgendwann einmal eine Stadtkommune gründen zu können. Also habe ich an Aron Fahey geschrieben. Er kennt sich aus und kann uns Ratschläge geben.

Wir korrespondieren über die elektronische Mailbox von Cuo, weil wir uns die Gebühren privat nicht leisten können. Seine Briefe sind sehr interessant. Ich bin inzwischen gut mit Aron Fahey vertraut, obwohl ich ihn bislang weder gesehen noch seine Stimme gehört habe. Ich weiß von seiner Frau und Tochter und von seiner Farm. Er scheint sein Leben fest im Griff zu haben. Wenn er nicht auf dem Mars wohnte, würde ich ihn für unsere Kommune zu gewinnen versuchen.

Ich hebe mir den Brief für die Frühstückspause auf. Doch als ich gerade dabei bin, mir Zugang zur Mailbox zu verschaffen, steigt mir Celia in die Leitung und sagt, daß ein privater Anruf für mich vorliege. Ich vermute, Mama will mir auftragen, nach der Arbeit einkaufen zu gehen. Um so überraschter bin ich, Bobby, den jungen Mann aus der Bar, auf dem Monitor zu sehen.

»Ah«, sagt er. »Hab ich also richtig gehört, daß Sie bei Cuo arbeiten.«

»Hallo«, sage ich irritiert.

»Ich will nicht stören«, sagt er. »Rufe ich zur falschen Zeit an?«

»Nein«, antworte ich. »Ich mache gerade Pause.«

»Gut.« Er sieht wirklich gut aus, vor allem wenn er lächelt. »Es ist eigentlich nicht meine Art, fremde Frauen an ihrem Arbeitsplatz anzurufen. Aber ich wußte nicht, wie ich sonst mit

Ihnen Verbindung aufnehmen sollte. Sie haben gestern abend großen Eindruck auf mich gemacht. Erinnern Sie sich eigentlich noch an mich? Ich wette, Sie bekommen jede Menge Anrufe dieser Art.«

Ich spüre, wie mir das Blut ins Gesicht schießt, und muß gegen meinen Willen lachen, was bestimmt schrecklich schrill und albern klingt. »Oh, ich erinnere mich sehr wohl. Sie saßen an der Bar und wollten wissen, wie ich heiße.«

»Drei Düfte, nicht wahr?«

»Stimmt.«

Er habe mich noch nie in der Tanzbar gesehen, sagt er, fügt aber hinzu, daß er selbst nicht allzu oft in diesem Laden verkehrt. »Vielleicht könnten wir uns dort treffen. Ich würde Sie gern näher kennenlernen und spendiere Ihnen einen Drink. Wie wär's mit heute abend?« Und dann, fast resignierend: »Aber Sie haben bestimmt schon was vor.«

Fast hätte ich ihm recht gegeben. Ich kenne ihn ja kaum. Trotzdem, über einen Drink lasse ich gern mit mir reden. Es muß ja nicht spät werden. Mit ihm auszugehen, würde sicherlich Spaß machen, zumal er niemanden kennt, den ich kenne, und nicht weiß, wie ich früher ausgesehen habe. Er hält mich für ein Mädchen, das sich mit Männern trifft. Und er sieht gut aus. »Nein«, antworte ich. »Ich habe noch nichts vor.«

Seine Miene heitert sichtlich auf. »Großartig! Wann würde es Ihnen passen? Um sieben?«

Ich habe ein Rendezvous. Ich bin mit einem Mann verabredet, so wie jedes normale Mädchen.

Die Arbeitszeit zieht sich in die Länge, und ich weiß nicht, womit ich mich nach Feierabend bis sieben beschäftigen soll.

Nach Hause zu fahren, lohnt nicht; dort angekommen, müßte ich sofort wieder los.

Ich esse in der Stadt und mache einen Schaufensterbummel, fest entschlossen, nicht allzu pünktlich zu sein. Ich will nicht auf ihn warten müssen und nehme mir vor, mindestens fünf Minuten zu spät zu kommen. Am Ende aber bin ich zehn Minuten vor der Zeit in der Bar. Er ist nicht da.

Sieben. Er ist immer noch nicht da. Ich halte mich in der Nähe des Eingangs auf, denn ich will nicht, daß er mich sitzend warten sieht. Die Gäste im Lokal werden auf mich aufmerksam. Sie finden es offenbar kurios, daß ich da neben Tür stehe.

Zehn nach sieben geht die Tür auf. Er ist endlich da. Er runzelt die Stirn wie in Gedanken, aber als er mich sieht, strahlt er übers ganze Gesicht.

»Tut mir leid, daß ich mich verspätet habe«, sagt er. »Haben Sie lange warten müssen?«

»Nein«, sage ich, um ihn nicht in Verlegenheit zu bringen. »Ich bin auch gerade erst gekommen.«

Er legt mir eine Hand in den Rücken, ergreift mit der anderen meinen Arm und führt mich an einen Tisch, der etwas abseits steht. Er hat einen merkwürdig rauchigen Duft an sich, eine Mischung aus Leder, Deo und eigenem Körpergeruch, wie mir scheint. So wie er hat mich noch nie ein Mann berührt. Wahrscheinlich will er nur galant sein, aber mir wird ganz mulmig. Ich weiß nicht, was ich davon halten soll. Zhang hat mich kein einziges Mal berührt, abgesehen von dem flüchtigen Kuß zum Abschied.

Wir nehmen Platz, und er sagt: »Ich habe den Eindruck, schon lange mit Ihnen bekannt zu sein.«

Eine Antwort darauf fällt mir nicht ein.

»Sie verstehen mich doch, oder? Haben Sie nicht auch das Gefühl, mich zu kennen?«

»Ja«, sage ich, denn das will er von mir hören.

»Ich wette, Sie trinken gerne Chrysanthemum.«

»Sehr gern«, antworte ich, obwohl dem gar nicht so ist. Mir ist ein wenig unwohl zumute.

»Na bitte«, sagt er. »Ich kenne Sie.«

Er bestellt zu trinken. Wir zwei geben bestimmt ein hübsches Paar ab. Es würde mich nicht wundern, wenn andere neidisch auf uns wären.

Bobby möchte, daß ich ihm von meiner Arbeit erzähle. Ich tue ihm den Gefallen, obwohl es dazu nicht viel zu sagen gibt. Er fragt mich, ob ich aus China komme, und will dann wissen, warum ich hier in Amerika lebe. Ein Chrysanthemum ist ein heller, klarer Blütencocktail, garniert mit jenen glimmenden Plastikfasern. Es schmeckt süßlich, zartbitter, ein bißchen nach Zimt. Ich gebe Bobby zu verstehen, daß mein Vater sehr altmodische Ansichten vertritt, die ihm in China nachteilig ausgelegt worden sind. »Und weil man ihm dort eine feudalistische Gesinnung unterstellt hat, mußten wir nach Amerika auswandern«, sage ich. Bobby bestellt einen zweiten Drink und will mehr von mir wissen. Er scheint wirklich interessiert zu sein. Ob ich nicht traurig gewesen wäre, meinen Freundeskreis zu verlassen, und ob ich mich hier in Amerika zu Anfang nicht schrecklich fremd gefühlt habe? »Sie wirken auf mich wie eine Aristokratin«, sagt er allen Ernstes, und ohne mir schmeicheln zu wollen. »Ihre Art verrät, daß Sie aus einer vornehmen Familie stammen und in Ihrer Jugend umgeben waren von edleren

Dingen.«

So habe ich mich noch nie gesehen. Zugegeben, meine Eltern legen Wert darauf, daß unsere Wohnung chinesisch eingerichtet und aufgeräumter ist als die der Nachbarn. Wir haben ein System, mit dem sich die Wandfarben beliebig wechseln und die Fenster verdunkeln lassen. Unser Mobiliar stammt fast ausnahmslos aus China, ist nicht gerade modisch, aber sehr viel besser verarbeitet als das, was man hier kaufen kann.

»Eines Tages werde ich nach China zurückkehren«, sage ich, und indem ich dies sage, wird mir zum ersten Mal voll bewußt, daß es mich tatsächlich dahin zurückzieht. »Mein Job bei Cuo ist nichts auf Dauer. Ich werde wohl bald die Stelle wechseln.«

»Schön für Sie«, sagt er. »Sie leben noch bei Ihren Eltern?«

Seine Frage ist so gestellt, daß ich es nicht über mich bringe, sie zu bejahen. Da sitze ich in meinem Anzug aus China, trinke Chrysanthemum und unterhalte mich mit einem gutaussiehenden Mann. Wie könnte ich da zugeben, daß ich noch bei den Eltern wohne? Er würde mich für ein Kind halten. »Nein«, sage ich. »Ich habe meine eigene Wohnung.«

Er zeigt sich überrascht und sperrt die Augen auf. »Tatsächlich. Sie wohnen allein?«

»Vorübergehend«, antworte ich. »Ich habe vor, mit Freunden außerhalb von Brooklyn eine Kommune zu gründen, bei Brighton Beach oder auf Coney Island.« Um mir nichts anmerken zu lassen, schaue ich auf meinen Drink. Das mit den Freunden entspricht der Wahrheit; allerdings habe ich mich schon des öfteren gefragt, ob wir jemals in die Tat umsetzen, worüber nun schon soviel Worte gemacht worden sind. Nun ja, die Gründung einer Kommune will schließlich gut überlegt sein.

Plötzlich geht mir der Gedanke durch den Kopf, daß Bobby womöglich nichts von Privateigentum an Wohnraum hält. Ich will ihn nicht gegen mich aufbringen und füge darum schnell hinzu: »Die Wohnung habe ich nur, um nicht nach Pennsylvania oder West Virginia umziehen zu müssen. Und wie gesagt, sie ist nur für den Übergang.«

Er nickt nachdenklich.

Ich würde ihn gern fragen, wie er über Privateigentum denkt, aber was soll er antworten, nachdem ich ihm von der Wohnung erzählt habe?

»Wo wohnen Sie?« frage ich.

»In New Jersey«, antwortet er. »Aber zur Zeit wohne ich hier bei Freunden. San-xiang ...« Er lächelt mir zu. »Es gefällt mir, Ihren Namen auszusprechen. Er klingt so schön, so altmodisch. San-xiang. Ich bin noch zu einer Party eingeladen. Würden Sie mich begleiten?«

»Gern«, sage ich spontan.

Die Party findet in einer sehr kleinen Wohnung statt. Es gibt darin kaum Möbel, und alles ist weiß gestrichen: der Boden, die Decke, die Wände, die Leitungsrohre, selbst die Steine der Trennwand zur Kochnische. Aber die Farbe ist schon lange nicht mehr aufgefrischt worden; überall sind häßliche Flecke zu sehen.

Jeder kennt Bobby. Die meisten Gäste scheinen Studenten zu sein; keiner trägt einen Anzug. Ich sehe nirgends einen Stuhl, auf den ich mich setzen könnte. Die Frauen sind ganz merkwürdig ausstaffiert, und einer der jungen Männer trägt einen Lendenschurz, was ich ziemlich albern finde.

Auch die Musik ist ungewöhnlich, voll von melodischem Singsang und komplizierten Rhythmen. Bobby führt mich ins Nebenzimmer. Im Vorbeigehen höre ich eine Frau sagen: »...Identität von Mensch und Musikinstrument, also weg von der Subjekt-Objekt-Beziehung zwischen Musiker und Instrument ... Hallo, Bobby.«

»Hallo, Cara«, sagt er und schleift mich weiter. Dann läßt er mich mitten im Zimmer stehen und sagt, daß er gleich wieder zurück sein wird. Ich warte, weiß nicht, wie ich mich verhalten soll. Manche Gäste schlendern umher, andere stehen in kleinen Gruppen beieinander und plaudern. Ich schnappe ein paar Worte auf: »...also habe ich ihm gesagt, ›Empathie ist ein Maß für emotionale Reife‹ ...«

»... Debra, also wirklich, todschick. Wo hast du ...«

»...das ist bloß eine Frage des unangetasteten Bewußtseins. Neukonfiguriert, würde ich nicht mehr wissen, wer ich bin; mein Bewußtsein wäre durch ein neues ersetzt worden. Es wäre also der Tod eingetreten ...«

»... wenn es Sinn machte, Zeit als Entfernung darzustellen, und zwar ununterscheidbar, dann ...«

Ich komme mir sehr einfältig vor. Hoffentlich spricht mich niemand an.

Bobby kommt zurück und lächelt mir zu. »Tomas ist nicht da«, sagt er. »Aber er wird wohl noch aufkreuzen. Er ist ein Freund von mir. Hier, ich habe dir eine Grenade mitgebracht; was anderes war nicht aufzutreiben.« Er reicht mir eine weiße Packung, schüttelt seine und öffnet sie. Ich tue es ihm gleich und probiere einen Schluck. Es schmeckt bitter. »Warte hier«, sagt er. »Ich muß noch kurz mit jemandem sprechen.« Mir ist

nicht entgangen, daß er mich plötzlich duzt.

Wieder bleibe ich allein zurück. Wäre ich doch bloß nicht mitgekommen. Hoffentlich will Bobby nicht allzu lange bleiben. In spätestens ... ich schaue auf die Uhr; es ist jetzt halb zehn; in spätestens einer Stunde werde ich gehen. Das reicht dann. Der Chrysanthemum hat mich ziemlich müde gemacht.

Ich habe die halbe Grenade getrunken, als Bobby zurückkommt. »Komm«, sagt er, »ich will dich mit ein paar Freunden bekanntmachen.«

Wir gehen zurück ins andere Zimmer. Soviel Weiß erinnert mich an Trauer und Bestattung. Das Licht ist heruntergedreht. Alles sitzt auf dem Boden. Ich trage meinen guten Anzug; obwohl er eigentlich zu meiner häßlichen Vergangenheit gehört, ist er nach wie vor das Beste, was ich habe. Trotzdem setze auch ich mich neben Bobby auf den Boden. Er sagt: »San-xiang, das sind Dana, Carlos ...« Er stellt mir einen nach dem anderen vor, aber es ist schwer, die einzelnen Namen auseinanderzuhalten. Alle lächeln mir zu. Ich hocke in meinem guten, roten Anzug auf dem weiß gestrichenen Fußboden und lächele zurück. Die anderen tragen Strumpfhosen. Dana ist um die Vierzig; offenbar hat sie ihren Stoffwechsel des längeren nicht mehr nachstellen lassen und ist darum viel zu dick. Sie hat breite, weiche Hüften, macht aber einen sauberen Eindruck und lächelt mir zu.

Ich höre mir die Unterhaltung an. Sie reden über Leute, die ich nicht kenne. Um nicht unhöflich zu sein, verkneife ich es mir, auf die Uhr zu schauen. Ich nippe an meiner Grenade. Sie ist milchig weiß und schmeckt nach Bittermandeln. Oder nach bitterer Vanille. Alles ist weiß, bis auf die Flecken an der Wand.

Im Halbdunkel sehen sie aus wie Schriftzeichen. Ich lese *Ren* (Volk) und *xiao* (klein). Bobby legt mir seinen Arm auf die Schulter.

Das fühlt sich seltsam an, gefällt mir aber. Sein Arm ist schwer. Ich spüre seine Finger an meinem Schlüsselbein. Keiner nimmt Notiz davon. Wahrscheinlich denken alle, daß ich Bobbys neue Freundin bin. Vielleicht bin ich das wirklich.

Bobbys Freundin. *Bobby de nupengyou*. Ich suche an der Wand nach dem Schriftzeichen für Freundin, finde das *Nu* für Mädchen und den zweiten Teil des Wortes für Freund: *you*. Mir ist flau zumute. Zuviel Chrysanthemum und Grenade.

»Komm, Schatz«, sagt Bobby mit einemmal. »Schnappen wir ein bißchen frische Luft.«

Er hilft mir auf die Beine; alles schaut amüsiert zu uns auf.

Lächelnd klopft Bobby meinen Hosenboden ab und strafft die Jacke. Daß mir die Knie weich werden, rührt nicht allein von den Drinks her. »Mir ist ganz schummerig«, sage ich kleinlaut.

»Komm«, sagt er. »Jetzt ist Schluß mit den Grenades.«

Ich lache. Es klingt so komisch, wenn er sagt: Schluß mit dem Grenades. »Die haben mich umgehauen.«

Auch Bobby lacht. Offenbar habe ich genau das Richtige gesagt. »Ja, mein Schatz, so scheint es.«

Wir verlassen die Party. Der mittlere und vordere Raum sind hell erleuchtet. »Die haben mich wirklich umgehauen«, flüstere ich, froh darüber, Bobby zum Lachen zu bringen. Ich bin so witzig wie die anderen. Ich könnte mir gut vorstellen, Bobbys feste Freundin zu sein. Wenn er mich will. Bobby hat mir seinen Arm um die Taille gelegt; ich lehne mich an ihn. Schön.

Daß ich weich in den Knien bin, ist mir einerlei.

Wir fahren mit dem Aufzug nach unten und gehen hinaus auf die Straße. Lieferwagen sausen vorbei, und durch die Gitterroste im Boden hört man die U-Bahn rumpeln. Eine Party in Manhattan. Nun, ist nicht meine Schuld, daß ich von den Gästen niemanden kannte. Wenn ich Bobbys feste Freundin bin, werde ich viele Leute kennenlernen, und wir werden viel Spaß zusammen haben. Bobby gibt den Schritt vor: links, rechts, links ... Wir marschieren im Gleichschritt. Ich erinnere mich an ein chinesisches Marschlied. Mir ist danach zu singen. Aber das lasse ich lieber bleiben; Bobby würde mich für sturzbe-trunken halten.

Wir biegen um eine Ecke und gelangen in eine Toreinfahrt. Bobby bleibt stehen und sagt: »San-xiang. Riech mal daran. Du mußt tief durch die Nase einatmen.«

Er hält ein Stück Papier in der Hand. Eigentlich sind es zwei Stücke, die zusammengeklebt sind. Er reißt sie auseinander und hält sie mir unter die Nase. Ich hole tief Luft ...

Es ist kalt und süßlich, so als würde ich kalte Milch in mich hineinstürzen. Mein Kopf schmerzt; er scheint anzuschwellen. Mir wird weiß vor Augen. Ich schlage die Hand an die Stirn und beiße die Zähne aufeinander, aber es hilft nichts. Mein Kopf fühlt sich an wie ein Ballon, der sich immer weiter ausdehnt und zu platzen droht. Dann, allmählich, scheint alle Luft daraus zu entweichen.

Bobby sieht mich an. »Besser?«

Ich nicke. Es geht mir tatsächlich besser, abgesehen von leichten Kopfschmerzen. Immerhin stehe ich wieder fest auf den Beinen. »Was war das?« frage ich.

»Ein Eispickel«, antwortet er, doch das sagt mir nichts. Er knüllt das Papier zusammen und wirft es in die Einfahrt. Ich massiere mir die Schläfen. Er nimmt keine Notiz von mir, reißt einen zweiten Eispickel auseinander und schnüffelt daran. Es sieht nicht danach aus, als würde er Kopfschmerzen davon bekommen. »Komm«, sagt er. »Hast du Lust zu tanzen?«

»Ich kann nicht tanzen«, sage ich. »Und außerdem muß ich jetzt nach Hause, nun, ich bin schrecklich müde, weißt du, es war ein langer Tag und ...«

Er nimmt meine Hände. »Ich wollte dir einen schönen Abend bieten, fürchte aber, daß du dich bisher nur gelangweilt hast. Das tut mir leid. Komm, ich zeige dir noch dieses eine Lokal. Danach lasse ich dich nach Hause gehen. Ehrenwort. Und ich werde dich in Zukunft auch nicht mehr belästigen.«

»Darum geht's mir nicht«, sage ich. Sein Gesicht ist wunderschön, so offen und klar. Es scheint im Dunklen zu leuchten. Sein Duft, dieses rauchige Deo, verdreht mir den Kopf. »Darum geht es mir wirklich nicht.« Im Gegenteil, ich will, daß er auch in Zukunft mit mir ausgeht.

Er beugt sich vor und gibt mir einen Kuß. Mir ist unbehaglich dabei. Er steckt mir die Zunge in den Mund, und ich muß daran denken, daß ich mir seit Stunden die Zähne nicht geputzt habe. Aber er schlingt die Arme um mich; ich spüre das seidige Blouson und rieche die Lederriemchen. Er drückt mich fest an sich und hebt mich vom Boden auf. Ich weiß nicht, was ich machen soll. Es fühlt sich gut an, ich will, daß er noch fester zudrückt. Nur der Kuß gefällt mir nicht, aber ich will, daß er mich an sich preßt.

»San-xiang«, sagt er. »Ich liebe diesen Namen. Drei Düfte.

Du kommst mit mir, nicht wahr?«

»Ja«, flüstere ich.

Aber zuerst muß er noch einmal zur Party zurück, um diesen Tomas zu sprechen. Er bringt mich in ein Restaurant und bestellt mir eine Tasse Tee. »Warte hier, ich bin bald wieder da. Okay, Süße?« Er lächelt so nett. »Süße ist doch angebracht, oder? Süßes Düftchen. Versprich mir, daß du wartest.«

»Versprochen«, sage ich.

Er bleibt über eine halbe Stunde lang weg. Ich trinke drei Tassen Tee und lese Zeitung. Damit habe ich ganz und gar nicht gerechnet. Die Verabredung mit Zhang verlief damals völlig anders. Er hat mich abgeholt, wir sind zum Drachenrennen und anschließend essen gegangen. Dann hat er mich wieder nach Hause gebracht, und zwar ohne große Umwege zu machen. Aber Bobby kennt nun mal viele Leute. Die Kopfschmerzen lassen nach. Ich bin müde. Es ist zwar erst halb elf, aber mir kommt es später vor. Auf der Toilette schaue ich in den Spiegel. Über meinen hübschen Anblick kann ich mich im Augenblick gar nicht richtig freuen. Das neue Gesicht wirkt auf mich wie ein Kleid, das ich den ganzen Tag getragen habe.

Im Restaurant werden Schlager für alte Leute gespielt. Eine Tasse Tee ist teuer; Sandwiches und Samosas kosten soviel wie in Brooklyn ein komplettes Menü. Die Tische sind gedeckt, als würden noch Gäste erwartet.

Endlich kommt Bobby zurück und schleppt mich hinaus in die Nacht. Ich könnte im Gehen einschlafen, so müde bin ich. Dennoch lasse ich mich von ihm entführen, egal wohin. Aber danach werde ich nach Hause gehen, ganz bestimmt, auch auf

die Gefahr hin, daß er mich nicht mehr anruft. Dieses Hin und Her reicht mir langsam.

»Hier«, sagt Bobby und holt noch eins dieser Papierstücke aus der Tasche.

Ich schüttele den Kopf.

»Danach fühlst du dich besser«, sagt er.

»Ich bekomme Kopfschmerzen davon.«

»Du darfst nicht so tief inhalieren«, sagt er.

Ich schnuppere vorsichtig. Der Kopf fängt trotzdem wieder zu dröhnen an, wenn auch weniger schlimm diesmal. Es zieht mir eiskalt in die Stirn, und ich sehe weiße Funken im Blickfeld schwimmen. Bobby mustert mich aufmerksam und mit ernstem Gesicht. Ich weiß nicht, was ich davon halten soll. »Komm«, sagt er.

Wir steigen in ein fast menschenleeres U-Bahn-Abteil. Die Fahrt schaukelt mich hin und her; mein Kopf nickt auf und ab. Bei der dritten Haltestelle steigen wir aus. Bobbys Gesicht ist grünlich weiß im Licht der alten Stationslampen. Sein burgunderrotes Blouson sieht aus wie verrostet. Er hat mich während der Fahrt kein einziges Mal angeschaut. Ob er verärgert ist oder einfach nur müde? Hoffentlich ist er bloß müde. Ich kann keinen klaren Gedanken mehr fassen; mein Kopf ist wie ein Grillenkäfig.

Er wird bestimmt verärgert sein, wenn er feststellen muß, daß ich nicht tanzen kann. Jetzt, da ich ein neues Gesicht habe, sollte ich unbedingt tanzen lernen. Wenn er sich ungehalten zeigt, werde ich sofort nach Hause gehen. In der gekachelten Wand der U-Bahn-Station sind Mosaik eingearbeitet, die Biber darstellen. Ich frage mich, was Biber mit New York zu tun

haben.

Wir verlassen den Bahnhof, und ich versuche, die Stationen des Abends nachzuzählen. Bar, Party, Restaurant, U-Bahnfahrt. Wenn mich Mama morgen fragt, was ich unternommen habe, was soll ich dann antworten?

»Schwimmst du gern?« fragt Bobby.

»Ja«, antworte ich. Ich bin zwar schon lange nicht mehr schwimmen gewesen, habe mich aber als Mädchen oft im Sportcenter aufgehalten. Mit sechs Jahren war ich einmal in Hainandao. Das ist eine Insel wie Hawaii, nur größer, und sie liegt vor der Südküste von China. Wir haben in einem großen Hotel gewohnt und sind täglich an den Strand gegangen. An das Hotel erinnere ich mich gut. Ich weiß auch noch, es führte eine Treppe in einen blauen Swimmingpool. Die erste und zweite Stufe kam ich problemlos hinunter; die dritte war schon ziemlich tief, und wenn ich die vierte erreichte, steckte ich schon bis zum Scheitel im Wasser.

Durch dunkle Glastüren betreten wir eine Art Empfangshalle, die allem Anschein nach zu einem Hotel gehört. Bobby nickt der Frau an der Rezeption freundlich zu. Sie schaut lächelnd zu ihm auf. Er legt ihr Bargeld auf den Schalter, worauf sie einen Kollegen herbeiruft, der das Geld in eine verschließbare Kasette legt. Ich kenne kaum jemanden, der bar bezahlt, und frage mich, wieso Bobby soviel Geld bei sich hat. Was wir nun vorhaben, scheint ziemlich teuer zu sein. Daß sich Bobby sowas erlauben kann ...

Wir gehen durch eine zweite Glastür, und mir weht Chlorge-
ruch entgegen. Ich werfe Bobby einen Blick zu, doch er beachtet mich nicht. Er hält mich im Arm und schaut nach oben, wo ein

paar Fenster zu sehen sind.

Ich weiß nicht, was er vorhat, aber mit rechten Dingen scheint es hier nicht zuzugehen. Sind wir womöglich in einer Spielhöhle? Wie aufregend. Ginny, eine Freundin aus der politischen Runde, hat schon mal gespielt. Von ihr weiß ich, daß die Kartenausteiler keine Ärmel tragen, damit die Spieler nicht auf den Gedanken kommen, übers Ohr gehauen zu werden. Die Manager tragen vornehme Anzüge und sind mit Pistolen bewaffnet. Auch weiß ich, daß man zum Spielen Bargeld braucht, denn die Betreiber der Spielhöhlen wollen auf den Bankkonten ihrer Gäste keine Spuren hinterlassen, immerhin ist Glücksspiel verboten.

»Sind wir in einer Spielhöhle?« frage ich.

»Nein«, sagt Bobby, »in einem Badehaus.«

»Was ist das?« will ich wissen.

Bobbys Lachen hallt von den gekachelten Wänden wider. »Dumme Frage.« Er zeigt auf eine rosafarbene Tür. »Geh da rein, laß dir einen Badeanzug geben und zieh dich um. Wir treffen uns auf der anderen Seite.«

Er entläßt mich aus seinem Arm, geht auf eine blaue Tür zu und winkt mir zu. Ich weiß nicht, was ich machen soll. Vielleicht sollte ich doch lieber gleich nach Hause gehen. Aber er hat viel Geld für mich ausgegeben. Ich stoße die rosafarbene Tür auf und trete in einen Raum, ganz in Rosa. Der Boden ist mit einem rosafarbenen Teppich ausgelegt, rosarot sind die Wände. Eine junge Frau in rosafarbenem Badeanzug grüßt mich und fragt lächelnd: »Wünschen Sie einen Badeanzug?«

Ich darf mir eine Farbe aussuchen und entscheide mich für Weiß. Dann zeigt sie mir, wie man das Päckchen öffnet.

»Schlüpfen Sie schnell hinein, bevor es fest wird«, sagt sie.

Durch eine weitere Tür gelange ich in den Umkleideraum mit rosaroten Kacheln und Spinten. Ich setze mich auf die hellrote Bank und lese die Gebrauchsanweisung auf dem Päckchen, das meinen Badezug enthält. Er kommt aus China. Ich pelle den Anzug heraus, steige durch die Beinlöcher und ziehe das Teil hoch. Es ist weich und glitschig wie Gelatine. Ich streife den Lappen über und halte die Schnittkanten zusammen; sie verschmelzen miteinander. Dem bebilderten Beispiel auf der Verpackung folgend, bringe ich das Ding in Form, dehne und strecke es, bis sich an den Schultern Riemchen herausbilden. Als ich alles soweit habe, wie es mir gefällt, verfestigt sich das Material. Mit dem Rückenausschnitt bin ich nicht ganz zufrieden, doch daran läßt sich jetzt nichts mehr ändern. Ich bürste mein Haar, frische das Make-up auf und gehe zurück zu der jungen Frau in den rosafarbenen Raum.

»Alles in Ordnung?« fragt sie.

»Ich glaube ja«, antworte ich.

»Gut, dann gehen Sie jetzt durch die Umkleidekabine hinaus in die Lounge. Wollen Sie einen Bademantel?«

»Ja, bitte.«

Sie reicht mir einen weißen Mantel mit Trompetenärmeln. Ich werfe ihn über und gehe hinaus, um nach Bobby zu suchen.

Er steht in der Lounge und hält einen Drink in der Hand. Seine Badehose ist schwarz und sehr eng. Bobby sieht darin gut aus, allerdings hat er ein bißchen Bauch. Es ist deutlich zu erkennen, das Ding oben am Bein, so eng liegt die Hose an. Schnell blicke ich wieder auf und bin froh, daß ihm nicht aufgefallen ist, wohin ich gesehen habe. Er ist nicht allein in der

Lounge. Da sind etliche Frauen, jung und zum Teil recht ansehnlich. Ein Mädchen, eine Eurasierin, trägt Glimmer im Haar, kleine Sternchen. Hübsch sieht das aus. So etwas kannte ich bislang nur aus Mamas chinesischen Illustrierten. Mir würde dieser Putz bestimmt auch gut stehen. Aber bei welcher Gelegenheit ließe sich so was tragen? Wenn ich mit Bobby ausgehe?

Die meisten Männer sind in unserem Alter, einige älter. Viele sehen gut aus, aber manche wirken lächerlich in Badehosen. Warum kümmert Männer ihr Aussehen so wenig, wenn sie von schönen Frauen umgeben sind?

Ein Bogengang neben der Bar führt zum Pool. Darin schwimmen einige, wie ich sehe; wie Bälle treiben die Köpfe auf dem Wasser. Bobby nimmt meinen Arm und lotst mich an die Bar. Ohne zu fragen, bestellt er einen Chrysanthemum, und obwohl ich eigentlich nichts mehr trinken will, nehme ich das Glas entgegen. »Du siehst gut aus«, sagt er. »Laß mich mal deinen Badeanzug sehen.«

Ich würde den Bademantel viel lieber anbehalten, lege ihn aber trotzdem ab.

»Du brauchst dich wirklich nicht zu verstecken«, sagt er. »San-xiang.« Es klingt komisch, wie er meinen Namen ausspricht. Schi-ang. Typisch für einen *Waiguoren*.

Ich will den Mantel wieder anziehen, lasse es aber dann doch bleiben.

Wir setzen uns an einen Tisch mit Steckerbuchsen. Der Raum ist dunkel; über jedem Tisch hängt eine Lampe. Bobby klinkt sich ein, ich tue es ihm gleich. Es wird eine Unterhaltungsshow gegeben, in der eine Komödiantin auftritt, die Wör-

ter gebraucht, englische wie chinesische, von denen die meisten eigentlich zensiert werden müßten. Mir ist das peinlich. Ich wage nicht zu lachen aus Angst, Bobby könnte mich für ein verdorbenes Mädchen halten. Er aber lacht ganz unbefangen. Manches ist wirklich witzig, also lache ich schließlich auch.

Bobby hält mich bei der Hand und massiert mit dem Daumen mein Handgelenk, was ich gut leiden kann. Aber daß er immer über dieselbe Stelle reibt, ist auf die Dauer irritierend. Die Show ist komisch. Ich nippe nur ein paarmal an meinem Drink; Bobby dagegen trinkt zügig.

Dann gehen wir schwimmen. Mitten in der Nacht schwimmen zu gehen, ist doch ziemlich ungewöhnlich. Wir paddeln eine Weile umher und springen vom Sprungbrett. Dann wechseln wir hinüber in einen anderen Pool. Dort ist es dunkel. Nur ein Licht brennt. Es spiegelt sich wie ein Mond auf dem Wasser.

Hand in Hand steigen wir über eine Treppe ins Becken. Seine Haut schimmert so weiß. Außer uns sind noch andere Leute hier, doch die kann ich kaum erkennen. Das Wasser ist warm, viel wärmer als im ersten, hellerleuchteten Pool. Es duftet nach Pflanzen, und ich höre ein Heimchen zirpen. Das Geräusch kommt bestimmt aus einem Lautsprecher, ist aber täuschend echt. Heimchen bringen Glück. Auch wenn das Zirpen nur eine Aufnahme ist.

Das Wasser reicht mir bis zur Brust. Bobby umarmt und schmiegt sich an mich. Ich weiß nicht, wie ich reagieren soll. Ich spüre seine Haut, spüre das Ding unter der Hose an meinem Schenkel, wage es aber nicht, ihn wegzustoßen. »San-xiang«, flüstert er mir ins Ohr und streichelt meinen Rücken. Ich sage nichts, lasse ihn gewähren und rühre mich nicht.

Meine Arme liegen auf seinen Schultern, und ich hoffe, daß er aufhört. Wir sind schließlich nicht allein. Es scheint allerdings, daß die anderen das gleiche tun.

Er küßt mich. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Wenn ich seinem Kuß ausweiche, wird er glauben, daß ich ihn nicht leiden kann. Danach gehe ich nach Hause und werde ihn nie wiedersehen. Also lasse ich mich küssen. Was soll's?

Er küßt mich und geht in die Knie. Mir bleibt nichts anderes übrig, als mit ihm tiefer abzutauchen, bis nur noch unsere Köpfe über Wasser sind. Er bricht den Kuß ab, und ich atme erleichtert auf. Aber jetzt macht er sich an meinen Brüsten zu schaffen. Ich wende mich von ihm ab.

Er rührt sich nicht von der Stelle. Dann sagt er nur: »Okay.« Ich kann nicht sehen, wie er dreinschaut, also weiß ich nicht, ob er wütend ist.

Wir gehen zurück in den anderen Pool und schwimmen noch ein paar Runden.

Aber er hat es plötzlich eilig und will weg. Verärgert scheint er nicht zu sein. Ich bin einverstanden, daß wir gehen. Es ist bestimmt schon spät. In dem rosafarbenen Umkleideraum ziehe ich den Badeanzug aus und werfe ihn in einen Plexiglasbehälter mit der Aufschrift: Gebrauchte Badeanzüge. Mein Anzug ist der einzige in dem Behälter, und jetzt sehe ich auch warum: Er löst sich auf und ist spurlos verschwunden, als ich mich fertig angezogen habe.

»Gute Nacht«, sagt das rosafarbene Mädchen.

»Hat's dir gefallen?« fragt Bobby auf dem Weg nach draußen.

»Ja«, antworte ich. »Zumindest war es neu für mich.«

»Wußte ich doch, daß es dir gefällt.« Er blickt sich um und

scheint hellwach zu sein. Offenbar hat er wieder einen dieser Eispickel zu sich genommen. »Heh, komm doch noch mit zu mir nach Hause, auf eine Tasse Tee. Ich wohne nicht weit von hier.«

»Das geht nicht, Bobby«, sage ich. »Es ist schon spät, ich muß nach Hause.« Fast hätte ich mich verplappert und gesagt, daß meine Mutter auf mich wartet, erinnere mich aber rechtzeitig, behauptet zu haben, daß ich allein wohne.

»Nur für ein Viertelstündchen«, drängt er. »Morgen ist Samstag, und du kannst ausschlafen. Wär's dir lieber, wir gehen in deine Wohnung. Nur, meine ist näher.«

»Es ist schon spät.«

Er geht einfach weiter und achtet nicht auf mich.

»Ich meine, ich habe den ganzen Tag gearbeitet«, entschuldige ich mich.

»Prima«, sagt er verärgert. »Ich gebe jede Menge Geld für dich aus, und du willst nach Hause.«

Ich fühle mich ganz schrecklich. Es ist wahr, er hat viel Geld ausgegeben, doch das hat ihm, wie mir schien, nicht viel ausgemacht.

»Es ist doch wohl nicht zuviel verlangt, wenn ich dich bitte, kurz bei mir reinzuschauen und eine Tasse Tee mit mir zu trinken. Was ist denn schon dabei?«

Ich blicke zu Boden.

»Ich weiß, ich bin kein Chinese, so wie dein Freund«, sagt er mit gehässiger Stimme. »Als *Waiguoren* darf ich mich wohl geschmeichelt fühlen, daß du überhaupt mit mir ausgegangen bist. Tut mir leid, ich habe dich anders eingeschätzt, San-xiang.«

»Er ist nicht mein Freund«, erwidere ich kleinlaut. »Und was du sagst, stimmt nicht. Ich mag dich. Daß du ein *Waiguoren* bist, stört mich nicht im geringsten.«

»Nun, dann kannst du ja wohl noch eine Tasse Tee mit mir trinken«, sagt er.

»Na schön.« Ich werde nicht lange bleiben. »Auf ein Viertelstündchen.«

»So gefällst du mir schon besser«, sagt er, und seine Stimme klingt wieder normal.

Es ist halb eins. In einer Stunde werde ich zu Hause sein. Spätestens. Das nehme ich mir fest vor.

Meine Absätze klappern auf dem Pflaster. Wir gehen zu Fuß. Meine Haare sind noch naß, aber es weht eine laue Luft, und kalt ist mir nicht. Ich bin müde, will aber nicht, daß Bobby auf den Einfall kommt, mir noch einen Eispickel zu geben.

Da wo er wohnt, gibt es keinen Aufzug. Also steigen wir Treppen, bis in den dritten Stock. Meine Beine sind wie Butter; das ist immer so nach dem Schwimmen. Außerdem habe ich Hunger, aber vor allem bin ich müde.

Er schließt drei Schlösser auf. Seine Wohnung riecht muffig und besteht aus zwei winzigen Räumen, wie ich sehe, als das Licht angeht. Eigentlich ist es nur ein Raum, der durch eine Trennwand mit offenem Durchbruch aufgeteilt ist. Das Bett steht im hinteren Teil und ist nicht gemacht. Die ganze Wohnung riecht streng nach Mann, nach schmutziger Männerwäsche.

»Nimm Platz«, sagt er und deutet auf die Couch. »Ich mache uns Tee.«

Ich setze mich. Mama wird sich Sorgen machen. Die Küche

ist winzig, wie auch das Bad, in das ich von der Couch aus sehen kann. Darin strotzt es nur so vor Dreck. Zhangs Wohnung war dagegen aufgeräumt. Ich erinnere mich an die Nacht bei Zhang. Ich hatte damals gehofft, daß wir ein Liebespaar würden. Ich war nicht unbedingt auf Sex aus, dachte aber, daß ich, wenn es dazu kommen sollte, womöglich Spaß daran finden könnte. Und wenn es nach mir gegangen wäre, hätte ich die Eltern verlassen, um zu Zhang zu ziehen in der Hoffnung, daß wir uns lieben lernten. Aber ich war ja so häßlich und hatte keine Chancen bei ihm.

Ob er mich wohl jetzt besser leiden würde? Wie dem auch sei, im Augenblick will ich niemandes Geliebte sein. Ich will nach Hause und ins eigene Bett. Ich werfe einen Blick auf die Uhr. Es ist fast eins. Um zwei werde ich zu Hause sein.

Bobby kommt mit dem Tee. Er macht mich nervös, obwohl ich selbst nicht weiß warum. Ich trinke bloß eine Tasse Tee und gehe dann nach Hause. So war es abgemacht.

Er reicht mir den Tee und setzt sich neben mich. »Du bist wirklich schön«, sagt er.

Ich weiß nicht, was ich sagen soll. »Danke.«

»Im Ernst«, sagt er. »Schön wie eine Prinzessin. Eine chinesische Prinzessin. Wenn ich dich sehe, möchte ich dich berühren. So auch vergangene Nacht in der Bar. Als ich dich zum ersten Mal sah, kam es einfach über mich. Ich mußte dich berühren.«

Ich nippe am Tee. Vielleicht wird er sich zurückhalten, wenn ich nichts sage. »Als ich dich sah, so strahlend und kühl in deinem weißen Anzug, fiel mir spontan der Ausdruck ›Eisprinzessin‹ ein, und ich wußte, daß du nur nach dem richtigen Mann Ausschau hältst, um für ihn dahinzuschmelzen.« Ich

zucke zusammen, als er meine Wange berührt. Er spricht zwar mit weicher Stimme, doch was er sagt, klingt ganz und gar nicht zärtlich. »Meine kleine Eisprinzessin. Du hast von nichts eine Ahnung, stimmt's, Herzchen? San-xiang, die dreifach Duftende.«

Er faßt mir an die Brust, und ich wende mich von ihm ab. »Laß das«, sage ich.

»Dreifach Duftende«, wiederholt er, als hätte ich kein Wort gesagt, und fährt mit dem Finger über meinen Arm.

»Bobby, ich muß jetzt wirklich gehen«, sprudelt es aus mir heraus, ich kann mir nicht helfen. »Es ist spät, und du bist bestimmt genauso müde wie ich. Ich nehme an, du hast auch den ganzen Tag arbeiten müssen, und, ehrlich, ich muß jetzt gehen; Mama wartet und wird sich fragen, wo ich solange bleibe, denn normalerweise bin ich um diese Zeit längst im Bett.« Ich rutsche zur Seite, um seinen zudringlichen Händen auszuweichen, und stelle die Teetasse scheppernd auf dem Tischrand ab. »Daß ich solange wegbleibe, kennt sie nicht von mir. Sie wird sich Sorgen machen, daß ich noch so spät U-Bahn fahre, denn man hört immer wieder davon, wie gefährlich das um diese Zeit ist ...« Er packt mich, zerrt mich zu sich, und ich höre mich wimmern: »Bobby, nein, Bobby, laß das, ich will nicht.« Und er küßt mich und steckt mir die Zunge in den Mund. Und er hört nicht auf damit, hält mich mit einer Hand gepackt, während sich die andere an meinen Brüsten zu schaffen macht. Er kneift mich, daß es weh tut, und küßt und küßt und küßt mich. Als endlich damit Schluß ist, versuche ich aufzuspringen, doch er reißt mich zurück. Dann läßt er mich schließlich doch aufstehen, aber nur, um mich ins andere

Zimmer zu stoßen, richtig brutal, so daß ich rücklings aufs Bett falle, und bevor ich mich wieder aufrichten kann, sitzt er auf mir drauf und hält mich in Schach. »Nein, nein, NEIN!« schreie ich, doch er schlägt mir ins Gesicht, und zwar mit voller Wucht, so daß ich mir auf die Zunge beiße, und er zischt: »Stell dich nicht so an, Süße!«

In meinem Kopf überschlägt sich alles; ich bin sicher, daß ich jetzt sterben muß. Also lasse ich mich von ihm küssen, obwohl meine Zunge blutet und weh tut. Reglos liege ich da, während er an meinen Brüste herumquetscht, mir den Rock über den Bauch zieht und mich hochhievt, um mir das Höschen herunterzuzerren. Ich spüre die kalte Luft auf mir, und als er aufsteht und sich die Hose auszieht, höre ich ein Winseln wie von einem kleinen Hündchen, das geschlagen wird. Tatsächlich bin ich es, ich gebe diese kläglichen Laute von mir. Doch das tut nichts zur Sache, denn jetzt steigt er auf mich mit diesem nackten, prallen Ding, das er in mich reinstößt. Es tut weh, schrecklich weh, und ich fange zu weinen an.

Als alles vorüber ist, wage ich es nicht, mich zu bewegen. Er nimmt keinerlei Notiz von mir und steht auf. Das Ding hängt nun und ist ganz schrumpelig. Er geht ins Badezimmer, und wenig später höre ich die Dusche rauschen.

Ich steige in die Schuhe, schnappe mir meine Handtasche und laufe los, ohne die Unterwäsche angezogen zu haben. Ich haste die Treppe hinunter und fürchte, daß er mir nachsetzt. Ich renne die Straße entlang zur nächsten U-Bahn-Station, stehe mutterseelenallein auf dem Bahnsteig und bete, daß der Zug endlich kommt, bevor mich dieser Kerl eingeholt hat. Aber der Zug kommt und kommt nicht. Immerhin bleibt mir auch

dieser Kerl vom Hals. Dann endlich kommt der Zug. Ich steige ein, lasse mich auf die Sitzbank fallen. Ich bin ohne Unterwäsche, und alles tut mir weh.

Leute steigen ein und aus. Ich fürchte mich vor jedem, der mir nahek kommt. Weil ich weine, sieht mich niemand an. Bei Atlantic muß ich umsteigen. Ich habe diesen ekligen Geruch an mir. Ich trage keine Unterwäsche. Außer mir warten noch drei Leute am Bahnsteig. Zwei davon sind Männer. Ich habe Angst, daß sie mir nachstellen, denn sie werden den Geruch wahrnehmen und Bescheid wissen. Zum Glück rollt der Zug ein.

Es ist Viertel nach zwei, als ich zu Hause ankomme, Mama und Papa schlafen. Es wäre mir lieb, wenn mich Mama hörte und zu mir käme, aber sie hört mich nicht. Im Bad ziehe ich mich aus und gehe unter die Dusche, doch der Dreck geht nicht ab. Ich werfe mein Nachthemd über und gehe ins frisch bezogene Bett. Der Geruch klebt an mir; es stinkt nach dreckiger Männerwäsche. Niemand kommt, um mich zu trösten, und so weine ich, bis ich eingeschlafen bin.

Ich habe mir vorgenommen, die Stelle zu wechseln, finde aber kein Angebot, das mir zusagt. Also bewerbe mich um eine Versetzung bei Cuo, aber die freie Stelle wird anderweitig vergeben. Über Bobby verliere ich kein einziges Wort. Celia fragt mich, wie der Abend gelaufen ist. »Langweilig«, sage ich.

Am Freitag ruft er an. Ich sitze bei der Arbeit und habe gar nicht mehr an ihn gedacht, geschweige denn damit gerechnet, sein Gesicht im Bildschirm zu sehen. Ich weiß nicht, wie ich reagieren soll.

Er lächelt und sagt: »Hallo, störe ich?« Er trägt sein Haar of-

fen; es hängt herab, was, wie ich finde, ziemlich billig aussieht. Sprachlos starre ich ihn an.

»San-xiang?«

Ich breche die Verbindung ab, lasse alle Anrufe auf Celias Apparat verlegen und verschwinde auf die Toilette. Mir ist übel, aber nach einer Weile geht es mir wieder besser. Solange niemand etwas weiß, ist es, als wäre nichts geschehen.

Also gehe ich zurück an die Arbeit. Ich fürchte, daß er bei Celia angerufen haben könnte, doch dem ist nicht so. Aber wer weiß, vielleicht ruft er später zurück. Womöglich wartet er sogar auf mich nach Feierabend. Er weiß, wo ich arbeite. Oder er fängt mich auf dem Nachhauseweg in der U-Bahn ab.

In der Station halte ich nach ihm Ausschau. Einmal glaube ich, ihn beim Einkaufen in einem Geschäft zu sehen. Ich wünschte, ich könnte mein altes Gesicht aufsetzen, wenn ich U-Bahn fahre. Aber ein Zurück gibt es nicht.



Rafael

Zhang

»Tut mir leid, wir haben nur noch Unterkünfte in Pennsylvania anzubieten.« Der Beamte mustert meinen gelben Kittel, die graue Strumpfhose, meine chinesischen Stiefel. »Wo wohnen Sie im Moment, Genosse?«

»Bei einem Freund in der Stadt«, antworte ich.

»Nun ...« Der junge Mann beugt sich vor und senkt die Stimme. »An Ihrer Stelle würde ich dort bleiben. Hier kommen jede Menge Beschwerden über den Zustand unserer Häuser an.«

Ich nicke. »Die sind wohl zu schnell hochgezogen worden.«

»Bis weit über den Wasserpegel. Der Wasserdruck ist so gering, daß nur die ersten sechs Stockwerke versorgt werden.«

»Wie viele Stockwerke gibt's?«

Er kramt eine Broschüre hervor. Ich erkenne weiße Gebäude in mittlerer Entfernung, Bäume. »Neun«, sagt er und zeigt mir den Prospekt.

»Wie kommen die, die oben wohnen, an Wasser ran?«

»Im Hof sind Anschlußstellen. Da müssen Sie sich das Wasser in Eimern holen.« Er schüttelt den Kopf. »Unglaublich, aber

wahr.«

Ich gebe im recht. »Kann ich das haben?«

»Klar«, sagt er und überläßt mir den Prospekt.

Zurück in New York. Ich habe all die Zeit nur den einen Wunsch gehabt, nach Hause zurückzukehren. Jetzt bin ich wieder hier und stehe Schlange vorm Wohnungsamt, um mir am Ende eine Bleibe ohne fließend Wasser anbieten zu lassen. Dafür habe ich in Wuxi lukrative Jobs ausgeschlagen. Heute morgen war ich bereits im Arbeitsamt, wo ich eineinviertel Stunden warten mußte, um schließlich zu erfahren, daß ich dort an der falschen Adresse bin. Als Ingenieur habe ich mich an das Vermittlungsbüro für Fachkräfte zu wenden. Und jetzt höre ich nach fünfundzwanzigminütiger Wartezeit, daß diese verrückte Unterkunft in Pennsylvania kein Wasser hat. Ich frage mich, ob der Architekt dieses Bürohauses auch für den Wohnungsbau in Pennsylvania zuständig ist. Das Gebäude, in dem ich mich befinde, ist wie die meisten Institutionen dieser Art grün gehalten und braucht dringend einen neuen Anstrich. Vom Estrich am Boden ist längst alle Farbe abgewetzt. Von der Decke hängt ein verdrallter Fliegenstreifen, an dem dick der Staub klebt.

In China muß es doch auch Fliegen gegeben haben, denke ich, als ich durch ein enges Treppenhaus steige, das mit rutschfester Industrieware ausgelegt ist; gesehen habe ich dort aber nie eine. (Eine Fliege, die sich in die Technologieanstalten von Wuxi verirrt hätte, wäre bestimmt an der eigenen Bedeutungslosigkeit verkümmert.) Sämtliche öffentlichen Treppenhäuser in New York sind mit diesem rutschfesten Gummizeug ausgelegt. Ich würde so ein Material nie verwenden, denn es ist nicht nur häßlich, sondern auch als Abfall kaum zu entsorgen, jeden-

falls nicht auf saubere Art. Die Stadt entgeht dem Entsorgungsproblem dadurch, daß sie das Zeug einfach nie entsorgt. Es ist zwar unverrottbar, aber an strapazierten Stellen wie in der U-Bahn voller Löcher. Die Löcher bilden Stolperkanten und Absatzfallen, die dem Nutzen der Rutschfestigkeit Hohn sprechen.

Alles verkommt, nicht nur hier in New York, sondern im ganzen Land. Zugegeben, Pflege und Restaurierung kosten Geld. Aber was ist mit diesem Neubau in Pennsylvania? Warum hat man dort weiter investiert, als klar war, daß der Wasserdruck nicht ausreicht? (Antwort: Irgendwo müssen all die Leute ja untergebracht werden.)

Der Gestank in der U-Bahn ist mir vertraut. Endlich wieder zu Hause. Die Leute um mich herum heben oder senken ihre Stimmen am Ende eines Satzes, je nachdem ob sie eine Frage stellen oder eine Aussage machen. Wie verschieden ist doch der hiesige Singsang vom chinesischen Stakkato. Ich lehne an der Tür; darauf klebt der Hinweis: Nicht anlehnen! In China versucht man, dem Gedränge mit entsprechenden Verbotsschildern beizukommen. Aber manche Verbote sind wohl dazu da, mißachtet zu werden.

Unter einem Anschlag der Informationsstelle für Marsbesiedlung sitzt eine junge Frau und liest in einem medizinischen Lehrbuch. Sie macht einen ernsten Eindruck. Ihre Berufskleidung verrät, daß sie den ganzen Tag lang in der Küche eines Schnellrestaurants steht. Ich stelle mir vor, wie sie am Abend die Schulbank drückt, um sich weiterzubilden, und mit dem neuerworbenen Wissen im Kopf tagsüber ihrer Arbeit nachgeht; sie wird Anatomie und Bewegungsabläufe der Kollegen

ins Auge fassen und so ihrer Umwelt ganz neue, faszinierende Aspekte abgewinnen.

Sie will bestimmt medizinisch-technische Assistentin werden, was wohl kaum anspruchsvoller ist als das Bedienen einer Mikrowelle in der Küche. Aber mit dem Zertifikat wird sie den freien Arbeitsmarkt verlassen und eine sichere Stelle annehmen können, die etliche Vergünstigungen mit sich bringt. An der Haltestelle De Kalb steigt sie aus, überquert den Bahnsteig und wartet auf den G-Zug. Geisterzug haben wir ihn als Kinder genannt, weil wir nichts wußten von den Orten, die er anläuft.

Auch ich steige aus und passiere die Unterführung in Richtung Ausgang Atlantic Avenue. Plötzlich ruft jemand meinen Namen. »Zhang Shan?«

Die junge Frau ist mir fremd, eine ABC, wie es scheint. Die Haare sind kurz geschnitten und so frisiert wie derzeit bei den meisten Mädchen in New York, mit ausrasierten Schläfen und glanzlackiert.

»Du kennst mich wohl nicht mehr«, sagt sie. »Ich bin San-xiang. Qian San-xiang.«

Als die häßliche kleine Tochter meines Vorgesetzten von damals ist sie beileibe nicht wiederzuerkennen. Sie hat sich offenbar das Gesicht umformen lassen und sieht jetzt ganz normal aus.

»San-xiang«, sage ich. »Du bist hübsch. Wie geht's dir?«

»Ganz gut«, antwortet sie. »Und dir?«

»Gut. Was machst du so? Bist du immer noch bei Cuo?« Gut, daß ich mich daran erinnere, wo sie gearbeitet hat.

Sie nickt. »Ja, aber nur noch bis März.«

»Und dann?«

»Dann ziehe ich auf den Mars um und trete dort einer Kommune bei, die sich *Jingshen* nennt«, sagt sie wie beiläufig und beobachtet mich und meine Reaktion.

»*Shentong de shen?*« In welcher Bedeutung? *Jingshen* kann viel heißen, unter anderem ›Essenz‹ oder ›profund‹.

»Kraft«, antwortet sie. Zur Zeit der Großen Läuterung war viel von Kraft die Rede, und ich verbinde nichts Gutes mit diesem Wort.

»Ich erinnere mich, daß du dich auch damals schon für ein Leben in der Kommune interessiert hast«, sage ich höflich und frage mich, wie jemand freiwillig auf den Mars übersiedeln kann. Ob sie überhaupt eine Ahnung davon hat, was sie dort erwartet? Nun, es wäre nicht das erste Mal, daß sie umsiedelt; als Kind mußte sie mit der Familie China verlassen. Ich wette aber, daß ihr nicht klar ist, was es heißt, von Zuhause wegzugehen.

»Du scheinst dich gut zu stehen«, sagt sie.

»Ich habe in China studiert und bin erst seit einer Woche wieder hier.«

Sie stellt die üblichen Fragen. Wie es in China gewesen sei und was ich studiert habe. Sie hat sich verändert, wirkt erwachsener. Natürlich ist sie älter geworden. Es ist immerhin vier Jahre her, daß ich sie das letzte Mal gesehen habe. Wie alt mag sie jetzt sein? Sechszwanzig?

»Komm, wir trinken eine Tasse Kaffee zusammen«, schlage ich vor.

Sie zögert, zuckt dann die Achseln und sagt: »Warum nicht?«

In der Unterführung ist ein kleines Cafe, trist und ungemütlich wie alle Läden, an die kein Tageslicht dringt. Wir setzen

uns an einen der Metalltische, deren Oberflächen wie Holzmaserung strukturiert sind. »Wie geht's deinem Vater?« frage ich.

Sie lächelt. »Wie immer. Nach wie vor versucht er, mich zu gängeln.«

Von der Nacht, die sie bei mir auf der Couch verbracht hat, und der Intervention ihres Vaters ist mit keinem Wort die Rede. Wir unterhalten uns ein wenig übers Drachenrennen, doch das Gespräch kommt schnell ins Stocken.

»Warum willst du zum Mars?« frage ich.

»Da lebt jemand, mit dem ich seit drei Jahren korrespondiere«, sagt sie. »Mir gefällt, was er über seine Kommune erzählt; sie scheint mir ein echter Kompromiß zu sein zwischen Ideal und Wirklichkeit. Ich glaube, es wird mir gut tun, an einen Ort zu kommen, wo die Leute darauf achten, was wichtig ist.«

Was sie sagt, klingt wie auswendig gelernt. »Du gehst allein?«

»Ja«, antwortet sie ein wenig trotzig. »Aber da werde ich bestimmt schnell Anschluß finden.«

»Was sagen deine Eltern dazu?« Ich bin sicher, daß Vorarbeiter Qian mit den Plänen seiner Tochter ganz und gar nicht einverstanden ist.

»Sie haben sich damit abgefunden«, sagt sie.

Wieder stockt die Unterhaltung. Wir nippen an unseren Tassen. San-xiang und ich, wir sind uns fremd geblieben.

»Was hast du jetzt nach deiner Rückkehr aus China vor?« fragt sie.

»Das weiß ich noch nicht. Mal sehen, wie ich mich hier zurechtfinde. Ich suche einen Job.«

»In New York?«

»Ja, natürlich«, antworte ich. »In China ist mir klar gewor-

den, daß ich hierher gehöre.« Ich lache. »Obwohl New York das letzte Loch ist.«

San-xiang schweigt. Ich weiß, sie ist Chinesin, hat aber mit ihrem Herkunftsland eigentlich gar nichts mehr zu tun. Würde sie, wenn möglich, dorthin zurückkehren? Ich frage mich, ob sie dort überhaupt Fuß fassen könnte. Immerhin ist sie in New York groß geworden.

Ich suche nach einem Thema, über das sich reden ließe, doch mir fallen nur Komplimente zu ihrem Aussehen ein, und ich weiß nicht, ob sie überhaupt angebracht sind.

»Du bist wahrscheinlich sehr beschäftigt«, sagt sie.

»Es geht so«, entgegne ich. »Aber deine Zeit ist sicher knapp bemessen, stimmt's?«

Wir brechen auf, gehen gemeinsam zum Bahnsteig und tauschen Höflichkeiten aus. »War schön, dich wiederzusehen« und ähnliches mehr.

Doch die Züge lassen auf sich warten, und so stehen wir da, befangen und hilflos.

»Weißt du«, sagt sie plötzlich. »Ich denke oft an damals und finde schade, daß es mit uns nicht geklappt hat.«

»Ich bin gern mit dir ausgegangen«, sage ich.

»Hat dich mein Gesicht abgehalten?«

»Wovon?« frage ich, obwohl ich die Antwort ahne und nicht hören will.

»Mich zu mögen.«

Ich könnte sagen, daß ich sie durchaus gern mag, aber sie meint wohl etwas anderes. Ich schaue zur Anzeige auf, die San-xiangs Zug ankündigt. Wie würde sie reagieren, wenn ich ihr die Wahrheit sagte? Wäre sie schockiert? Es ist schwer, das

Schweigen darüber zu brechen; ich bin es gewohnt, den Mund zu halten.

»Liegt es daran, daß du nur zum Teil Chinese bist?« fragt sie.

Ihr Zug saust herbei, hält an. »Viel Glück auf dem Mars«, sage ich, und die Leute um uns herum fangen zu drängen an. Ich weiß nicht, wie ich ihr antworten soll, und suche nach Worten. Ihre hübschen Augen sind fragend auf mich gerichtet. Was hält mich davon ab, mit ihr zu treiben, wozu Mann und Frau füreinander bestimmt sind? Sie geht auf die Zugtür zu.

Ich berühre ihren Arm und sage: »San-xiang, der Grund liegt nicht bei dir.«

Ihre Miene ist verschlossen. Was soll sie von mir halten, habe ich sie doch immer nur mit höflichen, ausweichenden Lügen abgespeist? Gleich wird die Tür zugehen. »San-xiang, ich bin homosexuell«, sage ich und gebe ihr einen sanften Stoß nach vorn.

Sie bleibt in der Tür stehen, blickt zurück und schaut mir ins Gesicht. Offenbar hat sie noch nicht so recht begriffen. Doch dann, als sich die Tür schließt, scheint ihr ein Licht aufzugehen. Der Zug fährt los, und ich hoffe, daß sie nun Erleichterung empfindet und versteht, daß ich sie nicht als Person abgelehnt habe.

Ich bin froh, nicht mitansehen zu müssen, wie sich ihre Verwunderung womöglich in Abscheu verwandelt. Und wenn schon, rede ich mir ein; das kann mich jetzt nicht mehr jucken.

Ich komme in Peters Wohnung an und kann noch im letzten Moment einen Anruf entgegennehmen. Auf dem Bildschirm taucht der Grund dafür auf, warum ich schnellstens eine eigene Wohnung finden muß.

»Hallo«, sagt der Grund. »Ist Peter da?«

Ich werfe einen Blick auf die Uhr. »Eigentlich müßte er schon zurück sein; vielleicht ist er unterwegs aufgehalten worden.«

»Richte ihm doch aus, daß Zinnober angerufen hat«, sagt er.

»Mach ich«, sage ich. Er bricht die Verbindung ab. Jetzt weiß ich also seinen Namen. Peter hat mir bislang nichts von ihm erzählt. Es tut weh, nach Hause zurückzukommen und feststellen zu müssen, daß Peter verliebt ist, hatte ich doch im stillen darauf gehofft, mit ihm einen neuen Versuch starten zu können. Aber weder habe ich, noch hat er einen ersten Schritt zu tun gewagt. Womöglich wäre wieder einmal nichts daraus geworden. Immerhin sind wir gute Freunde.

Wie es den Anschein hat, ist dieser Zinnober ziemlich klein geraten. Zwar habe ich ihn nur auf dem Bildschirm gesehen, glaube aber trotzdem, darauf erkennen zu können, ob jemand groß ist oder klein. Vermutlich ist er Drachenflieger. Peter hat ein Faible für diese Typen. Gut sieht der Kerl jedenfalls nicht aus, längst nicht so gut wie ich, scheint aber ganz nett zu sein. Wenn er mir dumm gekommen wäre, könnte ich besser damit umgehen. (Womit, Zhang?)

Kaum bin ich eine Woche zu Hause, und schon wird alles wieder viel zu kompliziert. Peters Wohnung ist so klein. Winzige Küche, Wohnzimmer, Schlafzimmer. Ich schlafe auf der Couch, was nicht gerade bequem ist. (Manchmal wache ich auf und weiß nicht, wo ich bin.) Es wäre ratsam, vorläufig und solange ich noch ohne Anstellung bin, hier wohnen zu bleiben. Mit dem Geld, das ich aus Wuxi übrigbehalten habe, komme ich nicht weit. Aber wie lange wird mich Peter noch in seiner

Wohnung dulden? Ich muß hier raus. Der Gedanke, Peter im Wege zu stehen, ist mir unerträglich.

»Hallo, Rafael.« Peter steht in der Tür, bepackt mit einer vollen Einkaufstüte. »Hast du etwa aufgeräumt?«

»Und frisch gestrichen.«

Er sieht sich um. »Prima, du hast ja sogar den alten Farbton genau getroffen, mitsamt den Flecken.«

»Immerhin bin ich voll ausgebildeter Ingenieur«, rufe ich ihm nach, als er in der Küche verschwindet.

»Ein *Pijiu* gefällig?« Er wirft mir eine Dose Bier zu. »Ist auch gut durchgeschüttelt.«

»Zinnober hat angerufen«, sage ich.

Er steckt den Kopf durch die Tür. »Ach ja?« Mehr weiß er dazu nicht zu sagen. Trotz des heißen Juliwetters trägt er die gelbe Jacke, die ich ihm aus China geschickt habe; sie ist aus glänzender Seide, mit Medaillons und einem stilisierten Phönix bestickt. Mit solchen Jacken läuft fast jeder rum, bei jedem Wetter. Sie sind schwer in Mode.

»Ich soll dir nur ausrichten, daß er angerufen hat«, sage ich und schalte das Videogerät ein. »Ich war heute beim Wohnungsamt. Die nächstgelegene Wohnung, die man mir angeboten hat, ist oben in Pennsylvania. Ohne fließend Wasser. Hier, ich habe einen Prospekt.« Am besten ist, ich verziehe mich jetzt, damit Peter seinen Drachenflieger anrufen kann.

Ich treibe mich gern am Strand herum. Die Luft ist wieder frisch und würzig hier. Es stinkt nicht mehr so verbrannt wie früher. Anscheinend kommen die Aufräumarbeiten am Hafen tatsächlich voran. Beruhigend, daß überhaupt noch etwas

vorankommt. Allerdings vermisse ich den Geruch. Ich fand ihn immer sehr erregend. Sinnlich. Was soll's? Schließlich bin ich nicht als Aufreißer unterwegs. Wohin sollte ich meine Eroberungen auch abschleppen? Zu Peter in die Wohnung? Dafür, daß ich mich mit einem Knaben unter die Holzstege am Strand verkrieche, bin ich nun wirklich zu alt.

In Erinnerung an damals sehe ich mich zitternd im Sand knien, beschienen vom Licht, das durch die Bretterritzen fällt, heimlich und voller Angst, daß mir Bekannte auf die Schliche kommen. Gänsehaut, der Geruch von Asche und irgendein Freier, der sich stöhnend mit den Fingern in meinen Haaren verkrallt, während ich ihm einen blase.

Dort gehe ich nun jeden Abend von acht bis neun spazieren, pünktlich wie ein Uhrwerk. Heute, am Freitag, ist es unerträglich heiß, der Brettersteig voller Leute. Junge Pärchen allenthalben. Die Mädchen tragen billige, grelle Fummel; sie haben die Haare im Nacken bis auf Höhe der Ohrläppchen ausrasiert und nur einen dünnen, geflochtenen Schwanz stehenlassen.

»Schon mal 'en Hot Dog probiert?«

Ich lehne am Geländer. Der Junge, der mich da anspricht, ist älter als der Durchschnitt hier, um ein paar Jahre vielleicht.

»Si«, antworte ich. »*Yo habito aqui.*« Ich wohne hier.

Er zeigt sich verblüfft. Daß er spanisch aussieht, will nicht heißen, daß er auch spanisch versteht. Ich war wohl ein bißchen vorschnell mit meiner Vermutung.

Doch dann grinst er und fragt: »*Donde?*«

»Coney Island«, antworte ich.

Er schüttelt den Kopf. »Ich dachte schon, nicht richtig gehört zu haben. Du siehst nicht gerade aus, als würdest du Spanisch

sprechen. Chinesische Sachen und so.«

»Ich bin an der Utica Avenue aufgewachsen«, sage ich. Er sieht gut aus und ist billig angezogen: knappe Bolerojacke (ohne Hemd) und Strumpfhose. Auf dem spitzen Backenknochen unterm linken Auge ist eine Träne tätowiert. Er ist dunkler als ich. »So, du wolltest also einen fremden Gast mit unverdaulichem Zeug vergiften.«

Er zuckt die Achseln. »Ich dachte, da ist ein Fremder, ganz allein; vielleicht sollte ihm mal jemand was Leckeres anbieten.«

Wir gehen ein paar Schritte zusammen. Er redet und gestikuliert. Die Jungs stehen in gleichmäßigen Abständen Spalier. Sie lehnen am Geländer und beobachten uns. *Coneys*, das heißt Stricher. Heimische Strandvögelchen. Und ich bin in Begleitung eines wunderlichen Typen, der davon spricht, hier am Rande von Brooklyn, in jenem Bezirk, den manche Bangladesh nennen, aufgewachsen zu sein.

»Weißt du«, erklärt er, »es wird immer Leute geben, die ideologisch nicht auf Linie zu bringen sind. Gesellschaftlicher Abschaum. Solange der auf Bangladesh begrenzt bleibt, drückt die Partei ein Auge zu. Wir bilden sozusagen ein Sicherheitsventil rund um Coney Island. Hier draußen sind wir frei.«

»Was ist mit all den Kommunen, die hier gegründet werden?« frage ich. Im Gegensatz zu den knallbunten Mädchen tragen die *Coneys* dunkle Farben. Einer in dunkler Hose und dunklem, ärmellosem Hemd mustert uns aus den Augenwinkeln heraus. Sein muskulöser Arm liegt auf dem Handlauf des Geländers.

»Die halten sich nicht lange«, antwortet der Junge neben mir. »Und überhaupt, hier draußen bleibt alles beim alten. Ab und

zu gibt's mal 'ne Razzia, dann wird der eine oder andere hoppgenommen, aber die meisten können sich rechtzeitig verdrücken, und zwei Stunden später ist der Fleischmarkt wieder geöffnet.«

Ziemlich heiß heute für den Handel mit Fleisch. Was der Junge sagt, stimmt nicht ganz. Der Markt hat sich verändert. Früher waren hier keine Pärchen zu sehen; es gab viel weniger Trubel, nur ein paar Bretterverschläge, Stricher, Freier und Hausbesetzer. Die Hausbesetzer sind zum größten Teil verschwunden, verdrängt von denen, die hier ihre Geschäfte machen und alles daransetzen, um in der Stadt eine Wohnung beziehen zu können.

Er ist so jung, so verführerisch. Wartet er darauf, daß ich Interesse zeige? Ich würde gern, kann aber nicht. »Ich muß jetzt wieder zurück«, sage ich bedauernd.

»War nett, mit dir zu plaudern«, sagt er.

»Ich komme oft hierher, vielleicht sehen wir uns bei Gelegenheit«, sage ich. »Wie heißt du?«

»Invierno«, antwortet er. Der Name ist spanisch und bedeutet Winter. Wie kann man sich bloß so nennen? Natürlich ist das nur ein Pseudonym. Hier draußen verrät niemand seinen richtigen Namen.

»Ich bin Rafael«, sage ich. »Wie der Engel.«

Er bleibt grinsend stehen und macht das Segenszeichen.

Als ich mich das zweite Mal nach ihm umsehe, hat er sich schon umgedreht und schlendert davon.

Zurück am Haus, wo Peter wohnt, sehe ich zwei Frauen Kartons durch die Eingangstür bugsieren und vor der Hauswand aufstapeln. Sie mustern mich geringschätzig. Ihre gesamte Habe

ist ein kümmerlicher Stapel Kartons auf dem Gehweg. Ich steige über blau-grüne Kissen von der Art, wie sie auch bei Peter auf dem Boden herumliegen.

Die Luft im Flur und im Fahrstuhl ist stickig und heiß. Ich frage mich, wieviel Geld es wohl kosten würde, Klimaanlage im Treppenhaus einzubauen, so wie es in China üblich ist. Die alten Leitungen und Anschlüsse sind noch vorhanden; denn früher waren auch hier die Flure temperaturgeregelt, was nebenbei zur Folge hatte, daß die einzelnen Mieter weniger an Heizkosten ausgeben mußten.

»He«, sage ich. »Da zieht jemand aus.«

Peter zappt durch das Videoprogramm. »Wer denn?«

»Keine Ahnung; es sind jedenfalls zwei Frauen.« Peter scheint genauso frustriert zu sein wie ich. Während ich mich auf dem Kiez am Strand herumgetrieben habe, hat er mit seinem Drachenflieger gesprochen. »Vielleicht könnte ich da einziehen.«

»Spar dir lieber das Geld, bis du einen Job hast«, sagt Peter.

»Ich will dir nicht länger zur Last fallen.«

»Das tust du nicht, und schließlich beteiligst du dich ja auch an der Miete.«

»Wie geht's diesem Flieger? Ich habe seinen Namen vergessen.« Mit anderen Worten: Was macht dein Liebesleben? Ich kann es nicht verknusen, daß er einen Liebhaber hat.

Peter wirft mir einen flüchtigen Blick zu. »Zinnober ist bloß ein Freund, und fliegen tut er auch nicht mehr. Das war einmal«, antwortet er, kurz angebunden. Ich hätte nicht fragen sollen.

»Ich brauche meine eigene Wohnung«, sage ich und setze

mich neben ihn.

»Und wenn du keine Arbeit findest, muß ich dir Geld zuschießen, bis wir am Ende beide blank sind. Dann hat keiner mehr von uns eine Wohnung.«

»Ach was«, entgegne ich. »Ich miete die Wohnung bloß für ein paar Monate. Danach ziehen wir gemeinsam nach Pennsylvania.«

Ich hole ihm ein Bier und massiere seine Schultern.

»Du bist mir eine richtige Florence Nightingale«, sagt er.

Durch das Zimmer spuken Gespenster.

Ich bekomme die Wohnung und ziehe in den fünften Stock. Parterre wäre mir lieber gewesen, um diesen widerlichen Fahrstuhl nicht länger benutzen zu müssen. Der Umzug ist schnell erledigt. Meine Habseligkeiten bestehen hauptsächlich aus Klamotten, und davon besitze ich auch nicht besonders viele, gerade mal das, was ich aus China mitgebracht habe. Die Wohnung hat zwei Zimmer, eine winzige Küche und ein Bad.

Ich hause in einem Loch. »Der Bodenbelag muß raus«, sage ich. Er besteht aus blau-grünem, rutschigem Kunststoff. Die Wände sind blau gestrichen. Man wähnt sich hier wie in einem billigem Swimmingpool, aus dem das Wasser rausgelassen wurde. Das Gebäude stammt aus der Zeit vor der zweiten Depression, als noch für die Ewigkeit gebaut wurde. Unter dem Bodenbelag ist fester Estrich, und die Wände bestehen aus einer soliden Balkenkonstruktion. Ich frage mich, ob es möglich wäre, die Wand zwischen den beiden Zimmern herauszureißen. Der vordere, als Wohnzimmer gedachte Raum hat nämlich keine Fenster, und das Schlafzimmer ist so klein, daß allenfalls

ein Bett hineinpaßt.

Immerhin, ich habe wieder eine eigene Wohnung. Darin kann ich schalten und walten, wie es mir gefällt. Endlich. Auf Peters Couch zu übernachten und abends am Strand entlangzubummeln, wäre auf Dauer ziemlich frustrierend gewesen.

Am Morgen nach dem Einzug ziehe ich meinen schwarzen Anzug an und gehe zum Vermittlungsbüro für Fachkräfte.

Die ganze Abteilung ist mit Teppich ausgelegt, ein Zeichen dafür, daß hier Beamte im gehobenen Dienst untergebracht sind. Aber warum muß alles so häßlich sein? Der Teppich hat jenes strapazierfähige Grün, das Flecken kaschieren soll. In der gleichen Farbe sind die Wände bis auf Brusthöhe angestrichen; der Rest ist weiß. Ich treffe mit einer Frau um die Vierzig zusammen; sie trägt einen weitgeschnittenen, beigefarbenen Anzug mit Rockschoßen, die exakt bis zu den Kniekehlen reichen.

»Genosse Zhang?« sagt sie. »Mein Name ist Cecily Hester. Ich bin beauftragt, Sie bei der Stellensuche zu beraten.«

Mir ist eine Beraterin zugeteilt. Ich weiß nicht, was ich davon halten soll. »Guten Tag«, grüße ich höflich.

Sie bittet mich, Platz zu nehmen, nicht etwa vorm Schreibtisch, sondern am Fenster zur Straße. Die Glasscheibe ist voller Fliegendreck. Hester setzt sich neben mich. »Klären Sie mich doch bitte einmal auf; was macht ein organistischer Ingenieur? Haben Sie mit Medizin zu tun?«

Ich beschreibe kurz meinen Ausbildungsgang.

»Tja, wer könnte wohl von Ihren besonderen Fähigkeiten Gebrauch machen?« sagt sie nachdenklich. Vermutlich weiß sie immer noch nicht genau, worauf ich spezialisiert bin.

»Für welche Berufsgruppen sind Sie normalerweise zuständig?« frage ich.

»Ärzte und Techniker, hochspezialisierte Fachkräfte. Sie sind bei mir schon richtig.« Sie steht auf. »Ich brauche nähere Informationen«, sagt sie und geht an den Schreibtisch. Ich folge.

»Wann kann ich mit einer Anstellung rechnen?« frage ich.

»Hängt davon ab, wie schnell wir was Passendes finden. Ein, zwei Monate werden Sie sich wohl noch gedulden müssen. Haben Sie Ortswünsche?«

»New York City«, antworte ich, ohne lange zu überlegen.

»Ostküste«, sagt sie und gibt eine entsprechende Information ins System ein. »Nordost.«

»Ich würde wirklich gern in der Stadt bleiben.«

»Genosse Ingenieur«, sagt sie. »Sie können von Glück reden, wenn sich eine Firma in der Nähe finden läßt, die für Sie Verwendung hat. Wahrscheinlich ist das allerdings nicht.«

»Soll das heißen, ich bleibe womöglich arbeitslos?« frage ich. »In China hätte ich überall eine Anstellung bekommen.« Verdammt nochmal.

»Keine Bange, einen Job kriegen Sie. Auf Anhieb fallen mir zwei Unternehmen ein, die an Ihnen interessiert sein könnten. Eine ist in Kalifornien, die andere in Arizona.«

»Im Korridor«, sage ich. Die Wüste. Wie auf Baffinland, aber diesmal auf Dauer.

»Das sind wunderschöne Anlagen«, sagt sie.

Sie verlangt, daß ich meinen Ausbildungsgang in Stichworten wiederhole, die sie in die Maschine eintippt. Anschließend lege ich ihr den Bericht über mein Abschlußprojekt vor, den Entwurf des Strandhauses.

Mir schwant, daß es Probleme geben wird. Wahrscheinlich bleibt mir nichts anderes übrig, als New York zu verlassen. Ach, als einfacher Bautechniker war doch alles viel einfacher.

Was soll ich bloß tun? Bin ich nach Baffinland und nach Nanjing gegangen, um am Ende in der Wüste zu versauern? »Wenn die Vermittlung, wie Sie sagen, ein, zwei Monate dauert, können Sie mir vielleicht für die Zwischenzeit einen Job als Bautechniker besorgen? Ich wohne vorübergehend in einer Kommune auf Coney Island und muß mich an den Wartungskosten für das Gebäude beteiligen.«

»Nun, wir werden für Sie bestimmt was Besseres finden als Bauarbeit«, sagt sie, als wäre Bauarbeit das letzte. »Ich werde mich erkundigen und Sie dann anrufen.«

Die Rückfahrt nach Coney Island dauert eine Ewigkeit.

Ich habe jede Menge Zeit zu vertrödeln. Als ich von Baffinland zurückkehrte, mußte ich zehn Monate auf die Ausreise nach China warten, aber immerhin hatte ich für diese Frist einen Job auf dem Bau. In China dann gab es jede Menge zu tun; meine zwei Jahre dort waren vollgepackt mit einem Lernpensum, das normalerweise auf drei Jahre verteilt wird.

In der Erinnerung ist mein Chinaaufenthalt zweigeteilt; zwischen den ersten drei, vier Monaten und der restlichen Zeit ist ein Einschnitt. Er markiert die Zeit vor und nach Haitao. Die Zeit danach besteht hauptsächlich aus Studium; so intensiv wie nach Haitaos Tod habe ich wohl noch nie studiert, und ich glaube kaum, daß ich mich jemals wieder zu einer solchen Energieleistung werde aufraffen können. In meiner Klasse war ich der verhaßte Streber, der *Huaqiao*, der den ganzen Notendurchschnitt durcheinanderbrachte. Ich tat nicht nur das, was

gefordert wurde, sondern weit mehr, arbeitete als Tutor und gab einem Marssiedler Nachhilfe in Systemanalyse, wovon ich auch selbst profitieren konnte, denn Alexi, mein Schüler, stellte Fragen, die mit den Lehrbüchern allein nicht zu beantworten waren.

Ich kam mir dabei manchmal vor wie bei einer Partie Solitär am Nachmittag; die einzige Alternative wäre gewesen, ganz allein zu sein.

Die Wohnung schlägt aufs Gemüt. All dieses Grün. Ich versuche zu lesen, denke aber ständig darüber nach, was sich hier verändern ließe. In China haben wir oft Sandsteinböden verlegt. Die Kosten dafür wären erschwinglich, zumal die Wohnung winzig klein ist. Sandstein wäre sehr viel besser als dieser blau-grüne Kunststoff. Wie sieht wohl der Untergrund aus?

Ich schalte die Klimakontrolle aus, räume das neue Bett und die Umzugskisten hinaus in den Flur und mache mich an einer Ecke daran, den Belag abzureißen. Ich stoße auf eine rund hundert Jahre alte Isolierschicht; darunter liegen Preßspanplatten. Das muß man sich mal vorstellen: wertvolles Holz vergeudet als billiges Baumaterial.

»Was machen Sie da?« Im Türrahmen steht Yoni; er ist einer der beiden Geschäftsführer der Wohngenossenschaft.

»Ich will den Boden auswechseln«, sage ich.

»Das müßten Sie erst einmal mit dem Komitee abklären«, sagt er.

»Ich finanziere das aus eigener Tasche.«

»Trotzdem. Was wäre denn, wenn Sie sich damit übernehmen? Die Genossenschaft müßte dann einspringen. Sie können nicht einfach Veränderungen am Gebäude vornehmen.« Er

zwirbelt seinen dicken Schnauzbart.

»Ich hinterlege das nötige Geld auf ein *Zhuazhu*-Konto«, entgegne ich.

»Auf ein was?«

»*Zhuazhu*.« Ich weiß nicht, wie ich das Wort übersetzen soll.
»Auf ein Sonderkonto. Ein Sperrkonto. Ich hinterlege das Geld für die Reparaturarbeiten auf ein Konto, das unter dem Namen der Genossenschaft läuft. Die gibt mir das Geld zurück, sobald ich mit der Arbeit fertig bin. In China ist das gang und gäbe so. Schauen Sie mal her. Wissen Sie, was unter dem Belag ist? Preßspan.«

»Was ist denn das?« fragt er.

»Holzspäne, die zu Platten gepreßt worden sind. Schauen Sie.«

Er kommt und geht neben mir in die Hocke. »Oh, das sieht aber nett aus. Sind hier alle Böden so verlegt?«

Achselzuckend sage ich: »Keine Ahnung. Auf jeden Fall geht der Boden bis zur Nachbarwohnung durch. Sehen Sie, die Wand ist einfach nur aufgesetzt.«

»Vanni hätte bestimmt gern so einen Belag«, sagt Yoni.

»Man müßte ihn versiegeln.« Er will wissen warum, und ich erkläre ihm, daß Holz weich ist und im Rohzustand wenig strapazierfähig. Dann beschreibe ich ihm die Eigenschaften von Siegellack.

Er geht nach nebenan, um Vanni, meine Nachbarin, zu holen. Sie arbeitet in einer Bar und ist zunächst wenig begeistert davon, am späten Vormittag geweckt zu werden, um den Boden des Nachbarn zu begutachten. Ich habe sie erst ein paarmal gesehen. Sie ist klein und dunkelhäutig, an die fünfundzwanzig.

Mit verschlafenem Blick beugt sie sich herab. »Ist es das da, unter dem blauen Zeug? Liegt das überall im Haus?«

»Ich weiß nicht«, antworte ich. »Alte Gebäude sind wie archäologische Ausgrabungsstätten. Da kommt eine Schicht auf die andere.«

»He, Yoni«, sagt sie grinsend. »Vielleicht gibt's unter den verkorksten Anschlüssen in meiner Wohnung ja noch eine Schicht aus anständigen Rohrleitungen. Aus Kupfer womöglich.«

»Archäologie ist das Herumwühlen auf Müllhalden, stimmt's?« fragt Yoni.

»Soll wohl heißen, daß unter dem Müll immer nur Müll zum Vorschein kommt«, sagt Vanni, und an mich gerichtet: »Wollen Sie nicht auch meinen Boden rausreißen. Ich bin allerdings knapp bei Kasse.«

»Wenn ich nicht bald eine Anstellung bekomme, lege ich bei Ihnen die Spanplatten frei und versiegle sie. Versprochen.«

Damit gebe ich mich in meiner Wohnung nicht zufrieden. Ich reiße die Trennwand heraus, verputze die Bruchstellen, streiche die Wände weiß und verlege Sandsteinplatten. Weil mir geeignetes Werkzeug fehlt, bin ich volle sechs Tage damit beschäftigt. Für vier Stunden leihe ich mir allerdings eine Trennhexe aus, um die Wand zu durchbrechen, und ein kleines Schleifgerät für die Steinplatten. Alles andere ist reine Handarbeit. Manche Leute lesen im Kaffeesatz ihre Zukunft; ich suche nach entsprechenden Hinweisen in den Oberflächenstrukturen von Baumaterial. Die Steine zu verlegen, ist eine mühselige Plackerei, aber am Ende sieht der Boden hell und freundlich aus. Demnächst

werde ich noch den Fensterausschnitt vergrößern.

Endlich kann ich wieder einmal zufrieden mit mir sein. Ich habe die Zeit sinnvoll genutzt und habe nun eine Zuflucht, in die ich mich zurückziehen kann, wenn mir die deprimierende Schäbigkeit allenthalben zuviel wird.

Aber jetzt habe ich wieder Leerlauf. Ich schaue ein bißchen Video und grüble vor mich hin. Warum habe ich mir bloß all die Arbeit gemacht? Auf Dauer werde ich hier nicht wohnen bleiben können. Ich habe mich für irgendeinen Nachfolger ins Zeug gelegt, dem die Wohnung womöglich gar nicht gefallen wird, weil sie kein Schlafzimmer hat. Es wird Zeit, daß ich vor die Tür gehe, sonst fällt mir noch die Decke auf den Kopf.

Ich gehe nach unten, um nachzuschauen, ob Peter da ist.

»Zhang!« Peter ist sichtlich überrascht, als er mir die Tür öffnet. »Komm rein! Wie steht's mit der Wohnung?«

»*Bu-cuo*.« Nicht schlecht. »Fast fertig. Sobald ich Bier im Kühlschrank habe, lade ich dich ein. Störe ich?«

»Nein, ich habe nur Besuch von einem Freund«, sagt er und führt mich ins Wohnzimmer.

Es ist dieser kurze, drahtige Typ. Kein Zweifel, er ist Drachenflieger. »Hallo«, grüße ich. »Ich bin Zhang. Oder Rafael.«

»Ich habe dich vor Jahren schon ein paarmal gesehen«, sagt er. »Zinnober Chavez.« Er steht auf und reicht mir die Hand. »Du warst mit Peter des öfteren im Commemorative.«

»Ich erinnere mich an dich«, lüge ich. Wie sollte ich mich an all die Gesichter im Commemorative erinnern? Doch plötzlich klickt es; sein Nachname kommt mir tatsächlich bekannt vor. Allerdings verbinde ich jemanden damit, der tot ist. Offenbar täusche ich mich.

»Pijiu?« fragt Peter. Er gibt sich ganz unbefangen.

»Gern«, antworte ich. Eigentlich wollte ich mit Peter über meine Zukunft reden; aber daraus wird wohl nichts. Nicht mehr heute abend. »Du bist also Peters Geheimnis«, sage ich.

Peter wirft mir einen irritierten Blick aus der Küche zu, was mich im stillen freut. Andererseits aber fühle ich mich bei einer Gemeinheit ertappt.

»Ich habe viel von dir gehört«, sagt Zinnober. »Du und Peter, ihr seid schon lange Freunde. Wie möchtest du angesprochen werden, mit Zhang oder lieber Rafael?«

»Wie nennt mich Peter?«

»Meistens Rafael.«

»Ist mir recht so«, sage ich. »Ja, Peter ist ein guter Freund. Der beste.«

Aus der Küche meldet sich Peter: »Was soll das sein, eine Lobrede auf mich?«

»Allerdings hat er eine Macke«, füge ich hinzu. »Er glaubt, andere ständig bemuttern zu müssen.«

Zinnober weiß anscheinend, wovon ich rede, und fängt schallend zu lachen an. Peter kommt aus der Küche, vor Verlegenheit rot im Gesicht. Er reicht mir mein Bier, teilt dann auch an Zinnober aus und mustert ihn mit kritischem Blick.

»Sieh mich nicht so an!« protestiert Zinnober. »Ich habe nichts gesagt.«

Ohne Arbeit halte ich es nicht aus. Mir bleibt zu viel Zeit zum Grübeln.

Ich lese, sehe Video. Abends schlendere ich über den Kiez, manchmal sogar bis spät in die Nacht hinein. Freitagabend

verkrieche ich mich mit einem Jungen unter den Brettersteg. Er sieht aus wie siebzehn, behauptet aber, zwanzig zu sein. Die Buden haben dichtgemacht, und es sind nur wenig Pärchen unterwegs. Trotzdem klappern ständig Absätze über uns hinweg. Der Fick ist schnell vorbei, ohne Gefühl und mit häßlichem Nachgeschmack.

Ich erinnere mich an die Zeit, als ich Stricher war. Die Freier kamen mir alle schrecklich alt vor.

Meine Tage sind leer, leer wie die Zeit auf Baffinland. Zwei Wochen meines Lebens streichen ungenutzt vorbei. Manchmal gehe ich abends runter, um mich mit Peter und Zinnober zu unterhalten. Zinnober lädt zu einer Party ein; ich sage zu, Peter zuliebe. Doch der Freitag, an dem Zinnober feiert, wird für mich zu einer Art Meilenstein oder besser gesagt: Wendepunkt. Zuerst sind meine Aussichten noch düster und öde wie der Blick aus dem Fenster der Halsey Station, wo der Wind bläst und Schnee vor sich hertreibt und alle Orientierung verloren geht.

Dann ruft Cecily Hester aus dem Vermittlungsbüro für Fachkräfte an. »Ich habe Neuigkeiten«, sagt sie und klingt ganz aufgeregt. »Western Technologies in Kalifornien. Sie bieten neun-zwei im Jahr, was zwar ein bißchen wenig ist, aber für den Anfang nicht schlecht. Und ich glaube, ich habe was für Sie zur Überbrückung.«

»In Kalifornien?« frage ich nach, obwohl ich sie deutlich genug verstanden habe. Neun-zwei? Das soll wenig sein? Als Bautechniker habe ich bloß elfhundert gekriegt. Auf Baffinland drei-zwei, einschließlich Gefahrenzulage. Mein Vater wohnt irgendwo in Kalifornien.

»Ja, Western Technologies. Und da wäre noch eine Firma, in New Mexico-Texas, die ist sehr an Ihnen interessiert und würde weit mehr springen lassen. Sie ist multinational engagiert und hat ihren Stammsitz in der Freihandelszone von Hainandao. Deshalb kann sie so hohe Gehälter zahlen, wovon natürlich Steuern abgehen, weil das Einkommen auf dem freien Markt erzielt wird. Ich wette, Sie haben noch nie Steuern zahlen müssen. Da kommt was zusammen, dreißig bis vierzig Prozent. Aber dafür verdienen Sie ja ganz gut.« Genossin Hester grinst mich an auf dem Monitor. »Ich habe während der vergangenen drei Tage sehr viel über das organistische Bauwesen erfahren, Ingenieur Zhang. Von Ihrer Sorte gibt's nicht viele bei uns. Schön, daß Sie aus China zurückgekommen sind.«

Die gescheitesten und best ausgebildeten Fachkräfte wandern nach China aus und kommen nie mehr zurück. Daß mich Cecily Hester mit denen in einen Topf wirft, ist durchaus schmeichelhaft.

»Und noch etwas«, sagt sie. »Das College von Brooklyn hätte Sie gern als Dozent für Ingenieurwissenschaften. Der Dekan war ganz aus dem Häuschen, als ich ihm sagte, daß Sie in der Stadt sind.« Sie blickt nun nachdenklich drein. »Leider können die nicht viel zahlen, maximal sechstausend. Sie müßten sich einschränken.« Soviel Geld. »Vielen Dank«, sage ich.

Zinnobers Party. Nach Party ist mir eigentlich gar nicht zumute. Ich würde viel lieber mit Peter über das Angebot aus New Mexico-Texas sprechen, doch dazu werden wir vermutlich kaum Gelegenheit haben. Mir fehlt die rechte Lust.

Ich ziehe den schwarzen Anzug an, der, wie Haitao sagte,

konservativer sei als altmodisch. Ob Liu Wen immer noch *Jiaqiu* spielt? Ich habe nie erfahren, ob er während jener nächtlichen Razzia verhaftet wurde oder entkommen konnte. Hat er überhaupt jemals erfahren, daß Haitao tot ist? Was würden Zinnobers Partygäste von Liu Wen halten? Ich vermute, er wäre ihnen zu dekadent. Für jemanden, der alles daransetzt, seine Schönheit zu verschleudern, hätten sie bestimmt kaum Verständnis.

Ich nehme den Zug nach Brooklyn Heights, wo Zinnober wohnt. Peter hält sich schon den ganzen Tag dort auf, um bei den Vorbereitungen zu helfen. Ich bringe Bier; das ist mein Beitrag.

Zinnobers Wohnung liegt in einem alten Gebäude, das früher einmal die Residenz einer einzigen Familie war, heute aber in viele kleine Apartments unterteilt ist. In der Eingangshalle liegen Drachenteile herum, Fahrräder und umgekippte Stühle. Zinnober ist Vertreter einer Firma, die mit Drachenzubehör handelt. Die Tür steht offen. Die Wohnung ist ziemlich groß, dunkel und kühl. Zinnober Chavez verdient offenbar recht gut.

Wie gesagt, es ist ein altes Haus, massiv gebaut und kaum zu verwüsten. Im Innern sieht es auf den ersten Blick schäbig und billig aus, dabei ist die Ausstattung für New Yorker Verhältnisse geradezu gediegen. (Ich denke an die wunderschönen roten Ziegel in den Technologieanstalten von Wuxi.) An der Stirnwand hängt ein großer Bildschirm, über den ein Video flackert, eine Endlosschleife, wie es scheint. Sie zeigt einen Drachenflieger, der sich gerade ins Geschirr legt und mit einem Helfer aus seiner Crew spricht. Der Flieger ist nicht etwa Zinnober, sieht aber ebenfalls spanisch aus. Schließlich erkenne ich den Helfer

wieder; es ist Zinnober in jungen Jahren. Der kurze Film läuft stumm ab. Man sieht nur den Flieger, der sich ins Geschirr eines altmodischen Drachen aus hellblauer und violetter Seide einklinkt, anläuft und abhebt. Darauf folgt ein Schnitt und die Einstellung von der Landung eines roten Drachen, in dem diesmal, wie es scheint, Zinnober fliegt. Dann geht alles wieder von vorn los.

Im Hintergrund ist Musik zu hören, jenes rhythmische Gedudel, wonach getanzt wird. Ich schleppe das Bier in die Küche und packe es in die Kühlbox, die schon fast voll von Bier und Wein ist. Noch tanzt niemand. Ich sehe Peter im Gespräch mit ein paar Leuten und sage Hallo, mache wieder kehrt und hole mir ein Bier, um was zu tun zu haben. Zinnober unterhält sich mit einer Frau, die anscheinend eine Fliegerkollegin ist. Sie hat langes, krauses Haar eine rote Jacke und die Hüften einer Zwölfjährigen. Unter den Fliegern kenne ich mich nicht besonders gut aus; ich weiß, in welchen Farben manche von ihnen starten, das ist aber auch alles. Das letzte Rennen, das ich gesehen habe, liegt lange zurück.

Zinnober scheint nur wenig Möbel zu besitzen. Viel Platz für eine Party.

Ich trinke mein Bier und begrüße ein paar Leute, die ich schon einmal in Peters Wohnung gesehen habe. Mit Robert lasse ich mich schließlich auf ein Gespräch ein; auch er kennt hier sonst niemanden. »Du bist in der Baubranche? Wie kommt's, daß ich dich noch nie im Ausschuß gesehen habe?«

»Ich bin erst seit ein paar Wochen hier.«

Wir unterhalten uns über dies und jenes. Small Talk. Es ist halb neun. Ich schätze, es wird niemandem auffallen, wenn ich

mich gegen elf davonstehle, vielleicht schon um halb elf.

Ich sehe mich um und entdecke zu meiner Verwunderung den jungen Kerl vom Strandkiez. Invierno.

»Na so was, der Engel!« ruft er und kommt herbei.

»Hallo«, grüße ich erfreut. »Bist du ein Freund von Zinnober?«

Er ist der Freund eines Freundes. »Fast wäre ich gar nicht gekommen«, sagt er.

»Schön, daß du dich anders entschieden hast.«

Er kennt die meisten Gäste. »Die Frau da bei Zinnober, das ist Gargoyle. Eigentlich heißt sie Angel. Und der Typ da drüben, das ist Previn Tabat, der Nachrichtensprecher.«

Ich erfahre, daß der Flieger auf dem Video Zinnobers älterer Bruder ist, der nach einem Zusammenstoß in der Luft zu Tode stürzte. Invierno flirtet mit mir. Er flirtet mit Robert. Er hat große, dunkle Augen und extrem lange Wimpern. Das Bolerojäckchen hat er auch heute an.

»Ich habe dich in letzter Zeit gar nicht mehr am Strand gesehen«, sage ich.

»Da bin ich nur selten«, antwortet er achselzuckend. »Ich bin bei einer Bank draußen in Routing beschäftigt und habe idiotische Arbeitszeiten.« Er ist Sachbearbeiter in der Kreditabteilung.

Robert läßt uns allein. Er scheint Invierno nicht zu mögen, diesen Jungen, der so von sich eingenommen ist, aggressiv, geradezu anstößig. Mir gefällt er.

»Tanzt du mit mir?« fragt er. Es tanzen inzwischen einige.

»Ich weiß nicht wie«, antworte ich grinsend.

»Das glaube ich nicht.«

»Im Ernst«, protestiere ich lachend. »Ich kann wirklich nicht tanzen.«

»Dann bringe ich dir ein paar einfache Schritte bei«, verspricht er, packt mein Handgelenk und zieht mich in die Mitte des Zimmers, wo uns jeder sehen kann. Er macht mir eine simple Schrittkombination vor, und wir tanzen. Ich hoffe, daß er bald genug hat, aber dem ist nicht so. Er variiert seine Schritte mit extravaganten, zackigen Bewegungen, die zu seiner spanischen Aufmachung passen. Seine Haltung gleicht der eines Toreros. Er hebt meine Hände in die Höhe und betrachtet mich mit wimpernschwerem Blick. Je lauter ich lache, desto mehr dreht er auf und spielt den willigen Lustknaben.

Natürlich nehme ich ihn später mit nach Hause. Wir fahren mit der U-Bahn und nehmen augenscheinlich kaum Notiz voneinander. Mein linkes Knie berührt sein rechtes. Gegenüber sitzen ein alter Mann und eine junge Frau in Krankenschwesteruniform. Er schläft, sie strickt.

Ich führe ihn in mein Zimmer, hinaus aus dem dunklen Flur, wo das Licht ausgeht, sobald die Wohnungstür geöffnet wird, und er sagt: »Hier wohnst du also.«

Wahrscheinlich bin ich für seinen Geschmack ein bißchen zu karg eingerichtet; ich habe nicht einmal einen bequemen Sessel anzubieten. »Seit kurzem erst.«

Dann überrascht er mich. »Es gefällt mir hier«, sagt er leise. »Sieht es so in chinesischen Wohnungen aus?«

»Nein«, antworte ich. »In China werden Beleuchtung und Wandfarbe programmiert, und außerdem hat man da mehr Möbel.«

Er nickt und berührt die Wand mit den Fingerspitzen.

»Weiß. Ist das nicht die Farbe des Todes?«

»Oder die des Lebens, je nachdem, ob aus östlicher oder westlicher Sicht betrachtet.«

»Wohin gehörs du, zum Osten oder eher zum Westen?«

Ich zucke die Achseln. »Sowohl als auch.«

Er steht da und sieht mich an. Er wartet. Da ich der ältere bin, liegt es an mir, den ersten Schritt zu tun. Das ist ein Schock für mich. Bisher war ich immer derjenige, der aufgefordert wurde, oder ich hatte mit Gleichaltrigen zu tun wie mit Peter. Doch jetzt ist Invierno bei mir, in meiner Wohnung. Also nehme ich ihn mit ins Bett.

Ich schlafe und wache auf, drehe mich zur Seite, ganz vorsichtig, um ihn nicht aufzuwecken, und döse wieder weg. Ab und zu schmiegt er sich an mich. Erst gegen vier oder fünf haben wir die Augen zugemacht. Jetzt ist schon später Vormittag, und das Licht scheint hell durchs Fenster. Er hat wunderschöne Schultern, unbehaart und teefarben. Die breiten, flachen Schulterblätter sind geformt wie Äxte.

Früher hätte ich dagelegen und gehofft, daß er endlich ginge, so wie all die anderen, die nie bis zum Morgen geblieben sind, sondern gleich danach ihre Strumpfhose genommen und beim Anziehen einbeinig wie Störche ihr Gleichgewicht gesucht haben. Früher hätte ich darauf gedrängt, daß er aufwachte. Ein Frühstück wäre auch nicht bei mir drin gewesen. In vier Monaten bin ich einunddreißig. Ich bin müde, aber es gefällt mir, daß er hier ist, auf dem Bauch liegt und schläft, das Gesicht von mir abgewandt.

Er hat mir erzählt, daß die tätowierte Träne – heute in Mode

– vor hundert Jahren ein Erkennungszeichen homosexueller Männer gewesen sei, die aufgrund ihrer Neigung eingesperrt waren und durch Zwangsarbeit umerzogen werden sollten. Ich hüte mich, ihn zu berühren; er könnte aufwachen.

Es klopft an der Tür. Invierno richtet sich auf.

»Augenblick!« rufe ich.

»Scheiße«, sagt Invierno und reibt sich die Augen. »Wie spät ist es?«

»Ungefähr halb elf.« Ich lange nach der Anzughose, die am Boden liegt, schlüpfe hinein, streiche das Haar aus dem Gesicht und öffne einen Spaltbreit die Tür, um zu sehen, wer da ist. Es ist Vanni, meine Nachbarin. Ihre großen Augen blicken zu mir auf; das krause, schwarze Haar ist am Hinterkopf straff zusammengefaßt.

»Oh«, sagt sie. »Sie haben noch geschlafen.«

Ich trete hinaus in den Flur. Die Luft ist stickig, ich kann kaum atmen. »Wieso sind Sie schon auf, so früh am Samstagmorgen?« Vanni arbeitet bis spät in die Nacht hinein; ich höre sie meist erst gegen zwei, drei Uhr nach Hause kommen.

Sie wirkt verlegen. »Ich würde gern den Bodenbelag in meiner Wohnung abziehen und möchte Sie um Hilfe bitten. Tut mir leid, daß ich Sie aufgeweckt habe. Das wollte ich nicht.«

»Kein Problem, ich helfe Ihnen gern, aber zur Zeit habe ich noch Besuch. Kann ich mich später, so gegen Mittag, bei Ihnen melden?«

»Ach, du lieber Himmel«, sagt sie und schlägt die Hand vor den Mund. »Entschuldigen Sie. Ja, Sie können später vorbeischauen. Ich bin zu Hause.«

Ich lächle sie an. »Bis dann.« Eigentlich müßte ich mich ge-

stört fühlen, tatsächlich aber freue ich mich, daß sie angeklopft hat. Die Vorstellung, Nachbarn zu haben, gefällt mir.

Invierno sitzt auf der Bettkante. »Ich hab verschlafen. So was Blödes auch.«

»Kommst du zu spät zur Arbeit?«

»Nein, aber ich hab vorher noch was zu erledigen«, antwortet er und springt in die Hose. Ich gehe ins Bad; mein Spiegelbild ist eine Offenbarung. Wie alt ich aussehe! Die Haare hängen wirr durcheinander. Ich spritze Wasser ins Gesicht, kämme die Haare zurück und binde sie zusammen.

Während Invierno im Bad ist, mache ich Kaffee. Er trinkt hastig eine Tasse, will aber nichts essen. Ich gebe ihm meine Nummer und bitte ihn, mich anzurufen, wenn er Zeit hat. Ohne mich anzusehen, stopft er den Zettel in die Bolerojacke. Der Morgen danach. Im Flur schenkt er mir noch ein Lächeln.

Das Lächeln ist wie die Träne an seinem Auge. Ein Zeichen, ein Signal.

In düsteren Zeiten hält man an solchen Zeichen fest.

Ich werde Lehrer.

Irgendwie ist das zum Lachen. Jemand sagt: »Sie sind Lehrer«, und schon bin ich einer. Ein Dozent sogar, um genau zu sein.

Das Brooklyn College ist eine traditionsreiche Institution. Es war schon vor der Befreiung für alle zugänglich, die die Hochschulreife hatten. Vor der Halle der Märtyrer steht ein Standbild von Christopher Brin. Die Inschrift erinnert an die Zeit der unbeschränkten Zulassung und daran, daß Brin Absolvent des Brooklyn Colleges war. Ich verstehe nicht, wie man früher ohne

Zulassungsbeschränkung auskommen konnte. Wie war ein geregelter Betrieb möglich, wenn jeder, der studieren wollte, aufgenommen wurde? Der Andrang muß doch viel zu groß gewesen sein.

In einem Gespräch mit der Dekanin des Fachbereichs bereite ich mich auf meinen Unterricht vor. Ich soll einen Kurs zum Thema ›Angewandte Ingenieursysteme‹ abhalten. Mrs. Eng, so der Name der Dekanin, will wissen, ob ich bereits Lehrerfahrung habe. Ich berichte ihr von meiner Tutorentätigkeit und dem einzigen Schüler, den ich bislang hatte. Mrs. Eng fragt, ob ich ihn, den Marssiedler, womöglich dazu bringen könnte, sich für meinen Kurs einzuschreiben; er würde kostenlos daran teilnehmen dürfen.

Über den Terminal in ihrem Büro schicke ich ein Telex an Alexi Dormov.

Dann gibt mir Mrs. Eng noch einen persönlichen Rat: Zu Beginn der ersten Stunde soll ich, ohne einen Blick auf die Kursteilnehmer zu verschwenden, zielstrebig vor die Wandtafel treten und meinen Namen darauf schreiben, dann das Seminarthema benennen, die Teilnehmernummern aufrufen und erklären, daß diejenigen, die noch nicht eingeschrieben sind, im Anschluß an die Sitzung vorstellig werden mögen.

Ich vermute, daß dieses professorale Gehabe die Studenten einschüchtern soll.

»Ganz im Gegenteil«, erwidert sie schmunzelnd. »Es soll Ihnen helfen, das Lampenfieber zu überwinden. So haben Sie immerhin etwas zu sagen, wenn Sie alle Blicke auf sich gerichtet sehen.«

Sie hat völlig recht. Offiziell sind fünfzehn Studenten für den

Kurs gemeldet, doch als ich meinen Namen ›Zhang Zhong Shan‹ an die Tafel geschrieben habe und die Klasse in Augenschein nehme, sehe ich mich der doppelten Anzahl von Teilnehmern gegenüber. Vor so vielen Leuten habe ich noch nie gesprochen, und ich fürchte, daß sie mich, sobald ich den Unterricht beginne, als Hochstapler entlarven werden. Ich sage meinen Spruch auf, und niemand rührt sich. Dreißig Gesichter starren mich an, fast die Hälfte davon sind Amerikachinesen und die meisten in Inviernos Alter. Meine Knie zittern. Zum Glück stehe ich hinterm Pult.

Ich werfe einen Blick zurück auf die Wandtafel. Anscheinend hat hier in diesem Klassenraum zuletzt ein Politikseminar stattgefunden. Auf der Tafel ist das historisch-materialistische Entwicklungsschema nach Marx skizziert: vom Feudalismus über die industrielle Revolution zum Kapitalismus über die Revolution des Proletariats zum Sozialismus beziehungsweise Kommunismus. Mir gehen jede Menge unwichtiger Dinge durch den Kopf. Mein erstes Jahr in China, mein Zimmergenosse Xiao Chen; er war Student der Geschichte. Ich half ihm bei der Examensvorbereitung und erinnere mich noch an das, was als die drei größten Fortschritte in die Wissenschaftsgeschichte des zwanzigsten Jahrhunderts eingegangen ist: die Relativitätstheorie, die Quantenphysik und die Chaostheorie.

»Sie werden bestimmt alle enttäuscht sein«, sage ich. »Aber unser Seminar beschäftigt sich nicht mit Politik, sondern mit Fragen der Ingenieurwissenschaften.«

Manche schmunzeln höflich.

»Sie haben einen Kommilitonen, der ebenfalls an diesem Kurs teilnimmt, aber etliche Minuten zurückhinkt«, sage ich.

»Er schaltet sich vom Mars aus zu. Ich bitte Sie, laut und deutlich zu sprechen, damit Alexi alles mitbekommt.« Ich fürchte, meine Stimme klingt ziemlich wackelig. Sie werden mir bestimmt nicht abkaufen, daß ich Lehrer bin. Immerhin zeigen sie sich interessiert. Ich habe kaum den Mund aufgemacht, und schon wurden sämtliche Transkribiergeräte eingeschaltet und die Marker zur Hand genommen.

Der vorbereitete Verlaufsplan meiner ersten Stunde ist, wie ich finde, brilliant. Aber eigentlich will ich heute gar nicht dozieren; ich will mich vorstellen und die Studenten ein wenig unterhalten. Wenn ich nach meinen Notizen vorgehe, werde ich sie sicherlich zu Tode langweilen. Statt dessen spreche ich darüber, wie Systeme gemeinhin eingesetzt werden und was es bedeutet, wenn wir uns in eine Maschine einklinken.

»Die Stimulation unseres Nervensystems durch künstliche Systeme ist illegal«, sage ich. »Warum wohl?«

Schweigen. *Madre de Dios*, was soll ich tun, wenn niemand antwortet? Endlich hebt ein junger Mann die Hand. Erleichtert nehme ich ihn dran.

»Weil es süchtig macht«, sagt er.

»Wie viele von Ihnen waren schon einmal bei einem Drachenrennen?« Eine typische Lehrerfrage (es überrascht mich selbst, wie lehrerhaft meine Stimme klingt). Die meisten Hände gehen nach oben. »Nun, ein Drachenflieger empfindet sein Gerät als eine Art zweiten Körper«, sage ich. »Aus den Segeln werden Flügel, die scheinbar angewachsen sind. Probleme mit dem Gerät vermitteln sich dem Flieger durch körperlich empfundene Schmerzen. Das Zentralnervensystem der Akteure wird stimuliert.« Ich blicke mich um und meine, die Langeweile

im Raum deutlich spüren zu können. Ich hätte noch andere Beispiele auf Lager – zum Beispiel die chinesische Medizin –, beschließe aber, die Sache mit den Drachenvliegern zu Ende zu bringen. Danach berichte ich vom System in Wuxi und davon, daß sich die Anwender dort nicht mehr einzuklinken brauchen. Einzelne Studenten scheinen interessiert aufzumerken, aber niemand macht Notizen. »In Zukunft werden wir alle als Cyborgs an irgendwelchen Systemen angeschlossen sein.« Ich halte eine Art Vorlesung. Erstaunlich, wie schnell man in die Rolle eines Lehrers schlüpft.

Ich erkläre, was es mit dem organistischen Ingenieurwesen auf sich hat. Mir kommt es so vor, als würde mein Vortrag über eine Stunde dauern, aber in Wirklichkeit sind nicht mehr als fünfundzwanzig Minuten verstrichen. Aus dem Stegreif schneide ich nun das problematische Verhältnis von Wissenschaft und Gesellschaft an und konstatiere in knappen Worten, daß die Schere zwischen geisteswissenschaftlicher und technischer Entwicklung weiter und weiter auseinandergeht. Dabei muß ich immer wieder an Xiao Chen denken.

Welches Beispiel könnte ich vorbringen, um diesen Sachverhalt deutlich zu machen? Was heißt überhaupt deutlich machen? Ein jeder kennt das Problem zur Genüge. Nein, auf Anhieb fällt mir kein Beispiel ein. Religion? Damit wissen wohl die wenigsten hier etwas anzufangen.

»Schauen Sie sich einmal an, was hinter mir auf der Tafel steht«, sage ich. »Wer erkennt, worum es sich dabei handelt?«

Alle starren mich ausdruckslos an. Natürlich weiß jeder Bescheid, aber niemand, der recht bei Sinnen ist, wird sich freiwillig den Mund an einer politischen Äußerung verbrennen wol-

len. Kopf runter und nur ja nicht ins Fettnäpfchen treten. Daß sich niemand meldet, macht mich nervös. Ungehalten fordere ich eine junge Frau zur Antwort auf.

Sie blickt sich hilfesuchend um. Normalerweise würde ich Mitleid mit ihr empfinden, aber im Moment habe ich nur eine Sorge: ich muß die nächste Viertelstunde über die Zeit bringen.

»Ähm, das ist die Marxsche Analyse ...«

Ich kann sie kaum verstehen. »Liebes Kind, sprechen Sie lauter, damit man Sie auch auf dem Mars versteht«, sage ich betont locker, um ihr die Scheu zu nehmen.

Lauter sagt sie: »An der Tafel stehen Begriffe der Marxschen Geschichtstheorie.«

»Richtig, und die besagt, daß sich aus der Sklavenhaltergesellschaft allmählich und aufgrund landwirtschaftlicher Strukturen eine feudalistische Ordnung entwickelt hat. Als die Feudalherren ihre Pfründe nicht mehr nur horteten, sondern gewinnbringend in Handel und Gewerbe investierten, ebneten sie den Weg zur kapitalistischen Wirtschaft, die durch die industrielle Revolution begünstigt wurde. Aber der Kapitalismus war ein instabiles System und ständig Konjunkturschwankungen und heftigen Klassenkämpfen unterworfen, die schließlich zugunsten des Proletariats entschieden wurden, worauf sich der Sozialismus etablieren konnte. So weit, so gut?«

Mit dieser Leier liegt man den jungen Leuten schon seit der Mittelschule in den Ohren, aber anstatt ungeniert zu gähnen, hören meine Studenten wider Erwarten aufmerksam zu. Daß ein Ingenieurwissenschaftler ihnen mit Beispielen aus dem Politikunterricht kommt, ist anscheinend neu für sie.

»Also«, sage ich, »wer weiß, durch wen in China die Feudal-

herrschaft eingeführt wurde?«

»Durch Kaiser Qin«, lautet die schulmäßige Antwort.

»Und wie ging es in der Entwicklung weiter?«

Für einen Moment herrscht Schweigen. Schließlich hebt ein ABC die Hand. »*Laoshi*«, das heißt Lehrer – so seine formelle Anrede. »Mao Zedong hat die Marxsche Theorie korrigiert. Die Revolution in China ging nicht vom Proletariat aus, sondern von der Klasse der Bauern.«

»Falsch«, sage ich. Die Augen des jungen Mannes werden weit. »Es war Lenin, der dem Historischen Materialismus eine andere Wendung gab. Aber ansonsten haben Sie durchaus recht.« Meine Stimme klingt wie die von Genosse Wei, meinem Rechenlehrer in der Mittelschule. Bei Marx, ich habe diesen Mann gehaßt.

Nervöses Kichern wird laut. Es ist ein gutes Gefühl, die Aufmerksamkeit der Klasse gewonnen zu haben. »Können Sie mir ein Land nennen, in dem eine proletarische Revolution stattgefunden hat?«

Eine junge Frau antwortet spontan und ohne sich zu melden: »Das war bei uns der Fall.«

»Richtig. Zu Beginn des einundzwanzigsten Jahrhunderts mußten die alten Vereinigten Staaten ihren Bankrott erklären. Grund waren eine gigantische Staatsverschuldung und ein nicht mehr aufzuholendes Handelsdefizit. Fast alle Industrienationen gerieten mit in den Sog der zweiten großen Depression. Japan entging dem totalen Bankrott, verlor aber einen Großteil seiner Märkte, während Kanada und Australien eine Allianz bildeten und ihre Wirtschaftssysteme bis auf den heutigen Tag behaupten konnten. Und wie zog sich China aus der Affäre?«

»Indem es das weiche Währungssystem wieder einführte«, antwortet einer der Studenten.

»Was ist unter einer weichen Währung zu verstehen?« frage ich.

Schweigen.

Der Junge, der mich mit *Laoshi* angeredet hat, scheint seine Fassung wiedergewonnen zu haben und meldet sich zu Wort. »Eine Währung, die nicht konvertierbar ist.«

»Und was soll das heißen?«

Er holt Luft. »Der chinesische Yuan hat nur in den Grenzen Chinas Tauschwert; außerhalb ist er lediglich ein Stück Papier.«

»Aha«, sage ich und rücke mit der Wahrheit heraus. »Sie sind die erste Person, die mir darüber Bescheid gibt, es sei denn, ich habe in der Mittelschule gerade geschlafen, als dies im Unterricht behandelt wurde.« Diesmal habe ich schon mehr Lacher auf meiner Seite.

Ich fahre fort: »Die Vereinigten Staaten waren zahlungsunfähig. Soziale Leistungen mußten gestrichen, Schulen, Krankenhäuser und Banken geschlossen werden. Unter Christopher Brin erlebte schließlich die kommunistische Partei ihren Aufschwung; sie übernahm die Kontrolle über weite Teile von New York und versuchte, die Lücken in der Sozialversorgung zu stopfen. Wir können die anfänglichen Kämpfe innerhalb der Partei überspringen, die, wie wir alle wissen, mit chinesischer Hilfe beigelegt wurden. Mit tatkräftiger Hilfe, wie hinzuzufügen wäre.«

Breites Grinsen auf allen Gesichtern.

»Damit kämen wir zum Zweiten Bürgerkrieg, dem Brin in Atlanta zum Opfer fiel. Seine Nachfolger Darwin Iacomo und

Zhou Xiezhi machten aus den Vereinigten Staaten ein sozialistisches Land. Da hätten wir's: Der Kapitalismus wird vom Sozialismus abgelöst. So, und nun noch eine Frage: Auf welchen Zeitraum datieren Sie die feudalistische Epoche in Amerika?«

Dieselbe Frage war mir einmal gestellt worden, und zwar von Karin, einer Kanadierin, die mich damit listig in Verlegenheit gebracht hatte. Ich wußte darauf genausowenig zu antworten wie heute die Studenten vor mir in der Klasse.

»Nun«, sage ich genüßlich und ohne auf Karin Bezug zu nehmen, »in Amerika gab's gar keinen Feudalismus im strengen Sinne, allenfalls regionale Formen einer Sklavenhaltergesellschaft.«

Eine junge Frau, die bislang kein Wort von sich gegeben hat, hebt die Hand. »Die Erfahrung des Feudalismus haben die Gründer Amerikas in Europa gemacht.«

Ich nicke beifällig. »Das kann man so sagen.«

Bislang kommt das, was ich sage, ganz gut an. Jetzt gerate ich ins Stocken. Mir fehlt der Nerv fortzufahren. Ich blicke auf. Sämtliche Stühle im Seminarraum sind besetzt, und zwei Studenten lehnen stehend am Fensterbrett. Sie alle warten auf die Pointe meiner Rede. »Nun, ich will auf folgendes hinaus: Was sich als politische Theorie ausgibt, ist, wenn man's genau nimmt, ein durch und durch Newton'scher Denkansatz.«

Ich schaue in verständnislose Gesichter.

»Sie kennen doch Newton«, sage ich, »der mit dem Apfel.« Um Marxens und Maos willen, wie komme ich dazu, hier vor den Studenten zu stehen und über Wissenschaft und Politik zu schwafeln, bin ich doch der letzte, dem Kompetenz zuzutragen wäre? Vielleicht sollte ich nur noch erklären, warum ich ausge-

rechnet auf Newton komme und an dieser Stelle abbrechen. Jedes weitere Wort könnte gefährlich werden.

»Für Newton entsprach das Universum einem gigantischen Uhrwerk, einem Mechanismus, der von Gott aufgezogen und in Bewegung gebracht wurde. Darum bewegen sich nach seiner Vorstellung alle Gestirne vollkommen planmäßig. Das neunzehnte und zwanzigste Jahrhundert beschäftigte sich intensiv mit der Beschreibung und Berechnung dieser vermeintlich planmäßigen Abläufe.

Marx versuchte, die Gesellschaft auf ihre dynamischen Widersprüche zu reduzieren. Für Newton bestanden die Kräfte des Universums im wesentlichen aus Schwerkraft, Bewegung und Trägheit. Die Kräfte, die Marx in der Gesellschaft ausmachte, waren ausschließlich ökonomischer Natur. Er glaubte, daß eine Analyse der ökonomischen Verhältnisse die Geschichtsbewegung erklären könnte. Mehr noch, er war der Meinung, daß sich anhand der Ergebnisse dieser Analyse zukünftige Entwicklungen prognostizieren ließen.« Ich zeige auf die Tafel. »Dies hier ist die Quintessenz seiner Analyse.«

Manche nicken. Mir fällt auf, daß etliche Marker benutzt werden. »Sie brauchen sich keine Aufzeichnungen zu machen«, sage ich leise. »Was ich hier vortrage, ist kein Prüfungsstoff.«

Der junge Mann, der mich *Laoshi* genannt hat, lehnt sich grinsend zurück.

»Marx war der Auffassung, daß Abläufe entweder planmäßig, also vorhersehbar, oder aber rein zufällig sind. Das leuchtet doch ein, oder?« Ich will sie mit dieser Frage aufs Glatteis führen. Als Ingenieurstudenten beschäftigen sie sich vornehmlich mit lösbaren Problemen, und darum müssen sie das plan-

mäßige Funktionieren einer Sache voraussetzen. »Nennen Sie mir die zwei Funktionsarten, die sich extrapolieren lassen.« Ich fürchte schon, daß ich sie mit dieser Frage überfordere, doch da meldet sich ein junger Mann.

»Die lineare und die periodische.«

»Richtig. Wenn ich dieses Buch fallenlasse, können Sie die Fallbeschleunigung berechnen. Handelt es sich dabei um eine lineare oder um eine periodische Funktion?«

»Um eine lineare«, antwortet er.

Wiederum deute ich auf das Schema an der Tafel. »Linear oder periodisch?«

»Was da steht, ist keine Funktion«, sagt jene junge Frau, die die amerikanische Erfahrung des Feudalismus auf Europa zurückführte.

»Nun, aber es sieht doch ganz so aus wie eine Gleichung. Wäre diese Zuordnungsvorschrift linear oder periodisch zu verstehen?«

»Linear«, antworten zwei Studenten gleichzeitig. Natürlich. Von der Urgesellschaft bis hin zur kommunistischen Utopie verläuft eine stetige Gerade.

»Können Sie mir das Beispiel einer periodischen Funktion nennen?«

»Der Ablauf der Jahreszeiten.« Wieder ist es der *Laoshi*-Junge, der antwortet.

»Richtig. Frühling, Sommer, Herbst, Winter, Frühling und so weiter. Ähnlich verhält es sich wohl auch mit den Zyklen im Kapitalismus. Wachstum, Expansion, Flaute, Rezession. Die wirtschaftliche Entwicklung ist also nicht unvorhersehbar, oder? Es lassen sich Funktionen bestimmen. Zum Beispiel: Geht

das Angebot bei gleichbleibender Nachfrage zurück, steigen die Preise. Das ist vorhersehbar, also nicht zufällig.

Was stimmt denn nun, Marxens lineare Geschichtstheorie oder der zyklische Ablauf der kapitalistischen Wirtschaft? Wir sagen, die Geschichte wiederholt sich nicht, aber angenommen, der Geschichtszyklus ist länger als vermutet, angenommen, wir fallen zurück auf den primitiven Stand einer Urgesellschaft, um wieder von vorn anzufangen?«

»Aber im Sinne einer periodischen Funktion müßte sich alles exakt wiederholen«, sagt die Feudalismusexpertin. »Und wäre in diesem Fall mehr als unwahrscheinlich.«

»Wir sprechen lediglich in Metaphern«, erkläre ich. »Wissenschaftliche Thesen werden im öffentlichen Bewußtsein sozusagen metaphorisch verarbeitet. Im großen und ganzen beschreiben wir unsere Welt, unsere Geschichte gleichnishaft und nicht etwa wissenschaftlich exakt. Für Marx gab es nur jene zwei Möglichkeiten: entweder ist die Geschichte dem Zufall unterworfen oder aber vorhersehbar. Im ersten Fall wäre ihr Gang willkürlich. Newton aber sah im Universum eine strenge Gesetzmäßigkeit walten. Darauf greift Marx zurück, indem er auch für die menschliche Geschichte berechenbare Faktoren geltend macht. Und diese vornehmlich ökonomischen Faktoren hat er systematisiert und so – wie Newton die planetarischen Bewegungen – die Zukunft der Gesellschaft zu prognostizieren versucht.«

Ich sollte hier lieber abbrechen. Doch es würde albern wirken, wenn ich den Gedanken nicht zu Ende brächte, und außerdem reizt es mich, hier vor den Studenten all dies aussprechen zu können.

»Das hat man Ihnen so beigebracht; das ist die gültige Lehrmeinung. Ihr Ansatz entspricht dem der Newton'schen Physik. Seit Newton aber haben sich die Grundlagen der Naturwissenschaften mehrere Male radikal verändert. Im zwanzigsten Jahrhundert gab es drei Revolutionen dieser Art: Die erste markierte die Relativitätstheorie, der folgte die Quantenmechanik und schließlich die Chaosforschung. Wer weiß etwas über die Chaosforschung zu sagen?«

Laoshi sagt: »Sie ist das Studium komplexer, nichtlinearer Systeme.«

»Gut. Kennen Sie auch den Schmetterlingseffekt?«

»Wie bitte? Ich verstehe nicht, *Laoshi*.«

»Ist jemand von Ihnen an physikalischen Fragen interessiert?« sage ich. »Kann mir jemand erklären, was ›sensitive Abhängigkeit von anläßlichen Ereignissen‹ bedeutet?«

Die Feudalismusexpertin meldet sich zu Wort: »Gemeint ist die Art und Weise, in der geringe Anlässe nicht-lineare Systeme beeinflussen.« Die Definition ist schulbuchmäßig, ihr Akzent unverkennbar der von Brooklyn. Die junge Frau und der ABC gefallen mir.

»Richtig«, sage ich. »Klassisches Beispiel ist das Wetter. Gewitter ereignen sich am Rand von Tiefdrucksystemen. Das ist ein Gesetz, also nicht zufällig. Aber das Wetter ist auch nicht zyklisch. Wenn es am neunten August letzten Jahres geregnet hat, kann ein Jahr später durchaus die Sonne scheinen. Die Durchschnittstemperatur dieses Jahrhunderts braucht nicht der des vergangenen zu entsprechen. Im Gegenteil, das Klima der Erde hat sich im Lauf der Zeit drastisch verändert; es gab Eiszeiten und Wärmeperioden, doch bisher hat es niemand ver-

mocht, die Wetterdaten einer zyklischen Funktion unterzuordnen.

Wenn ich das Wetter vorhersagen will, muß ich eine Fülle von Variablen berücksichtigen: Temperatur, Windrichtung, Luftfeuchtigkeit, gemessen an verschiedenen Stellen unserer Erde, die Auswirkungen der Rotation, der Land- und Wassermassen, der Gebirgserhebungen und so weiter. Dennoch bleibt die Vorhersage letztlich vage. Eines aber kann ich mit Sicherheit annehmen: Wenn an einem Ort der Erde die Temperatur auch nur um ein zehntel Grad künstlich verändert wird, macht sich das im geschlossenen Rahmen unseres Klimasystems allenthalben bemerkbar. Das Wetter zeigt eine sensitive Abhängigkeit von anläßlichen Ereignissen. Es reagiert so empfindlich, daß sogar die Flügelbewegung eines Schmetterlings in New York ein Unwetter über Beijing zur Folge haben kann.«

Hier könnte ich nun wirklich abbrechen; was aus dieser Überlegung zu schließen ist, wird jedem klar sein. Ich lege eine Pause ein. Alles wartet; dreißig Studenten wollen, daß ich endlich auf den Punkt komme. Auch ich will es, ich bin stolz auf meine Theorie und habe keine Lust, damit hinterm Berg zu halten.

»Wie das Wetter, so ist auch die Geschichte ein komplexes System; es ist weder dem Zufall unterworfen noch linear. Marxens Prognosen gründen in der Annahme einer geschichtlichen Linearität. Allerdings spricht alles dafür, daß auch in der Geschichte jene sensitive Abhängigkeit von anläßlichen Ereignissen anzusetzen ist. Das heißt, die Zukunft läßt sich nicht exakt vorhersehen.«

Ich habe ausgesprochen, was alle wissen, aber nicht zu sagen

wagen. Marx hatte unrecht.

»Lesen Sie für Donnerstag das erste Kapitel durch; die Aufgaben zwei, sechs und sieben bitte ich vorzubereiten«, sage ich. »Es geht um Fragen systemgestützter Verfahrenstechnik. Mal sehen, wie Sie damit zurande kommen. Wir sehen uns also am Donnerstag wieder, vorausgesetzt, daß ich dann noch Ihr Lehrer sein werde.«

Sie bleiben noch eine Weile auf ihren Plätzen. Ich werfe einen Blick auf die Uhr. Wir sind schon ein paar Minuten über der Zeit. Ich bin schweißnaß unter meinem schwarzen Anzug, aufgedreht und voller Sorge. Plötzlich stehen alle auf. Sechs oder sieben Studenten kommen zu mir ans Pult und bitten darum, sich nachträglich für den Kurs einschreiben zu dürfen.

Anscheinend hat niemand Meldung gemacht, denn es ist inzwischen Donnerstag, und ich bin immer noch als Lehrer im Amt. Alexi Dormov hat mir wie üblich eine Liste von Fragen zugeschickt und mit einer Anmerkung versehen: »Wenn Sie so weitermachen, landen Sie bestimmt demnächst bei uns. Ich hoffe, Sie mögen Ziegen.«

Genossin Cecily Hester ruft mich vom Vermittlungsbüro für Fachkräfte aus an. Mit freudiger Miene sagt sie: »Ich lese gerade die Reaktionen auf Ihre Bewerbung und rate Ihnen, sich schnellstens mit meinem Vorgesetzten in Verbindung zu setzen. Sie sind mir jetzt eine Nummer zu hoch. Gratuliere. Können Sie noch heute zu uns kommen?«

Warum nicht? So gegen zehn.

Ich ziehe meinen chinesischen Anzug an und fahre in die

Stadt, wo ich Bekanntschaft mache mit Genosse Huang, dem Vorgesetzten von Cecily Hester. Er ist ein ABC. An der Spitze der Hierarchie trifft man fast nur noch auf ethnische Chinesen. Er klärt mich darüber auf, was ich bei den einzelnen Unternehmen, die an mir Interesse zeigen, zu erwarten habe, und worauf es unbedingt zu achten gilt. Außerdem macht er mich aufmerksam auf den Unterschied zwischen ausgezahltem Gehalt und dem Wert von Vergünstigungen. »Wenn Sie bei einem großen, multinationalen Unternehmen einsteigen, werden Sie gleichzeitig Mitglied einer Gemeinschaft. Eine solche Gemeinschaft ist geprägt von einer unternehmerischen Philosophie, der Sie sich unterordnen müssen. Das sollte Ihnen von vornherein klar sein.«

»Ist es möglich, daß mir eine Probezeit eingeräumt wird?« frage ich. »Eine Frist von drei Monaten etwa, innerhalb derer ich oder die Unternehmensleitung entscheiden kann, ob ich in diese Gemeinschaft hineinpasse oder nicht?«

Er sagt, daß das möglich sei.

Genosse Huang ruft zwei Unternehmen an: Western Technologies und New Mexico-Texas Systems. Ich ziehe mich derweil in ein grünes, schäbiges Wartezimmer zurück mit verschlissenen Schonbezügen auf Polstersitzen aus dem Fundus für Verwaltungsmöbel.

Wenig später kommt er zu mir heraus und sagt: »Ingenieur Zhang, ist es Ihnen möglich, am Freitag zu einem Vorstellungsgespräch nach Arizona zu fliegen?«

Nein, denke ich, das geht nicht. »Ich muß unterrichten«, antworte ich.

»Wenn ich richtig informiert bin, unterrichten sie dienstags

und donnerstags. Das Wochenende wäre demnach frei.«

Mir fällt keine Ausrede ein.

Ich fliege also nach Albuquerque. Am Flughafen erwartet mich eine Vertreterin von New Mexico-Texas Light Industrials samt Chauffeur. Mrs. Ngyuen ist so dunkelhäutig wie meine Mutter und scheint dem Aussehen nach lateinamerikanischer Herkunft zu sein, während ihr Name auf eine asiatische Abstammung schließen läßt. Sie hat eine konservative Kurzhaarfri-sur und trägt eine Bluse mit kurzem Ärmel, sandfarben wie die lange Hose, was ihr den Look einer Geologin oder Archäologin verleiht. Albuquerque liegt im Westkorridor. Die große Trockenheit ist hier Gesprächsthema Nummer eins. Während der Fahrt zur Niederlassung des Konzerns unterhalten wir uns ausschließlich über das Problem der Wasserversorgung.

Ich erwarte, einen Gebäudekomplex vorzufinden, der ähnlich prachtvoll ist wie die Technologieanstalten von Wuxi und womöglich in einer grünen Oase liegt, umgeben von felsiger Landschaft. Wir gelangen an einen Maschendrahtzaun und fahren meilenweit daran entlang. Jenseits des Zauns ist keine Besonderheit auszumachen, nur Wüste. Endlich erreichen wir die Zufahrt, ein Wachhaus mit Schranke. Auf einem Schild steht zu lesen »New Mexico-Texas Light Industrials«; es ist sehr klein.

Die Landschaft brütet unter glastigem Licht, dabei ist es erst zehn Uhr. Ich sehne mich nach der Oase in meiner Vorstellung, sehe aber während der Fahrt nichts als Steine und Büsche. Die Büsche scheinen verdorrt zu sein. Mrs. Ngyuen klärt mich darüber auf, daß die Pflanzen im Frühjahr wieder grün werden. Wie auf Baffinland bleibt hier alles Leben auf diese kurze Zeit-

spanne begrenzt; der Rest ist Warten.

Nach einer Viertelstunde endlich entdecke ich vor uns ein paar Häuser, flach gebaut und fahlbraun wie die Umgebung, dazwischen nur Schotter und Kies. Kein Vergleich zu Wuxi. Im Näherkommen sehe ich, daß die Gebäude größer und höher sind als auf dem ersten Blick von ferne, dreistöckig. Der Chauffeur steuert den Wagen in eine Tiefgarage unter einem der Häuser.

Die Hitze, die mir durch die geöffnete Wagentür entgegen schlägt, ist nicht so schlimm wie angenommen; aber natürlich befinden wir uns im Schatten. Mit dem Fahrstuhl geht es hinauf in den dritten Stock.

Der Fußboden besteht aus angestrichenem Estrich; die Wände sind aus Gasbeton und voller Schrammen, trist die Büroräume. Farbe kommt nur von Abreißkalendern. Das Personal trägt Khaki, kurze Ärmel. Von einer Uniform kann wohl nicht die Rede sein, denn einige haben Overalls an, andere Hosenanzüge oder Röcke mit weißen Blusen. Manche blicken auf, als wir vorübergehen, die meisten aber sind in ihre Arbeit vertieft. Hinter einer Doppeltür tut sich eine Abteilung auf, die, wie es scheint, von den Führungskräften besetzt ist. Hier sieht alles sehr viel gepflegter aus. Unsere Schritte werden gedämpft von einem sandfarbenen Teppich. Auf Holzvitrinen steht indianische Keramik, aus Körben wachsen üppige Pflanzen. Recht hübsch, aber beileibe nicht mit Wuxi zu vergleichen.

Ich treffe mit Wang, dem Vizepräsidenten, zusammen, einem kleinen, adretten Mann mit Bürstenhaarschnitt. Er kommt vom Stammhaus in Hainandao und bleibt hier für fünf Jahre. Sein Büro ist sandfarben. Der Blick durch die großen Fenster

reicht über Meilen wüster Landschaft. Stramm wie ein Soldat steht er da, der kleine Mann im Khakianzug. Mit knappem Lächeln streckt er mir seine Hand entgegen. »Ingenieur Zhang«, grüßt er mit energischer Stimme. »Wir freuen uns, daß Sie kommen konnten.« Sein Englisch ist einwandfrei, aber mit unüberhörbarem Akzent.

Uns wird Tee serviert. Ich bestätige, einen guten Flug gehabt zu haben, dann reden wir über die Wasserknappheit. Schließlich deutet er auf eine Ablage auf dem Schreibtisch, in der Computerausdrucke liegen. »Meine Ingenieure haben sich Ihr Projekt für die Universität von Nanjing angesehen und waren beeindruckt. Sie planen also wirklich nach der organistischen Methode?«

Mein Strandhaus. Ich erkläre, diesen Entwurf – eine Auftragsarbeit – im Rahmen meines Praktikums erstellt zu haben. (Der Entwurf von Woo Eubong erhielt den Zuschlag; meiner war nicht nach dem Geschmack des Bauherrn, doch diese Information behalte ich für mich.) Vizepräsident Wang sagt, daß auch New Mexico-Texas einen organistischen Ingenieur beschäftige. »Es fällt mir schwer zu glauben, daß Sie Bedarf an einem Mann haben, der Strandhäuser entwerfen kann«, sage ich.

»Sie werden sich bei uns nicht nur mit Strandhäusern beschäftigen.« Vizepräsident Wang schmunzelt. »Ich garantiere Ihnen, daß wir auch andere Dinge für Sie zu tun haben.«

»Zum Beispiel?«

»Ich schlage vor, daß Sie darüber nach dem Mittagessen mit einer Mitarbeiterin sprechen.«

Wir essen zu Mittag. Es gibt geräucherte Makrele und eiskal-

tes mexikanisches Bier. Die Cafeteria ist sandfarben und hat ein paar dunkelgrüne Farbtupfer. Sehr gediegen. Vor den Fenstern nichts als dürres Buschwerk unter glastig weißem Sonnenlicht.

Nach dem Essen wird mir Mang Li-zi vorgestellt, die organistische Ingenieurin, ausgebildet in Shanghai. Auch ihr Büro ist mit Teppichware ausgelegt, doch das Mobiliar besteht aus Metall. Sie ist im Austausch hier und hat gerade zwei Jahre ihrer fünfjährigen Pflichtzeit hinter sich; danach wird sie nach Hainandao zurückkehren. Sie ist Chinesin. Die ersten Worte, die sie an mich richtet, lauten: »*Ni shuo poutonghua mal*« Sprechen Sie Mandarin?

»*Shuo*«, antworte ich. Ja.

»Gut«, sagt sie auf chinesisches. »Das vereinfacht die Sache. Soll ich langsam sprechen?«

»Nicht nötig«, sage ich. »Ich verstehe Sie gut; Sie sprechen deutlich genug.« Tatsächlich hat sie einen breiten shanghaiischen Akzent und spricht zum Beispiel ›Shanghai‹ wie ›Sanghai‹ aus.

Mang Li-zi ist die erste Person hier, die mir nicht in Khaki begegnet. Sie trägt einen blaßgrünen Kittel über gelber Hose. Frühlingsfarben. Ihr Gesicht ist oval und hübsch, die Nase klein, der Mund wie eine Rosenknospe. Eine sehr polierte Erscheinung. Kein Wunder, sie kommt aus Shanghai, der Modestadt des Ostens. Sie seufzt und sagt: »Tja, wir sind hier nun mal nicht in China. Aber das System ist gut, das beste, was im Westen zu finden ist, und außerdem sind wir an Hainandao angeschlossen.«

»Was ist Ihre Aufgabe hier?«

»Ich leite die Ingenieurabteilung, habe hauptsächlich Verwal-

tungskram zu erledigen. Mitunter muß ich auch Pläne modifizieren oder selber Entwürfe machen. Soll mir recht sein, aber wenn ich ehrlich bin, freue ich mich schon darauf, wieder nach Hainandao zurückkehren zu können. Immerhin, langweilig wird mir nicht. Abends setze ich mich an das Terminal, zur Entspannung sozusagen. Kommen Sie, ich will Ihnen was zeigen.«

Das System ist konventionell und bei weitem nicht so hoch entwickelt wie das in Wuxi, wo man ohne Direktanschluß auskommt. Wir klinken uns ein, und sie zeigt mir einige ihrer Entwürfe. Zwei davon stellen Bürokomplexe dar, die, wie sie sagt, demnächst auch gebaut werden – offenbar hier in Amerika, denn sie spricht davon, daß sie mit einer begrenzten Auswahl an Baustoffen planen und auf Materialien verzichten mußte, die in China oder auch Japan sehr wohl erhältlich wären. Im Augenblick arbeitet sie an einer Fabrikanlage, die wir am Monitor in Simulation durchlaufen. Mang Li-zi hat einen interessanten Stil, der unübersehbar chinesisch ist, wenn auch ganz anders als der von Woo Eubong. Woo Eubongs Einfälle sind subtiler und mitunter manieriert. Li-zi plant einfacher. Ihre Entwürfe bestechen durch Schlichtheit, die jedoch keineswegs billig wirkt.

»Die Bürokomplexe, haben Sie die für New Mexico-Texas entworfen?« frage ich, was ich selbst kaum glauben kann, da mir die Bauten nicht in die Wüste zu passen scheinen.

»Ja«, sagt sie. »Für beide Arbeiten habe ich jeweils einen Bonus bekommen.«

Zugegeben, sie sind nicht schlecht, aber wodurch haben sie eine Auszeichnung verdient? Ich erinnere mich an ihren Hin-

weis, daß sie die Entwürfe quasi zum Zeitvertreib und neben der eigentlichen Arbeit gemacht hat. Warum eigentlich? Es scheint doch, daß sie den Auftrag dazu hatte. »Tritt man mit Aufträgen an Sie heran, oder fragen Sie nach, was zu tun ist?« Im Grunde will ich in Erfahrung bringen, ob New Mexico-Texas von mir erwartet, daß auch ich meine Freizeit für das Unternehmen opfere.

»Nein, sämtliche Jobs werden ausgeschrieben. Hier, ich zeige Ihnen das mal.« Sie steigt aus dem Programm aus und holt eine Liste von Ausschreibungen auf den Bildschirm. Hunderte von Firmen rufen zum Wettbewerb auf. Hier wird zentral erfaßt, was landesweit an Aufträgen zu vergeben ist. Aus dem aktuellen, für den heutigen Tag gültigen Index läßt sich ablesen, daß keines der Projekte von New Mexico-Texas ausgeschrieben wurde.

»Wie läuft das hier?« frage ich. »Warten Sie, bis New Mexico-Texas ein Projekt ausschreibt?« Das kommt mir seltsam vor. Warum sollte sie den Auftrag nicht auf direktem Weg erhalten?

»Nein«, antwortet sie und runzelt die Stirn. »Sie verstehen wohl nicht ganz. Die Bürokomplexe, die ich entworfen habe, werden nicht für New Mexico-Texas gebaut, sondern für andere Unternehmen. Das eine für Intek, das andere für die Filiale West von Senkai. Ich fand die beiden Ausschreibungen interessant und habe mich im Namen unserer Firma daran beteiligt. Auf diese Weise komme ich ins Geschäft.«

»Und die Honorare? Wie werden die abgerechnet, wenn Sie das Angebot unter dem Namen der Firma abliefern?«

»Nun, das Honorar streicht natürlich New Mexico-Texas ein; ich bekomme dafür einen Bonus.«

Es fällt mir schwer, ihr zu folgen. Sie schaut sich die Ausschreibungen an, entwirft in ihrer Freizeit Pläne, und die Firma kassiert. »Aber Sie leisten doch die ganze Arbeit«, sage ich.

»Ich nutze das firmeneigene System«, entgegnet sie. »Ich bin nicht selbständig, sondern bei New Mexico-Texas angestellt. Gelingt es mir, ein Projekt zu aquirieren, gut, dafür bekomme ich einen Bonus. Wenn nicht ...« – sie zuckt die Achseln –, »nun, dann bleibt mir immerhin das laufende Gehalt. Außerdem genieße ich jede Menge Vorteile. Mir wird eine Wohnung gestellt, im Krankheitsfall bin ich versorgt und so weiter. Als Selbständige müßte ich all das aus eigener Tasche bezahlen.«

Ich verstehe, doch die Sache gefällt mir nicht. »Sie arbeiten also nach Feierabend und an Wochenenden, um zusätzliche Einnahmen zu erzielen.«

Sie schüttelt den Kopf. »Das wäre schön. Leider fallen in der Regel soviel Verwaltungsaufgaben an, daß ich Arbeit mit nach Hause nehmen muß und für alles andere kaum Zeit bleibt.«

»Unterrichten Sie auch?« frage ich in Erinnerung an Woo Eubong.

»Nein«, antwortet sie und starrt auf den Bildschirm. »In China, ja, da würde ich auch unterrichten dürfen. Warum sind Sie eigentlich nicht in China geblieben?«

»Ich wollte wieder nach Hause zurück.«

Mit Vizepräsident Wang esse ich zu Abend. Bei Tisch erfahre ich, was ich verdienen und wo ich wohnen soll. Er sagt, daß ich mit Mang Li-zi zusammenarbeite, bis sie wieder nach Hainan-dao zurückkehrt. Danach würde ich ihre Stelle als Cheffingenieur einnehmen. »Wenn ich richtig informiert bin, ist Ihnen eine Stellung bei Wuxi angeboten worden«, sagt er. »Darf ich fragen,

warum Sie dieses Angebot ausgeschlagen haben?»

»Ich war natürlich geehrt, aber außerstande zuzusagen. Genosse Huang hat wohl recht, wenn er berufliche Anstellung und Ehe gleichsetzt.« Daß ich nicht in China leben will, weiß ich in Gegenwart von Wang sehr wohl für mich zu behalten.

»Falls Sie an dem Posten interessiert sind, ab wann können Sie uns zur Verfügung stehen?« fragt er.

»Ich gebe ein Seminar am Brooklyn College«, antworte ich. »Das müßte ich zuerst abschließen.«

Er ist einverstanden. »Sie sehen sehr chinesisch aus«, bemerkt er beiläufig.

Ich bin sicher, daß er meine Personalakte studiert hat. »Dank eines genetischen Eingriffs«, sage ich und füge auf chinesisch hinzu: »Egal ob eine Katze schwarz oder weiß ist, Hauptsache, sie fängt Mäuse.« Ein altes Sprichwort.

Vizepräsident Wang lacht höflich. Wir essen ein würziges Gericht aus dem Südwesten: Hühnerklein mit einem Salat aus Avocados, Tomaten und Zwiebeln. Wie schon zum Mittagessen gibt es wieder eiskaltes Bier. Die Sonne geht unter. Die Landschaft glüht purpurrot, dann lavendelfarben, und als uns Kaffee und Schokoladenpudding serviert wird, ist es bereits stockdunkel draußen. Wir spiegeln uns in der Glasscheibe. Wer uns nicht kennt, würde mich in meinem chinesischen Anzug für einen chinesischen Staatsbürger halten, Wang in seiner Khaki-Kluft dagegen für einen ABC.

»Sie sind nicht verheiratet, Ingenieur, haben aber doch bestimmt irgendein Verhältnis, oder?«

Ja, zu einem Strichjungen, den ich von der Straße aufgelesen habe, und zwar in jenem Teil von New York, der Bangladesh

genannt wird. Wang würde mich mit Sicherheit wie eine heiße Kartoffel fallenlassen. »Nein«, antworte ich. »Ich habe in letzter Zeit so oft meinen Wohnsitz gewechselt, daß es zu keiner engeren Beziehung kommen konnte.«

Er nickt verständnisvoll. »Falls Sie fürchten sollten, auch hier keinen Anschluß zu finden, so kann ich Sie beruhigen. In unserer Belegschaft sind etliche alleinstehende Frauen.« Er zwinkert mir zu. »Wahrscheinlich werden Sie bereits aufs Korn genommen als attraktiver Junggeselle, der Sie sind. Ich bin sicher, daß Sie sehr schnell Anschluß finden.«

Im Gästehaus bietet man mir ein behagliches Zimmer an. Darin steht ein großes Doppelbett. Der Boden ist mit Teppich ausgelegt, und an den Wänden hängen bunte Landschaftsfotografien. Alles sehr ordentlich.

(Mitten in der Nacht wache ich auf; mir fehlt jede Orientierung. Ich muß mich konzentrieren. DA ist die Tür, DORT das Fenster, und das Bad liegt rechts vom Bett.)

Am Morgen erfahre ich, mit welchem Gehalt ich zu rechnen habe und wo meine Wohnung wäre. Das Gehaltsangebot ist außergewöhnlich hoch. Hundertdreitausend. Davon wären vierzig Prozent Steuern abzuziehen; netto blieben mir also rund zweiundsechzigtausend. Außerdem hätte ich freie Wohnung und unbeschränkten Zugriff auf das System.

Ich verspreche, mir das großzügige Angebot durch den Kopf gehen zu lassen und meine Entscheidung dem Vermittlungsbüro für Fachkräfte beizeiten mitzuteilen. Höflich bedanke ich mich bei Vizepräsident Wang auf mandarin. Ich höre meine eigene Stimme, meine altmodischen Formulierungen, meine schulmäßige Aussprache, über die sich Haitao immer lustig

gemacht hat.

Vizepräsident Wang zeigt sich beeindruckt. Er scheint ange-
tan von mir zu sein.

Mir ist, ehrlich gesagt, angst und bange. So kann ich nicht leben; ich kann nicht leben in dieser Wüstenei, umzäunt von Maschendraht. Die Vorstellung ist noch abschreckender als Baffinland, weil ich hier den Rest meiner Tage fristen müßte.

Ich muß nachdenken. Was will ich eigentlich?

Ich will weiter Seminare geben, auch wenn der Unterricht nicht immer soviel Spaß macht wie die erste Stunde. Es gefällt mir zu dozieren. Auf keinen Fall möchte ich am Schreibtisch enden. Aber wie dem auch sei, ich muß Geld verdienen.

Während ich diese Gedanken wälze, wähle ich die Nummer an, die mir Mang Li-zi genannt hat, um die Ausschreibungsliste aufzurufen. Sie hat weit über hundert Einträge. Ich gehe die einzelnen Projekte durch und schaue mir näher an, was interessant zu sein scheint. Ich lese gerade die Planungsvorgaben für ein Bürogebäude, als ein Anruf kommt, und schalte auf Sprechverbindung.

»Hier ist Zhang«, sage ich und blättere die Liste weiter, denn das Bürohausprojekt erscheint mir eine Nummer zu groß.

»Wie bitte? Bin ich nicht mit Rafael verbunden?«

Es ist Invierno. »Der bin ich.« Ich schalte auf Video um.

»Rafael«, sagt er. »Rafael Zhang. Oder Zhang Rafael?«

Ich lache. »Weder noch. Entweder Rafael Luis oder Zhang Zhong Shan.«

»Na schön.« Er mustert mich mit argwöhnischem Blick.
»Und wie heißt du richtig?«

»Beide Namen sind echt. Meine Mutter ist spanischer Herkunft, mein Vater ein ABC. Offiziell bin ich Zhang, aber die meisten Freunde nennen mich Rafael.«

Sichtlich irritiert klimpert er mit den langen Augenwimpern.

»Hör mal, ein Mann namens ›Winter‹ sollte sich mit Kritik lieber zurückhalten. Was treibst du zur Zeit?«

»Nicht viel«, antwortet er. »Mit Vornamen heiße ich übrigens Jeremy. Invierno ist mein Nachname, gefällt mir aber besser.«

»Laß uns zum Drachenrennen gehen«, sage ich.

Er geht auf den Vorschlag nicht ein. »Deshalb sprichst du also Spanisch.«

»Was man so Spanisch nennen kann. In Bogota würde mich bestimmt kein Mensch verstehen.«

»Nach einem Spanier siehst du ganz und gar nicht aus.« Er runzelt die Stirn.

»Ich klär dich über alles auf, wenn du mit mir zum Drachenrennen gehst.«

»Vorher will ich noch eins wissen«, sagt er. »Wo hast du die ganze Zeit gesteckt?«

»Was soll die Frage? Hast du deine Brieftasche bei mir liegenlassen?«

Er reagiert merklich gereizt. »Ach was, ein Freund von mir hat gestern eine Party gegeben, und ich dachte, dich dort anzutreffen. Man darf doch wohl noch fragen.« Er setzt wieder seine Torero-Miene auf, zeigt sich stolz und kämpferisch.

»Ich war in Arizona, um mich bei einem Unternehmen vorzustellen.«

»Du willst nach Arizona?« sagt er entsetzt. »Hast du sie nicht

mehr alle?«

»Ich will ja gar nicht dahin.«

»Und warum bist du da gewesen?«

»Wer hat dich zu meiner Mutter gemacht?« frage ich lachend. Invierno bringt mich immer zum Lachen. An meiner Bemerkung nimmt er keinen Anstoß. Wir gehen also zusammen zum Drachenrennen und anschließend zu mir nach Hause, denn es ist Freitag, und er braucht am Samstag nicht zu arbeiten.

Es ist Morgen, wir liegen im Bett. Er wälzt sich zu mir hin. Ich starre unter die Decke und denke an Mang Li-zi, denke daran, wie es mir in dieser Wüste von Arizona wohl ergehen würde.

Invierno hebt den Kopf und schiebt den Arm als Stütze unter Kinn. »Du siehst nicht gerade glücklich aus.«

»Ich habe Kummer«, antworte ich.

»Oh.« Und nach längerer Pause fragt er vorsichtig: »Was bedrückt dich denn?«

»Mir ist ein Job angeboten worden, der sechzigtausend im Jahr einbringt. Aber dafür müßte ich nach Arizona ziehen und mich mit Verwaltungsaufgaben herumschlagen. Außerdem würde von mir erwartet, daß ich mich mit dem Unternehmen verheirate.«

»Sechzigtausend im Jahr?« Seine erstaunte Stimme folgt mir in die Küche. »Ich dachte, du bist Lehrer.«

»Ich bin Ingenieur«, sage ich.

Ich höre, wie er sich im Bett herumwälzt. »Nimmst du die Stelle an?«

»Nein.«

»Wie kannst du so viel Geld ausschlagen?«

»Das Leben in der Wüste würde mich verrückt machen. Da könnte ich mich ja gleich als Mönch in ein Kloster einsperren lassen.«

»Ich verstehe, das würde dir schlecht bekommen«, sagt Invierno. »Aber ein paar Jahre wären doch bestimmt auszuhalten, oder? Dann hättest du jede Menge gespart und könntest ...«

»Nein«, rufe ich dazwischen.

»Warum nicht? An deiner Stelle würde ich zuschlagen.«

»Aber mir paßt die Sache nicht.« Ich bin irritiert.

»Ist ja gut.« Ich bringe ihm Kaffee. »Warum bindest du dir eigentlich immer einen Pferdeschwanz?« fragt er und richtet sich im Bett auf. »Ich finde es schöner, wenn du das Haar offen trägst.«

»Weil ich mal in einen Kerl verliebt war, der es lieber sah, wenn ich die Haare zusammenfaßte.«

Invierno nippt an seinem Kaffee und denkt nach. »Treffst ihr euch noch?«

»Nein«, sage ich. »Er ist tot; aus dem Fenster seiner Wohnung gesprungen. Das war in China.« Ich stelle die Tasse auf dem Boden ab und reibe mir die Augen. Es ist viel zu früh am Morgen, um mit einem zweiundzwanzigjährigen Bengel über dieses heikle Thema zu reden.

»Heh«, sagt er. »Tut mir leid, Rafael.« Er lehnt den Kopf an meinen Rücken. Seine Haare kitzeln angenehm. »Ich habe nur gefragt, um dich auf andere Gedanken zu bringen.«

»Nichts für ungut«, sage ich. Invierno möchte natürlich mehr wissen, verkneift sich aber weitere Fragen. Er bleibt zum Frühstück, was ich ihm hoch anrechne. »Ich melde mich wieder«,

sagt er zum Abschied. »Ganz bestimmt.«

Mich überfällt Melancholie. Der Dichter Byron hat einmal einem Freund gegenüber geäußert, daß er wünschte, unter Verstopfung zu leiden. Der Freund, den dieses Handikap tatsächlich plagte, war entsetzt und verlangte nach einer Erklärung. Byron nannte ihm den Grund: Er müsse sich all der Frauen erwehren, die ihn umschwärmten. Angeber.

Mir mißfällt es ganz und gar nicht, daß Invierno Interesse an mir zeigt.

Ich setze mich wieder vor den Bildschirm, gehe die Liste der Ausschreibungen durch und denke an Mang Li-zi. Eigentlich sollte ich lieber große Wäsche machen, bin aber zu faul, um in den Keller zu gehen. Mir fällt plötzlich die Ausschreibung für einen kleinen Bürokomplex auf. Ich drucke die Informationen aus und beschließe spontan, mich am Wettbewerb zu beteiligen. Also gehe ich in die Bibliothek und miete Benutzerzeit für das dortige System.

Das System ist nicht besonders gut, es hat zu viele Anwender und arbeitet darum mitunter ziemlich langsam. Außerdem ist es nicht gerade preiswert. Lange Benutzerzeiten schlagen gehörig zu Buche, und im Augenblick bin ich nicht gut bei Kasse. Um so mehr nervt es, Verzögerungen des Rechners in Kauf nehmen zu müssen, denn jede Sekunde kostet. Aber leider kann ich auf kein anderes System ausweichen.

Am Entwurf dieses kleinen Bürokomplexes zu arbeiten, macht Spaß. Daß ich ein öffentlich zugängliches System verwende, ist natürlich verrückt. Aber die Konkurrenz hält sich in Grenzen; ich bin einer der wenigen Ingenieure in diesem Land, die nach der organistischen Methode ausgebildet sind.

Ich könnte vielleicht ein eigenes Geschäft aufmachen. Viel muß nicht dabei herausspringen, denn solange ich am College unterrichte, ist mein täglicher Unterhalt gesichert.

An diesem Samstag arbeite ich fünf Stunden am Entwurf, am Sonntag hänge ich drei weitere Stunden dran. Das Honorar wird nicht besonders hoch sein; ich kann also davon ausgehen, daß sich nur wenige Firmen an der Ausschreibung beteiligen.

Am Montag ruft Mr. Huang vom Vermittlungsbüro für Fachkräfte an und sagt, daß ich mich bei der Firma Sung in Wisconsin vorstellen soll.

»Die können Ihnen zwar nicht so viel bieten wie New Mexico-Texas, aber vielleicht fahren Sie dennoch einmal hin«, sagt er. »Interessehalber.«

Eigentlich würde ich lieber hierbleiben und an meinem Entwurf weiterarbeiten. Trotzdem. Das System bei Sung ist um etliche Nummern besser als das der Bibliothek, und ich hätte, wenn ich die Stelle annehmen würde, wahrscheinlich genügend freie Zeit, um meine Sachen voranzutreiben.

»Ja, das sollte ich wohl tun, obwohl es mir nicht so recht ist, in den Korridor zu ziehen«, sage ich und schlage wieder jenen weichen Tonfall an, den Haitao fälschlicherweise für Höflichkeit gehalten hatte. Meine Stimme wird immer ganz leise, wenn ich etwas zu verbergen habe und mich schützen will. In China wollte ich mich vor Fehlern und Irrtümern schützen, letztlich davor, mit meiner Person allzusehr aufzufallen. Jetzt versuche ich lediglich, eine Lüge zu verhehlen. Ich verspreche mir etwas von Sung. »Dienstagnachmittag könnte ich im Anschluß an mein Seminar hinfliegen und am Mittwoch wieder zurücksein.«

Ich fliege nach Eau Clair in Wisconsin. Es ist ein ansehnli-

cher Ort, grün und voller Blumen. Am Flughafen begrüßt mich ein freundlicher junger Mann. Ein Chauffeur bringt uns zur Firma, wo ich mich bis zum Abend mit der Geschäftsführerin Cui unterhalte – mit weicher Stimme. Bei Sung ist noch kein einziger Ingenieur mit meiner Ausbildung beschäftigt. Das Unternehmen erscheint mir sympathischer und weniger straff organisiert als New Mexico. Doch als Stadtmensch werde ich mich wohl auch in dieser Gegend nicht wohlfühlen können, und außerdem wäre meine Arbeit hier wiederum fast ausschließlich vom Schreibtisch aus zu erledigen. Warum mutet man mir mit meiner Ausbildung überall nur Verwaltungsarbeit zu?

Zum Abendessen gibt es Forelle und Folienkartoffeln mit Sahne. Vor den Kantinenfenstern erstreckt sich eine grüne Weide.

Genossin Cui ist eine Frau mit kräftigem Händedruck, Chinesin, in Amerika geboren. Daß ich eine spanische Mutter habe, läßt sie unerwähnt, kommt aber auf meinen ledigen Stand zu sprechen. Das Zimmer im Gästehaus ist blau.

Und darin habe ich Zugriff auf das System von Sung. An Schlafen ist nicht zu denken. Es ist kurz nach vier, als ich meine Datei im Pfad des Bibliothekssystems abspeichere. In der Simulation habe ich mich die ganze Zeit über in meinem rot und cremefarbenen Bürokomplex aufgehalten. Als ich aufblicke, stelle ich überrascht fest, in einem blauen Zimmer zu sitzen.

Dann der Flug nach Hause zurück. Ich schlafe im Sitzen ein. Auf dem Flughafen von New York liegt dichter Nebel. Ich habe so viel zu tun, doch es mangelt an Geld und Zeit.

Ich vergrabe mich in mein Projekt. Es gilt nun, den Material-

aufwand zu kalkulieren. In Wuxi hätte das der Rechner oder irgendein Angestellter für mich übernommen. Aber hier muß ich die einzelnen Lieferfirmen anrufen und fragen: »Wieviel kostet eine Tonne davon?« »Wieviel pro Kubikmeter?« Ich rechne mit der Hand, weil ich dafür nicht das teure System in Anspruch nehmen will. Zeit bleibt mir am Abend, wenn die Bibliothek geschlossen ist. Doch immer wieder tauchen Schwierigkeiten auf, die meine Pläne umstoßen, so daß ich erneut auf das System zurückgreifen muß.

Den Studenten im Seminar gebe ich ein Projekt auf. Sie sollen einen Raum entwerfen; die Vorgaben sind so kompliziert, daß der Entwurf nur mit Systemunterstützung möglich ist. Mein ABC-Schüler fragt mich, ob er statt dessen nicht auch eine Schallinstallation entwerfen könne. »Es handelt sich schließlich um meine Abschlußarbeit«, sagt er. Ich bin einverstanden.

Das Geld wird immer weniger.

Dann bin ich pleite. Ich kann mir nicht einmal mehr eine Tasse Kaffee oder Reis leisten. Und die Arbeit ist längst noch nicht getan. In spätestens vier Tagen muß ich meine Pläne eingereicht haben, dann nämlich läuft die Ausschreibungsfrist ab. Ausgerechnet jetzt geht mir das Geld aus. Also rufe ich Peter an.

»Was ist?« fragt er.

»Ich habe ein Problem.«

Er kneift die Brauen zusammen. »Schieß los!«

»Ich bin dabei, mich selbständig zu machen. Organistische Planung.«

»Aha.« Peter scheint daran wenig interessiert zu sein. »Du wolltest dir doch einen Job besorgen.«

»Ich habe mich bei zwei Firmen vorgestellt«, erkläre ich. »Die eine ist in New Mexico, die andere in Wisconsin. Aber ich will nicht weg von New York. Der Unterricht am College macht mir Spaß, meine Wohnung gefällt mir, und der Freundeskreis ist mir wichtig. Ich bin es leid, in der Weltgeschichte herumzuziehen. Hast du überhaupt eine Vorstellung davon, wie es ist, allein zu sein, zumal an einem Ort, wo du als Schwuler um dein Leben fürchten mußt? Ich will auf Freunde nicht verzichten müssen. Ich brauche Gesellschaft.«

»Klar doch«, sagt Peter. »Warum kommst du nicht zu mir runter? Oder soll ich hochkommen?«

»Ich komme.« Und verlegen grinsend: »Ich hab kein Bier mehr.«

Er lacht. »Verstehe, China Mountain.«

Peter ist bereit, mir aus der Klemme zu helfen. Zwei Stunden später ruft Zinnober Chavez an und sagt: »Ich habe mit Peter gesprochen. Hör zu, ich mache dir einen Vorschlag. Wir werden Partner. Du hingst dein Know-how ein, ich mein Kapital.«

Jetzt bleibt nur noch eins: Ran an die Arbeit.

Am Freitagabend um sechs, pünktlich zur Sperrfrist, schicke ich meinen Entwurf ab und verlasse die Bibliothek, treppab, an den Löwen vorbei ins Gewühl von Manhattan. Mir ist nach einem Drink zumute, aber ich finde es nicht richtig, Zinnobers Geld auf diese Weise auszugeben. Ich rufe ihn an und berichte, daß unser erstes Projekt nun im Wettbewerb ist.

»Was hältst du davon?« fragt er.

»Ich finde es genial, aber wer weiß, was die anderen sagen«, antworte ich achselzuckend. »Wie dem auch sei, die Sache ist

abgeschlossen, und ich habe, ehrlich gesagt, die Nase voll. Habe ich dir schon mal mein Strandhaus gezeigt?»

Er sagt, daß Peter ihn zum Essen eingeladen habe; ich solle doch mitkommen. Aber ich bin müde und lehne dankend ab.

Danach rufe ich Invierno an.

Bis er antwortet, vergeht eine Weile.

»Hallo«, sage ich. »Ich bin's, Rafael.«

»Hallo.« Er klingt ungehalten.

»Ich habe deine Nachrichten erhalten und wollte mich schon längst melden, bin aber immer wieder davon abgehalten worden.«

»Schon gut«, sagt er. »Ich bin außerdem in Eile.«

»Hör zu, es tut mir leid, daß ich so lange nichts habe von mir hören lassen. Ich versuche, mich selbständig zu machen.«

Er verzieht das Gesicht. »Viel Glück«, sagt er und macht Anstalten, die Verbindung abubrechen.

»Heh!« rufe ich. »Augenblick. Hast du heute abend schon was vor?«

»Allerdings«, antwortet er schnippisch.

»Na ja, ich habe auch kaum damit gerechnet, daß du den ganzen Abend auf meinen Anruf wartest.«

Er schürzt die Lippen. »Nun, morgen abend hätte ich schon eher Zeit.«

»Prima. Was sollen wir machen? Ich bin pleite.«

Ihm scheint gleich der Kragen zu platzen. »Nach zwei Wochen Funkstille rufst du mich endlich an, willst mit mir was unternehmen und hast auch noch den Nerv zu sagen, daß du pleite bist.«

»Genau«, sage ich. »Aber es wird bestimmt lustig werden. Du

könntest mich zum Drachenrennen einladen.«

Er lacht. Und dann plaudern wir noch ein wenig. Er will wissen, womit ich mich selbständig gemacht habe. Ich gebe ihm Auskunft.

»Du gehst also nicht nach Arizona«, sagt er. »Was ist das für ein Krach im Hintergrund?«

»Die U-Bahn. Ich rufe von der Station aus an. Zwei Wochen lang habe ich ununterbrochen gearbeitet. Jetzt ist der Job erledigt, und ich habe mich sofort an die Strippe gehängt, um dich anzurufen.«

»Ach ja?« Daß ich nichts Eiligeres zu tun hatte, scheint ihm zu schmeicheln.

»Ja, vor 'ner Viertelstunde bin ich mit der Arbeit fertig geworden. Ich habe noch keinen Happen gegessen.«

»Seit wann nicht?« fragt er bestürzt. Offenbar ziehe ich mütterliche Typen an.

Ich überlege zur Schau. »Weiß nicht.« Natürlich habe ich zu Mittag gegessen. Ein Sandwich.

»Tja, eigentlich wollte ich auf eine Party, aber das ist nicht so wichtig. Wie wär's, wenn ich ein bißchen einkaufe und dann zu dir nach Hause komme?«

»Einverstanden«, sage ich. »Bis gleich.«

Mit Linie D fahre ich hinaus nach Coney Island; der größte Teil der Strecke verläuft unterirdisch. Am Prospect Park taucht der Zug auf ins Abendlicht. Wir haben den zweiten November. Auf Baffinland bleibt jetzt vom Tag kaum etwas übrig. In Nanjing ist es sechs Uhr in der Früh. Ich habe keinen Cent in der Tasche, fühle mich aber heiter und unbeschwert.

Wenn mein Entwurf angenommen werden sollte, kassiere

ich ein Honorar, das für den Kauf eines kleinen Systems ausreichen könnte. Dann brauche ich nicht mehr in der Bibliothek zu arbeiten. Vielleicht überläßt mir die Uni eine studentische Hilfskraft, die die Fleißarbeit für mich erledigt; im Austausch würde ich ihr die Grundlagen der organistischen Methode beibringen. Früher oder später werden wir außerdem eine Bürokräft anstellen müssen. Zinnober meint, daß unser Geschäft einen Namen braucht und angemeldet werden muß. DaoTech, so werde ich es nennen.

Vielleicht kann ich jemanden aus der Hausgemeinschaft zur Mitarbeit bewegen. Vor Jahren habe ich mich von Qian San-xiang zu einem Treffen der politischen Runde mitschleppen lassen. Ich erinnere mich: Einer aus der Runde – vielleicht war es sogar San-xiang selbst – vertrat die Ansicht, daß jedes Kollektiv einen gemeinsamen Zweck verfolgen müsse. Nun, DaoTech könnte sich, von Großprojekten abgesehen, auch um die Instandsetzung von Wohnungen kümmern. An Renovierungen, wie ich sie seinerzeit an meiner Wohnung und der von Vanni, meiner Nachbarin, vorgenommen habe, müßten doch viele Leute interessiert sein.

»*Una luz brillara en tu camina.*« So lautete ein Spruch, mit dem die Kirche früher in der U-Bahn für sich Werbung machte. Während der Zeit der Großen Läuterung war Religion verpönt, doch seit fünf Jahren macht sich auch in dieser Hinsicht eine Liberalisierung bemerkbar. Manchmal sieht man wieder diesen Spruch. »*Una luz brillara en tu camina. Descube lo que te has perdido.*« Ein helles Licht auf deinem Pfad. Entdecke, was du verloren hast.

Die tiefstehende Sonne wirft rotes Licht über Brooklyn. Es

strahlt durch die Fenster der U-Bahn. Sonnenuntergänge haben mich früher immer trübsinnig gemacht. Auf Baffinland aber habe ich gelernt, daß es vor allem gilt, sich an das Licht zu erinnern, es im Innern zu bewahren und abzuwarten. Denn die Sonne kehrt mit jedem Morgen zurück.

Nachwort der Autorin

Es scheint mittlerweile hierzulande Tradition geworden zu sein, daß Autoren, die chinesische Begriffe verwenden, eine Erklärung darüber ablegen, welche Transkriptionsform sie für die Drucklegung gewählt haben.

Aus guten Gründen setzt sich das geschriebene Mandarin (die Hochsprache in China) aus Schriftzeichen zusammen. Wird es alphabetisch ausbuchstabiert, gehen wichtige Informationen für den Leser verloren. Beispiel: Der mit den Buchstaben »jui« transkribierte Wortlaut hat zwanzig verschiedene Bedeutungen und kann unter anderem »alt« heißen oder »Alkohol«, »Wein«, »neun«, »Onkel« (genauer: »Bruder der Mutter«) oder »Geier«; für diese Begriffe steht im Original ein jeweils anderes Schriftzeichen. In der lateinischen Buchstabierung läßt sich allenfalls im Kontext erschließen, welche Bedeutung gemeint ist.

Es gibt etliche Transkriptionsformen; am gebräuchlichsten ist wohl das Wade-Giles-System. (Beispiele dafür sind die Schreibweisen ›Mao Tse-tung‹, ›Chung-king‹ oder ›Peking‹.) Zu nennen wären außerdem das Yale-System sowie eine Version, die in Taiwan verbreitet ist. Ich persönlich ziehe jene Schreibweise vor, die in der Volksrepublik China Anwendung findet, die sogenannte Pinyin-Transkription (›Mao Zedong‹, ›Chongqing‹ oder ›Beijing‹). Meine Wahl dieser Form hat zwei Gründe: Zum einen setzt der fiktive Rahmen des Romans die weltweite Hegemonie Chinas voraus; zum anderen – und das ist,

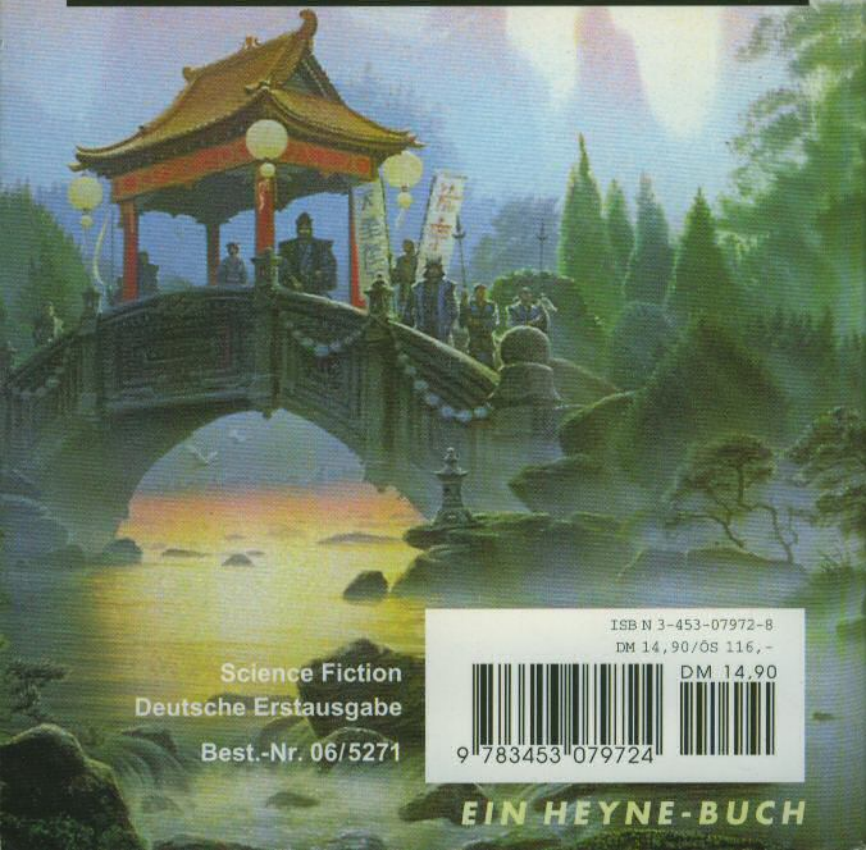
um ehrlich zu sein, der eigentliche Grund – habe ich dieses System von Grund auf gelernt, sowohl in den Vereinigten Staaten als auch in China.

– *Maureen F. McHugh*

Ein ABC

– ein American Born Chinese –
hat's nicht leicht, weder in seiner Heimat,
den USA, noch in China und erst recht
nicht, wenn man schwul ist.
Aber Zhang ist ein abenteuerliches Leben
gewöhnt und weiß sich durchzubeißen.

Das beispiellose Debüt einer jungen
amerikanischen SF-Autorin



Science Fiction
Deutsche Erstausgabe
Best.-Nr. 06/5271

ISBN N 3-453-07972-8
DM 14,90/ÖS 116,-

DM 14,90



9 783453 079724

EIN HEYNE-BUCH